N.ro 204.

Turc. 96 m (3

L

170

<36601385150018

<36601385150018

Bayer. Staatsbibliothek

Gemälde von Konstantinopel

von

Fr. Murhard.

Dritter Band.

Penig und Leipzig 1804.
bei F. Dienemann und Comp.

Wbt/66/75

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gemälde

von

Konstantinopel.

Dritter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein und vierzigstes Kapitel.

Die türkischen Hemden und Beinkleider. — Die morgenländischen Fußbekleidungen. — Die Oberkleider, Pelze und Benische. — Noch ein paar Beispiele von der Verschiedenheit der abendländischen und morgenländischen Sitten und Gewohnheiten. —

Nur mit dem kleinsten Theile des Körpers sind wir jetzt zu Ende, wir steigen vom Kopfe und Halse nun zu denen herunter, welche beim menschlichen Organismus bei weitem den größten Umfang einnehmen. Aber auch hier wird sich in Ansehung der Bekleidung eine nicht minder große Verschiedenheit von der europäischen bei den Muselmännern offenbaren.

Der Europäer pflegt auf dem bloßen Leib ein linnenes Hemd zu tragen, der Türke bedient sich dazu eines baumwollenen oder seidenen. Ob es gleich niemals und an keinem Orte gesehen werden kann; so ist es doch selbst bei Leuten vom gemeinsten Schlage in Konstantinopel an den Enden und besonders an den Ärmeln oft mit mehr oder weniger feinen Stickereien versehen. Die Vornehmen tragen bisweilen Hemden, von denen das Stück mehr als hundert Piaster zu stehen kommt. Sie sind von der feinsten Arbeit, mit schönen Streifen und Zierrathen versehen und an vielen Orten mit Gold und Seidenstickerei, mit Blumen und Guirlanden verbrämt. Ein Arzt, der lange in der Levante praktizirt hatte, behauptete gegen mich vielleicht nicht ohne Grund, daß mußelinene, baumwollene und seidene Hemden weit zuträglicher für die Gesundheit wären als die europäischen linnenen.

Diese türkischen Hemden bestehen aber auch nicht aus einem so dichten und festen Zeuge wie bei uns die von Leinwand, sie gleichen

mehr einem dünnen Gewebe, das bisweilen so fein ist, daß das ganze Stück in eine Hand genommen und zusammengedrückt mit der Faust bedeckt werden kann. Die Farbe derselben ist auch nicht etwa wie bei den unsrigen wohl gebleichten weiß, meistens haben sie ein gräuliches Ansehen, welches nur durch die hellen farbigen Zierrathen an den Enden etwas gehoben wird. Endlich ist auch ihr Schnitt sehr von dem der abendländischen verschieden, sie hängen ganz offen um den Leib, es kommt einem vor, als wäre nur ein Sack mit einer Öffnung um den Hals gehängt, weder am Halse noch an den Händen werden sie wie bei den Europäern durch Knöpfchen befestigt. Die Länge dieser Hemden ist übrigens sehr verschieden, bei einigen gehen sie nicht viel über die Hüfte, bei andern reichen sie bis an die Kniee.

Der untere bloße Theil des Körpers ist noch durch Unterbeinkleider bedeckt, welche ziemlich weit sind und aus baumwollenen Zeugen bestehen. Die Feinheit derselben richtet sich nach dem Vermögen des Besitzers. Ihr

Schnitt ist so beschaffen, daß sie sich vorn und hinten gleich sind, folglich auch auf beiden Seiten nach Belieben getragen werden können. Schon dadurch unterscheiden sie sich von den bei den Europäern gebräuchlichen Unterbeinkleidern, aber noch mehr weichen sie darin von diesen ab, daß sie nicht etwa zugeknöpft oder zugeschnallt, sondern mit langen an den Enden meistens mit Gold und Blumenstickerei versehenen Binden um den Leib fest zugezogen werden.

Die türkischen Unterkleider sind also, wie wir sehen, sehr von den europäischen verschieden, aber noch weit mehr sind es die Oberkleider. Die Oberbeinkleider der Muselmänner sind erstaunlich weit, so daß sie wie ein Frauensrock um die Beine herumhängen und bis auf die Erde herabreichen, besonders suchen die Vornehmen und Reichen dadurch eine Auszeichnung, daß sie sie oft von einem Umfange tragen, der im Gehen viel Unbequemlichkeit verursachen muß. Aber freilich sind solche Beinkleider auch nur für Leute berechnet, die ganze halbe Tage mit untergeschlage-

nen Beinen auf ihrem Divan sitzen können, unaufhörlich Taback rauchen und Kaffee trinken und auch nicht einmal ein Verlangen bezeigen, den Ort, den sie einmal mit ihrem schweren Körper eingenommen haben, zu verändern oder sich von ihren weichen Polstern zu erheben.

Der Arbeiter, der Handwerker, der Tagelöhner, der Lastträger und andere Menschenklassen würden übel dabei wegkommen, wenn sie die Last ihrer schon schweren Kleider und die Hitze des Tags an ihrem Körper noch durch solche Beinkleider von ungeheurem Umfange vermehren wollten. Bei ihnen sind sie beträchtlich enger; aber doch immer noch ohne Vergleich weiter als die weitesten Pluderhosen der jungen Europäer.

Außerdem gehen die Beinkleider der Vornehmen fast bis auf die Füße, und auch alle Türken vom Mittelstande tragen dieselben von dieser Form; die gemeinern Klassen der Muselmänner hingegen haben sie weit kürzer oft nur bis an die Kniee, die Janitscharen bis unter die Waden und die Seeleute am

kürzesten. Statt der Schuhe haben die Türken nun lederne Säcke von gelbem Saffian oder Sandalen ohne Sohlen, welche etwa einen halben Schuh über den Fuß an den Oberbeinkleidern festgenähet werden und den ganzen Fuß sowie einen Theil der untern Beinwade bedecken. Da die helle schwefelgelbe Farbe leicht Schmutz annimmt; so reicht ein paar Beinkleider mehr als zwanzig solcher Sandalen aus. Sobald sie den Glanz verlohren haben, ihre Farbe ins Dunkelgelbe übergegangen ist und mit einem Worte ein verbrauchtes Ansehn bekommen, werden sie von den rothen Beinkleidern abgetrennt und dafür neue daran gesetzt. Diese Arbeit verrichten die Schneider und die ärmern Klassen von Menschen nehmen dies Geschäft selbst über sich.

Mit diesen Sandalen kann man nun wohl auf dem Divan sitzen und auf den Teppichen in den Zimmern oder auf dem reinen marmornen Fußboden herumgehen; allein sie würden bald verdorben seyn, wenn man damit nur die Hausflur betreten oder ein Stück

Weges auf der Straßen machen wollte. Und wie unbequem würde es nicht seyn, damit zu gehen, da man wegen ihrer Dünnheit und Feinheit jedes Steinchen, worauf man tritt, fühlt? Man tritt darum mit den Sandalen in Paputschen, einer gewißen Art von Pantoffeln ohne Hintertheil, die mit jenen von einerlei Farbe und Leder seyn müßen. Diese haben Sohlen und mit ihrer Hülfe kann man nun schon eine gute Strecke Weges thun, ohne Gefahr zu laufen, sich die Füße wund zu gehen. Aber da sie ganz frei an den Sandalen stecken oder vielmehr hängen und die Zehen oder die Spitzen der Füße allein nur in denselben zu stehen kommen und sie festhalten müßen, indem sie ohne Hintertheile sind, so gehört schon viel Übung dazu, mit diesen orientalischen Fußbedeckungen nur einigermaßen fortkommen zu können. Es wird einem anfangs so schwer, daß man fast verzweifelt, es je zu lernen: man verliert die Paputschen alle Augenblicke und ehe man sich's versieht, ist man ein paar Schritte mit den Sandalen fortgeschritten und hat den einen oder den

andern Anhängsel hinter sich zurückgelassen. Sind die Wege, welche man zurückzulegen hat, bergig, steil, höckerig oder mit Koth bedeckt, so ist vollends der Ungeübte kaum im Stande, von der Stelle zu kommen.

Man gebehrdet sich seltsam, wenn man zuerst solche Paputschen an die Füße bekommt, es kommt einem vor, man sey alle Augenblicke aus dem Gleichgewichte und in Gefahr zu fallen, und erregt ein allgemeines Gelächter bei den Zuschauern. Und wenn man nun sieht, wie andere mit diesen orientalischen Schuhen nicht nur schnell fortschreiten, sondern wirklich laufen; so kann man sich nicht genug darüber wundern. Um andere Reisende, welche die Umstände nöthigen, ihren Körper in orientalische Kleider zu stecken, vor ähnlichen Verlegenheiten zu bewahren, will ich ihnen ein Mittel angeben, wie sie es anfangen sollen, um mit den türkischen Paputschen fortzukommen. Entweder müßen sie die Sandalen durch ein paar feine Stiche an den Pantoffeln befestigen lassen oder den Untertheil der erstern und das Innere der letztern

mit einem gutklebenden Wachse bestreichen. Unvermerkt werden sie so orientalisch gehen lernen und nach einigen Monaten sich schon einen ziemlich festen Tritt angewöhnen.

Mit den Sandalen und Paputschen wird übrigens in den türkischen Ländern und besonders in Konstantinopel ein großer Luxus getrieben. Wer es nur einigermaßen kann, will immer die besten und feinsten Sorten haben und ihr Verbrauch ist ungeheuer. Es giebt Vornehme, die tagtäglich neue Fußbedeckungen zu tragen pflegen und denen sie daher jährlich ein paar tausend Piaster kosten. Andere wechseln damit wöchentlich oder monatlich und keiner, der sich nur etwas reinlich und elegant tragen will, kann ein Vierteljahr ohne neue Sandalen und Paputschen zubringen. Der Europäer bleibt bei seinem paar Schuhen, bis sie durchgegangen oder zerrissen sind und dann läßt er sie auch wohl noch einmahl sohlen. Der Orientaler zerreißt die seinigen nie; aber er muß sie ablegen, weil nichts leichter als sie beschmutzt werden kann und wenn sie einmal beschmutzt sind, sie nie

wieder rein zu bringen sind und also zu seiner übrigen reinlichen Kleidung nicht passen würden. Auch aus den ärmern Klassen bedienen sich viele gelber Sandalen und Paputschen, da sie sie aber gewöhnlich lange tragen müßen, ehe sie sich neue anschaffen können; so ist oft nichts schmutziger als ihre Fußbekleidungen; da lobe ich mir doch die schwarzen Schuhe unsers gemeinen Mannes, die durch Bürsten und Fett leicht wieder rein zu bringen sind.

Übrigens ist es in der Türkei keine Sitte, sich Schuhe, Pantoffeln oder Stiefeln anmessen zu lassen. Die levantinischen Schuster sind dieser Mühe überhoben und tragen nie ein Fußmaaß bei sich wie die unsrigen. In ihren Werkstätten finden sich kurze und lange, breite und schmale Sandalen und Paputschen zu Hunderten und jeder sucht sich da aus, was seinen Füßen am bequemsten und angenehmsten ist, und da die morgenländischen Fußbekleidungen immer weiter seyn müßen als die Füße und nie so hart anzuliegen brauchen als die Schuhe der Europäer; so wird

man jedesmal bald ein paar für sich passende finden.

Auch pflegt die Dienerschaft gewöhnlich alle Kleider und so auch die Fußbekleidungen der Herrschaft nachzutragen; man sieht daher besonders häufig Bediente und Sklaven mit alten Sandalen und Paputschen einhergehen. Für den Arbeiter, Lastträger, Handwerker .... würde diese Tracht mit vieler Unbequemlichkeit verbunden seyn; diese tragen meistens rothe saffianene türkische Pantoffeln mit Hinterquartieren oder rothe oder gelbe, auch wohl blaue Stiefeln, die so unförmlich aussehen wie die europäischen Kourierstiefeln. Halbstiefeln, Stiefeln mit Umschlägen, Pantoffeln mit Schnallen sind nirgends in der Levante anzutreffen und Kamaschen sind gar nicht im Gebrauch.

Über dem Hemde und den Beinkleidern tragen die Europäer nun Westen und enge Röcke, die Orientaler haben dafür Kleidungsstücke, welche mehr oder weniger unsern Nacht- und Hauskamisölern, Jacken und Schlafröcken ähneln. Alle sind weit und ohne

Knöpfe und, je nachdem es die Jahreszeit mit sich bringt, gefüttert. Die Vornehmen haben lange Kleider, die bis über die Kniee herabhängen, vorn über einander liegen und mit weiten Ärmeln versehen sind, so daß man ohne Ungemächlichkeit eins über das andere anziehen kann. Von den Beinkleidern darf man nur die untern Theile sehen, die obern müßen immer verdeckt bleiben. Auch befindet sich oben vorn und hinten ein weiter Schliz, den die Sittsamkeit zu verbergen befiehlt.

Diese weiten Jacken und Schlafröcke sind von allerhand baumwollenen, halbseidenen oder mußelinenen Stoffen, die theils in der Levante theils zu diesem Behuf in Europa verfertigt werden, entweder gestreift oder geblümt, oder auch von einer einfachen Farbe, bald weiß, bald gelb, bald roth, bald blau, bald grün. Die Beinkleider sind dagegen fast allezeit von hellrothem mehr oder weniger feinem Kämelot, seltener von Tuch. Noch ist zu bemerken, daß die Mannspersonen in Konstantinopel sehr selten ganz seidene Kleidungsstücke zu tragen pflegen: sie halten diese

Tracht nicht schicklich für sie und überlassen sie den Frauenzimmern. In den asiatischen Provinzen der Türkei sind die Muselmänner schon weit weniger skrupulös in dieser Hinsicht.

Das obere Kleid oder der Kafftan pflegt gewöhnlich von feinerer und kostbarerer Art zu seyn als die untern; auch wird es fliegend getragen, indem der Gürtel, welcher aus einem sehr langen Shawl besteht, erst unter demselben sich befindet und das Unterkleid umschließt. In diesen Gürteln findet in Konstantinopel eine große Verschwendung statt, die Vornehmen tragen sie sehr breit und bisweilen weit herunterhängend; auch haben sie meistens unter dem Obergürtel noch einen Untergürtel von minderer Güte. Die Großen der Türkei, selbst der Großherr, die Vezirs, Paschen und griechischen Fürsten führen in ihren Gürteln Messer mit breiten Griffen von Gold und Edelsteinen und zwar immer auf der rechten Seite; bei den weniger vermögenden Türken findet man sie auch wiewohl von

weniger Kostbarkeit und bald auf dieser bald auf jener Seite des Gürtels.

Über dem Kafftan werden nun die Pelze getragen, gewöhnlich ein kurzer und ein langer und da hat man Sommer- und Winterpelze. Sie sind oft von unbeschreiblicher Schönheit und Kostbarkeit und je vornehmer der Mann ist, desto breiter sind die Umschläge. Der Schnitt ist so, daß die beiden Seiten vorn an einander reichen, jedoch bei der geringsten Bewegung des Körpers aus einander fliegen. Im Hause pflegen die Morgenländer oft nur den kleinen Pelz anzuhaben und die gemeinern Klassen der Einwohner tragen überhaupt selten lange Pelze.

Personen von Stand und Ansehn tragen nun noch auf den Straßen und überhaupt außerhalb des Hauses ein Oberkleid, das Alles bedeckt und bis auf die Erde reicht. Man nennt es gewöhnlich Benisch. Es ist gewöhnlich von Halbtuch, Kämelot oder halbseidenem Zeuge und wird von allen Farben getragen. Im Winter werden auch Benischpelze mit sehr breiten Umschlägen häufig ge-

sehn. Die Ärmel gehen sehr lang, so daß wenn man die Arme zur Erde senkt, nichts von den Händen zu sehen bekömmt. Bisweilen hat man die Arme auch gar nicht in dem Benische und dann pflegt man ihn nur um sich herumzuschlagen und die leeren Ärmel auf den Seiten hängen zu lassen, nach Art unserer europäischen Chenillen oder Schanzlaufer.

Handschuhe und Müffe giebt es bei den Morgenländern nicht und das Taschentuch wird nicht in den Seitentaschen, sondern oben im Busen getragen; eben so die Uhr. Um den Hals wird bei windigem oder kaltem Wetter ein Shawl gewickelt, den man auch sonst bisweilen zur Zierde an den Schultern herunterhängen läßt, jedoch sogleich abnimmt, als man in ein Haus tritt. In der Hand pflegt man nichts zu führen und die europäischen Spazierstöcke sind in der Türkei unbekannt, weil die höhern Stände hier selten spazieren gehen, sondern reiten und auf dem Kanal fahren; nur hin und wieder erblickt man einen Greis, der sich Alters halber auf einen Stab stützt. Auch zu Pferd bedienen sich die

Türken keiner Gerten oder Peitschen: ihre Roße sind so gut abgerichtet, daß es bei ihnen nur eines leisen Drucks der Finger bedarf, um ihre Hitze anzufeuern oder im Zaum zu halten.

Dies wären die verschiedenen Kleidungsstücke der Morgenländer; von den Frauenzimmern werden wir besonders handeln müßen. Es ist leicht zu vermuthen, daß sie nach Zeit, Ort und Umständen in dem weitläuftigen Reiche der Osmanen verschieden seyn müßen und daß sich ein Türke in Mesopotamien oder Ägypten nicht so tragen kann wie ein Anwohner der Donau oder des Bosporus; aber mehr oder weniger kommen sie doch alle mit einander überein und von Moden und Neuerungen in der Bedeckung und Ausschmückung des Körpers weiß man in der Levante nichts.

Nun noch ein paar Beispiele von der Verschiedenheit der Sitten bei den Abend- und Morgenländern. In ganz Europa pflegt man da, wo man Ehrfurcht beweisen will, den Kopf zu entblösen, in der Türkei würde das mehr eine Entehrung bedeuten: selbst in

den Dschamien behält man das Haupt bedeckt und auch die Franken müßen, wenn sie vor einem türkischen Großen treten, die Hüte aufbehalten. Die Griechen nehmen freilich in den Kirchen beim Gebet und wenn sie ehrerbietig grüßen wollen ihre Kalpaks ab; allein das rothe Fess behalten sie doch immer auf dem Kopfe.

Bei den Europäern ist meistens die Tischzeit auch die Zeit der allgemeinen Familienunterhaltung; die Muselmänner reden nie während der Mahlzeit und wenn sie auch in Gegenwart von Franken und auf der Reise bisweilen eine Ausnahme von dieser Sitte machen; so sieht man es ihnen doch wohl an, daß es gegen ihre Gewohnheit ist. Die Franken sind Stundenlang über Tisch, bei den Orientalern geht alles bei der Mahlzeit so schnell vorüber, daß man oft schon nach einer Viertelstunde zu Ende ist.

Wir pflegen den Kaffee mit Milch und Zucker zu genießen; in der Levante geschieht das nicht. Der Kaffee wird da siedeheiß und schwarz getrunken, der Satz bleibt darin und

die Bohnen werden nicht gemahlen, sondern in Mörsern gestoßen. Und statt des Zukkers wird vorher eine pikante Süßigkeit mit einem Schluck sehr kühlen reinen Wassers genommen.

Wir schlafen in besondern Bettgestellen und jedes Individuum hat bei uns sein besonderes; die Türken auf ihren Divans, auf den nämlichen Sophas, worauf sie den ganzen Tag über mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen pflegen. Ihre Logis brauchen eben darum bei weitem nicht so weitläuftig zu seyn, als die unsrigen: die Schlafkammern sind ganz überflüßig bei ihnen. Unsere Großen haben ganze Reihen von Prunkzimmern, die vornehmsten Türken haben dagegen oft nur ein einziges und höchstens noch ein zweites zur Audienz.

Wir bedienen uns bei Tisch mancherlei Instrumente und Geräthschaften, um die Speisen aufzutragen und zum Munde zu bringen. Bei den Türken speißt die ganze Familie aus einer Schüßel und die Finger sind das vornehmste Werkzeug, die Speisen zu Leibe zu

bringen. Unser mannigfaltiges und kostbares Hausgeräthe ist hier gleichfalls überflüßig. Eben so wenig weiß man in der Levante etwas von den vielerlei zierlichen Meubeln, womit wir unsere Zimmer ausstaffiren. Der Divan ist das Hauptmeubel, er umfaßt eine oder auch zwei ganze Seiten des Sallons und die übrigen Seiten und die Mitte desselben sind ganz leer.

Wenn wir im Staat uns wohin begeben, fahren wir in Kutschen; die Türken reiten allezeit. Die Dienerschaft eines europäischen Großen hat eine gemeinschaftliche Livree, in der Türkei sind Livreen so unbekannt wie Uniformen. Ein jeder ist in der Kleidung verschieden von dem andern, nur bei Ruderern der kaiserlichen Schiffe und bei der Leibwache des Sultans, die in weißen Mußelin gekleidet ist, habe ich Einförmigkeit wahrgenommen. Läufer, Vorreuter, Kammerjäger, Heiducken und Husaren kennt man hier auch nicht dem Namen nach.

Bei uns bringt es der gute Ton mit sich, jedem der anwesenden Gäste eine eigene Pfei-

se und ein eigenes Glas zum Trinken darzubieten, im Orient wird es als ein Beweis der Freundschaft angesehn, wenn alle aus einem Glase trinken und der Hausherr seine Pfeife bald diesem bald jenem giebt. Wir schreiben auf einem Tisch, die Türken auf dem Schoos mit untergeschlagenen Füßen und das messingene oder silberne Dintenfaß, wobei auch ein Behälter für Federn befindlich ist, und das sie in dem Gürtel stecken haben, wird währenddem, daß man schreibt auf das Sopha oder auf den Fußboden gesetzt.

Wir haben gern Gemälde von unsern Vorfahren und andern denkwürdigen Personen um uns herum in den Zimmern, bei den Türken sind alle Portraits, die Figuren vorstellen, durch die Religion verboten. Wir haben die Gewohnheit, uns zu Hause umzukleiden und der Gemächlichkeit halber in weitere Kleider zu stecken, als wir außerhalb dem Hause tragen. Bei dem Morgenländer fällt auch dies weg: bequemere Kleider als die seinigen giebt es nicht und er thut sie in die Wäsche, sobald sie unrein geworden sind.

Die Europäer haben oft Hunde bei sich in den Zimmern, bei den Muselmännern dürfen sie nicht einmal die Hausflur betreten, ohne sie zu verunreinigen und keiner darf ein solches Thier nur berühren. Dagegen vertreten die Katzen bei den Türken die Stelle der Haushunde. Die Franken hängen ihre Kleider in Schränken auf, die Türken haben sie in großen Kasten liegen, welche sich gewöhnlich in ihren Zimmern befinden.

Hier giebt es keine Haushälterinnen, keine Köchinnen, keine Wäscherinnen . . . . Alle Hausarbeiten werden von Mannspersonen verrichtet. Hier sind keine öffentlichen Theater, keine Konzerte, keine Bälle, keine zahlreichen vermischten Assembleen, keine Theegesellschaften, keine Wein- und Punschzirkel; in den Kaffeehäusern weder Billards noch Karten, an den Häusern keine Anschlagszettel wie in den großen europäischen Städten, im Winter keine Schlittenfahrten, am Tage vermißt das Auge jene Reihen prächtiger Karrossen, die es von Paris, London, Wien aus zu sehen gewohnt ist und am Abend jene un-

zähligen sich durchkreuzenden Fackeln auf den Straßen. Und von Museen, Bildergallerien, Modelsammlungen, Münzkabinetten ist in einer Stadt von einer Million Menschen nichts zu finden und Künste und Wissenschaften gehen leer aus. Der fremde Offizier findet hier keine Parade, der er beiwohnen könnte, keine Regimenter, die öffentlich manöuvrirten, keine Revüen; der Mann von Welt keine Damen in den Zirkeln der Großen, zu deren Bekanntschaft er gelangt ist und keine Frauenzimmergesellschaften, die er besuchen könnte; der Mann von Bildung wird die einfache Natürlichkeit der Morgenländer seinen Mitbürgern wünschen und die Rohheit und geringe Aufklärung betrauern, die noch unter einer Nation herrscht, welche von der Natur zur höchsten Veredlung bestimmt zu seyn scheinen dürfte, deren der Mensch auf der Erde fähig seyn kann.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Die Konstantinopolitaner Griechen. — Eigenschaften und Verderbtheit. — Schilderung der hiesigen Armenier. — Etwas über die Juden am Bosporus. — Andere Nationen in Konstantinopel. —

Ohne Zweifel sind die Türken die zahlreichsten Bewohner von Konstantinopel, wenn auch gleich an andern Orten und in andern Gegenden der Türkei die osmanische Nation noch weit von der griechischen an Volksmenge übertroffen wird. Aber nach den Türken gebührt auch am Bosporus den Griechen die erste Stelle und schon dem oberflächlichen Beobachter kann die Bemerkung nicht entgehen, welchen großen Kontrast diese sogenannten Romaier gegen die Muselmänner bilden.

Man sieht in ihnen jene frische lustige Thätigkeit, jene warme Lebensgluth, welche die

Nationen des holden Süden's so sehr vor den Nordländern auszeichnen. Bei einer nähern Bekanntschaft mit der Nation wird man dann auch leicht finden, daß eine hohe Reizbarkeit der Phantasie durch ein mildes und an den mannigfaltigsten Naturerscheinungen reiches Klima immer rege erhalten, eine große Intensität der sinnlichen Energie überhaupt, eine seltene Begriffsleichtigkeit, eine lebhafte und tiefe Empfindung, ein mehr richtig als stark ergreifendes warmes Gefühl, ein leidenschaftliches Temperament, jäh aufwallende Affekte, ein mehr leicht raisonnirender als strenge denkender Geist, eine zarte Organisation der Glieder, und Kraft dieser natürlichen Anlagen eine große Gewandtheit des Körpers und Geistes, leichte Bildungsfähigkeit, lebhafter Ausdruck in Worten, Ton und Gebehrdenspiel, mit einem Worte eine große natürliche Humanität; aber auch zugleich ein starker Hang zur Eitelkeit, zur Flatterhaftigkeit, zum Stolze, zum Aberglauben, zur Wollust, Eifersucht und Rachgierde die eigenthümlichen Charakterzüge der Neugriechen sind.

Die Natur hat also, wie man aus dieser kurzen Schilderung abnehmen kann, die Griechen mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, und es ist wahrlich nicht ihre, sondern der Umstände Schuld, wenn sie nicht auf die beste Weise entwickelt und angewandt werden. Mit keiner Nation kommen sie so überein wie mit den Franzosen: ein reges, zartes Gefühl macht beide Völker des höchsten Enthusiasmus fähig und ihr heller durchdringender Verstand läßt sie alle Plane durchführen, die ihre feurige Phantasie erfand. Und an körperlichen Vollkommenheiten wie sehr müßen da nicht noch die Franzosen den Griechen nachstehen? Eine sprechende Physiognomie mit schönen regelmäßigen Zügen, eine meistens große Statur, eine gewölbte Stirn und lange Adlernase, eine Muskelfülle in allen zur höchsten Harmonie vereinigten Gliedern, ein großes, schön gebildetes, schwarzes Auge, aus dessen lebhaften feurigen Blicken die Gluth der Empfindung strahlt, charakterisiren die griechische Nation überhaupt und kaum kann es unter den Hellenen schönere Männer gegeben ha-

ben, als in Menge unter den Neugriechen zu bemerken sind.

Ihr geschmeidiger Körper ist das willigste Werkzeug einer regen thätigen Seele und selbst in den untersten Klassen findet sich, bei aller Rohheit und Unwissenheit, keine Spur von jener plumpen, schwerfälligen Unbehülflichkeit, welche dem ungebildeten Einwohner nördlicher Länder anhängt und so schwer abzuschleifen ist, weil seine stumpferen Nerven und starren Fibern die Beweglichkeit des Gemüths und des Körpers in gleichem Grade hindern. Dabei ist der Geist des Griechen stets erfinderisch, seine Phantasie nie versiegend, sein Temperament von der glücklichsten Mischung. Was würde aus einer solchen Nation werden, wenn sie die Bildung der Europäer genießen könnte!

Und mitten unter dem Druck der Muselmänner behauptet der Grieche seine Selbstständigkeit, seine Religion, den ihm eigenthümlichen Charakter, seine nationalen Anhängsel, wenn er auch gleich von seinen Besiegern mancherlei Sitten und Gewohnheiten aufgenommen hat.

Immer fröhlich und heiter wie sein Himmel, wie die Natur, die ihn umgiebt und überall zu Vergnügen und Genuß einladet, immer thätig und seinen Zwecken nacheilend, immer unverdrossen mitten im beständigen Kampfe mit seinen Unterdrückern, mit seinen größern und kleinern Despoten und Tyrannen und dabei noch allezeit stolz auf seine Nation und auf seine edlen Vorfahren, auf den klassischen Boden seines Vaterlandes, das er noch immer zu behaupten weiß.

Der große Unterschied zwischen Griechen und Türken ist nicht leichter zu erkennen, als wenn man einzelne Individuen von beiden Nationen neben einander stellt. Beide haben soviel Originelles und doch auch zugleich so viel Verschiedenes, daß sie sich uns als ganz andere Menschen darzustellen scheinen; aber soviel ist gewiß: Nimm das eine hinweg; so fällt das andere hin. Gieb dem Türken die Geschmeidigkeit und Fröhlichkeit des Griechen; so wird er nichts wie ein Zwittergeschöpf seyn und Alles, was sein Charakter originelles hat, ist dahin. Laß den Griechen mit eben der

Gravität handeln, wie wir bei den Türken wahrnehmen, und er wird aufhören, Grieche zu seyn. Nur insofern sie jetzt beide Orientaler, beide Südländer sind, stimmen sie mit einander überein und stehen, gleich entgegengesetzten Punkten, den Europäern gegenüber.

Aber so glänzend auch die Eigenschaften und Vorzüge sind, womit die wohlthätige Natur die Griechen begabt hat; so möchte ich doch um Alles in der Welt willen nicht immer unter ihnen leben. Denn welche Schlauheit des Benehmens, welche Hinterlist in der Ausführung ihrer Plane, welche schmeichelnde Höflichkeit mit Tücke des Herzens gepaart, welche Verstellung in den Reden und welche Arglist in der Brust, welcher Egoismus und welches interessirte Streben bei fast allen Individuen dieser Nation! Und wie wenig Biedersinn und Freundschaft und Aufrichtigkeit in ihren Zirkeln, wie wenig Humanität und Edelsinn in ihren Handlungen!

Wahrlich um Deutschland und die Deutschen schätzen zu lernen, muß man nach Konstantinopel unter die Griechen reisen, und

mit ihnen Unterhandlungen und Geschäfte haben. Fremdling, der du es wagst, in der Türkei dein Glück zu suchen, hüte dich vor den Griechen! Der ausgelernteste Hofmann, der feinste Betrüger könnte bei ihnen noch in die Schule gehen. Aber willst du Menschen in großer Menge kennen lernen, die ihren Funken Gottheit an der Fackel eines bösen Geistes zur Flamme anzünden, die Alles, was dem Menschen heilig ist, mit den Füßen des Eigennutzes zertreten; so komme hierher und lerne dein Vaterland lieben.

Das Leben unter Griechen ist ein schmales, schlüpfriges Brett über einen tiefen Abgrund, wo uns keine Hand anfaßt, wo niemand neben uns geht, wo jedermann seinen Vordermann nur hinabzustoßen sucht, sich durch die Mitte mit der vollen Kraft seiner Ellenbogen drängen und von seinem Hintermanne alle Augenblicke befürchten muß, vom Wege wieder abgestoßen zu werden. Denn von allen Tugenden der alten Griechen ist den neuern nichts als die leichte Gewandtheit übrig geblieben, und wie wollte der Deutsche, mit

seinem einfachen, geraden Herzen, es wagen, hier einen Kampf zu bestehen.

Doch tadele und verachte nicht eine Nation, daß sie so tief herabgesunken ist, suche vielmehr in den Umständen, worin sie des unerbittlichen Schicksals Gewalt versetzt hat, Entschuldigung für die Gefallenen. Denn auch in dem Busen eines jeden ihrer Individuen schlägt ein Herz mit einer Welt von Gefühlen, bis zu dessen innersten Falten des Gewissens schreckende Kraft dringt; aber in ihren Adern wallt des Südens warmes Blut und fürchterlich ist die Tyrannei, welche die Gemüther niederdrückt und jede edle Empfindung der Seele mit unbesiegbarer Stärke auslöscht.

Keine Nation wird in der Türkei so sehr mishandelt als die griechische: denn der osmanische Despotismus fürchtet ihre unruhigen Geister und zittert vor dem Ausbruch ihrer Energie. Aber auch keine Nation weiß die Fesseln mit einer solchen Geschmeidigkeit zu tragen und sie doch zugleich so stolz zu verachten als eben die Griechen. Wahrlich es bedarf ihres Cha-

rakters, ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Schlauheit, um sich noch auf dem Punkte zu erhalten, worauf wir sie sehen. Denn was wären sie sonst anders als durch die eiserne Ruthe der zügellosesten Tyrannei zermalmte Menschen, Lastthiere, die nur dann und wann denken könnten, daß sie Menschen seyn dürften. Doch lange Gewohnheit zu dulden hat ihnen noch nicht das Gefühl der Leiden rauben können, die harte Sklaverei hat den Wunsch nach Freiheit nur noch mehr in ihrer Brust emporgehoben und der Zeitpunkt ist vielleicht nicht fern, wo sie das längst Ersehnte erreichen werden.

Und würde eine andere Nation wohl sich mitten unter ihren Leiden dennoch so hoch emporzuheben gewußt haben; ist es nicht einem Wunder gleich, daß sie statt dem Beile ihrer Unterdrücker zu erliegen, diesen sich immer wichtiger, ja in mancher Rücksicht unentbehrlich zu machen verstanden hat. Man braucht nur die Türken zu kennen und man wird sich wundern müßen, wie es Griechen so weit bringen konnten, zu hohen Staatsämtern und

Fürstenthümern sich emporzuschwingen und mitten unter den fanatischen Muselmännern eine heterogene Religion im Ansehn zu erhalten. Denn sind es nicht Griechen, die in Konstantinopel und an den europäischen Höfen zu den wichtigsten Staatsunterhandlungen gebraucht werden; sind sie es nicht, die Frieden abschließen und Plane zur Führung von Kriegen entwerfen mußten; leben ihre Großen nicht mitten unter dem despotischen Druck der Osmanen in Üppigkeit und Pracht; genießen ihre Metropoliten und Bischöfe nicht nieversiegende Pfründen; sind ihre Kaufleute nicht reich? —

Auch sage man nicht, daß die Griechen unthätig gewesen wären, daß sie nie es versucht hätten, das drückende Joch mit Gewalt und List abzuschütteln: man muß die innere Geschichte des osmanischen Reichs nur wenig kennen, um so etwas behaupten zu können. Wenn auch freilich bisweilen Ruhe herrscht; so ist es doch nur die Ruhe des Todes, das Schweigen des Grabes, es ist die Ruhe jener Unglücklichen, denen alle Wünsche, Begier-

den, Leidenschaften durch eine Art von Apathie wie betäubt sind, die aber nur eines geringen Umstandes bedürfen, um das in der Asche glimmende Feuer zur hellen Flamme losbrechen zu lassen.

In den letzten Kriegen mit den Russen und in den neuesten mit den Franzosen hat man es gesehen, wie enthusiastisch noch die Griechen jede Gelegenheit ergreifen, um sich frei zu machen und auch in Friedenszeiten befinden sich alle fortdauernd im Zustande des Kriegs. Aber die Hände sind gebunden den Armen und wie jetzt die Umstände sind, vermögen sie nichts mit Erfolg zu unternehmen ohne fremden Beistand.

Ohne Zweifel hat eben der Druck, worin sie leben müßen, viel — sehr viel zur Verderbniß ihres Charakters beigetragen. Zwar war dieser Fond von Ehrlichkeit, diese soliden moralischen Vorzüge, diese Achtung gegen Empfindung und Stimme der Moralität — Eigenschaften die die deutsche Nation in so hohem Grade charakterisiren — mit wahrer Geisteskultur vereint auch nie bei den alten

Griechen anzutreffen, aber die Neugriechen erscheinen eben darum weit schlechter noch als ihre Ahnen, weil sie von allen den glänzenden Tugenden, womit die Geschichte dieser prangt, und welche jene von ihren Vorfahren vererbt haben, in ihren gegenwärtigen Verhältnissen keinen Gebrauch zu machen im Stande sind.

Allein gesetzt auch, die Neugriechen wären eine freie Nation und könnten alle die Vorzüge zur höchsten Entwickelung bringen, womit sie die Natur so reichlich ausgestattet hat, würden sie, dem Klima und natürlichen Anlagen nach zu rechnen, etwas anders werden können, als was Franzosen und Italiäner wurden, und wie sehr sind diese von der ächten Deutschheit entfernt! — Waren die Altgriechen, die Verschiedenheit des Zeitalters und der Umstände bei Seite gesetzt, wohl etwas anders? Darum Heil dem Volke, das nie die beseligende Mittelstraße verläßt, welches ohne seine eigenen Verdienste zu verkennen, nicht blind gegen die Vorzüge anderer Nationen ist, welches alles prüft und von Al-

lem das Beste zu behalten sucht! Meine Nation bleibt mir darum immer die erste der Erde, wenn sie auch in politischer Hinsicht nie die erste werden kann. Wäre ihr Himmel schöner und glühender, wären zehn Monate ihres Jahrs oder acht der Süddeutschen, etwas anders als ein Zustand der Vertheidigung, für den armen Schwächling wenigstens, wie glücklich und zufrieden könnte sie nicht seyn, wie stolz nicht auf ihre Nachbaren herabblicken. Doch vielleicht ist eben dieses deutsche Klima auch Mitursache von dem braven Charakter der Deutschen, vielleicht würden wir aufhören, die zu seyn, die wir sind, wenn die Sonne wärmere Strahlen auf unsern Boden herabgleiten ließe.

Im Ganzen leben die Griechen wie die Türken: man findet in ihren Zimmern eben die Meublen, auf ihren Tafeln eben die Speisen, mit einigen vaterländischen Gerichten vermischt, in ihren gesellschaftlichen Zirkeln mehr oder weniger eben die Sitten, in ihren Handlungsweisen eben die Gewohnheiten, einige Unterschiede, welche die Differenz der Re-

ligionen bewirkt, abgerechnet. Nur die Vornehmen haben mancherlei europäische Gebräuche unter sich aufgenommen. Aber sie sind nicht so mäßig in ihren Genüßen wie die Muselmänner, nicht so enthaltsam in der Diät, eiteler und ruhmsüchtiger in ihren Handlungen, hitziger und schlauer in ihren Unternehmungen. Darum sind sie auch in mancher Hinsicht gerade das Gegentheil von den Türken und ihr immer lustiger Humor sticht seltsam ab gegen das unverlöschliche Phlegma ihrer Beherrscher.

Die Sucht zu glänzen, die den reichen Griechen eigen ist, kann sich leider aber nur innerhalb ihrer Häuser äußern, welche oft voll von Pracht sind, während sie nur ein schlechtes Äußeres darbieten. Außerhalb ihrer Wohnungen dürfen sie auf keine Weise etwas von Wohlhabenheit und Reicht[illegible] blicken lassen. Eine peinlichere Lage für ein so eiteles Volk läßt sich kaum denken. Der Grieche schätzt meistens den Reichthum nur insofern, als er ihm die Mittel an die Hand giebt, in der Welt eine Figur zu machen und dieser Mittel

darf er sich nicht einmal bedienen, wenn er nicht Gefahr laufen will, ein Opfer der Habsucht der Türken zu werden und über lang oder kurz Leben und Alles einzubüßen.

Aber bewunderungswürdig ist die Verschlagenheit, womit die Griechen oft ihren Reichthum vor den Augen ihrer Beherrscher zu verbergen wissen und noch bewunderungswürdiger die Vorsicht, mit der sie zur rechten Zeit davon Gebrauch zu machen verstehen. Und wie bestreben sie sich nicht, da, wo kein Muselmann hinkommt, der Eitelkeit und Prunksucht eine desto kräftigere Nahrung zu geben. Die Prinzen ausgenommen darf kein Grieche in Konstantinopel, Zobel, schwarzen Fuchs und andere kostbare Pelze tragen: die Muselmänner haben allein dies Recht; überhaupt erlauben die Türken nicht einmal, daß sie kostbare Zeuge zu ihren Kleidern und sehr grelle Farben nehmen: alles dies betrachten sie als einen Eingriff in ihre Rechte und wenn auch die Griechen bisweilen wenig auf dieses Verbot achten; so müßen sie doch immer mit Vorsicht zu Werke gehen. Allein man komme

nur in die innersten Gemächer ihrer Wohnungen, man findet die nicht selten da in köstlichen Kleidern und Pelzen, in gelben Sandalen auf prunkenden Divans sitzen, die man eben auf den Straßen ganz schlecht gekleidet und in rothen Pantoffeln oder Stiefeln einhergehen sah. Und wie glänzend und üppig sind nicht die Sallons ausstaffirt, wie reich sind nicht die Tafeln besetzt, welcher Wohlstand blickt nicht aus allen Umgebungen hervor! —

Doch wir werden die Griechen noch oft in ihren Wohnungen und Zimmern heimzusuchen haben; da wird sich dann auch Gelegenheit darbieten, ausführlicher von ihrer Einrichtung zu reden. Wir wenden uns jetzt zu einer andern ebenfalls sehr zahlreichen Nation unter den Konstantinopolitanern, nämlich zu den Armeniern. Es sind die Juden des Orients, nur noch feiner und schlauer wie diese und die eben so wie diese den steinigen Boden ihres Vaterlandes verlassen mußten, um sich durch alle Länder des Okzidents zu zerstreuen, so sind die Armenier aus dem gebürgigen Mut-

terlande ausgewandert, um im ganzen Morgenlande von Ungarn und Rußland bis zu den äußersten Gränzen von Hindostan ihrer Betriebsamkeit und Handelsthätigkeit einen freien, unermeßlichen Spielraum zu verschaffen.

Mäßig in ihren Bedürfnissen, nicht eitel wie die Griechen, dabei geizig wie die niedrigsten Schächer, immer aufmerksam auf Benutzung jeder Gelegenheit zum Erwerb, dabei vorsichtig, wohlberechnend und schlau in ihren Spekulationen und Unternehmungen haben sie auch in Konstantinopel unermeßliche Geldsummen in ihre Hände zu spielen gewußt und keiner versteht besser, das einmal erworbene Vermögen zu behaupten, als der Armenier. Es giebt hier Häuser dieser Nation, die mit Recht Millionärs genannt werden können und solche, welche Hunderttausende von Piastern besitzen, sind gar nicht selten.

In der Kleidung sind sie weit einfacher wie die Griechen: ein kleiner Kalpak auf dem Kopf, schwarze oder rothe oder blaue Fußbekleidungen, grobe Zeuge zu den morgenländischen

Röcken, mehr dunklere und weniger in die Augen fallende Farben als hellere an allen ihren Gewändern. Der Tisch ist, bei Gastereien etwa ausgenommen, sparsam und einfach besetzt. Das Innere der Wohnungen weniger oder doch wenigstens nicht so kostbar verziert als bei den Geiechen. In der Religion sind sie noch fanatischer, abergläubischer und skrupulöser als diese und selbst die drückendsten Gebräuche, wozu ich besonders die langen Fasten rechne, werden mit einer Pünktlichkeit befolgt, die kaum anderswo ihres Gleichen hat.

Ihre Spekulationen beschränken sich jedoch lediglich auf den Landhandel: den Seehandel haben sie den Händen der Griechen überlassen. Vielleicht daß dabei bei der Unsicherheit der Schiffahrt und bei der Unwissenheit der levantischen Seeleute zu viel zu wagen ist und der vorsichtige Armenier lieber einen kleinen Vortheil aus den Augen läßt, als einem unsichern Gewinn nachjagt und nicht gern das Gewiße für's Ungewiße hingiebt. Ihre großen Banquiersgeschäfte gehen übri-

gens bis Indien hin und auf der ganzen Reise von Konstantinopel bis Dehli wird selten ein beträchtlicher Ort zu finden seyn, worin sich nicht ein armenisches Haus niedergelassen hätte.

Fast bei allen Karavanen, die das Innere von Asien durchziehen, befinden sich Armenier. Ein großer Theil dieser Nation ist des Handels wegen immer auf Reisen. Man kann unter ihnen auch in Konstantinopel Leute antreffen, welche ganz Persien, die Tatarei und Indien durchwandert haben und an jedem Orte des Orients so gut Bescheid wissen, als wären sie da zu Hause. Manche machen alle zwei oder drei Jahre die nämliche Reise von Konstantinopel aus und kehren dann immer mit einer Menge kostlicher Waaren in diese Hauptstadt zurück. Auch haben sie fast überall in der Levante Waarenmagazine und Korrespondenten. Viele hiesige Häuser stehn auch in Verbindung und Kompagnie mit andern armenischen Familien in Tauris, Tokat, Erzerum, Bagdad, Basra, Mosul, Diarbekir, Aleppo, Damaskus, Kairo . . . . und

andere haben unter sich eine solche Einrichtung, daß immer einer von der Familie auf der Reise ist und die andern zu Hause den Handel betreiben.

Auch beschäftigen sie sich hier, wie die Griechen, mit mancherlei mechanischen Arbeiten und Handthierungen; besonders habe ich eine Menge Bäcker, Fleischer und Kleinigkeitshändler unter ihnen angetroffen. Zu Lieferanten scheinen sie besonders gemacht zu seyn, da sie mit außerordentlicher Pünktlichkeit und Genauigkeit ihre Versprechungen erfüllen. Die Beglerbegs, Paschen, Begs, Mutschlims und andere Befehlshaber in den türkischen Provinzen bedienen sich ihrer auch zu Chargés d'Affaires in Konstantinopel und selbst die hiesigen türkischen Großen gebrauchen ihre Dienste in mancherlei Fällen. Unter einer guten, mehr zivilisirten Regierung würde in der That den Armeniern nichts fehlen, recht thätige Staatsbürger zu werden; aber bei dem allgemeinen Verfall des Ganzen müßen auch sie leiden und eine große Anzahl von armenischen Familien hat schon in der Krimm, in Cherson und Ode-

ßa einen sicherern Schauplatz für ihre Betriebsamkeit aufgesucht.

Die Neugriechen pflegen oft von den Armeniern zu sagen, was andere Nationen ihnen selbst und die Römer ihren Vorfahren vorwarfen: αρμένικη πιστις δὲν εἶναι πιστις; aber die Türken achten diese Nation höher als die griechische, vielleicht weil sie aus ruhigern Staatsbürgern besteht, als die der Griechen. Sonst könnte ich selbst Beispiele aus eigener Erfahrung anführen, worin die Treulosigkeit und Arglist der Armenier im hellsten Licht sich spiegelt.

Ich komme nun zu den Konstantinopolitaner Juden, deren Anzahl sich höher belauft als die Bevölkerung mancher europäischen großen Stadt. Sonderbar ist es, daß ich mir in Europa nie einen Hebräer gesehen zu haben erinnere, der einen besonders schönen fehlerfreien Wuchs gehabt hätte; in Konstantinopel aber giebt es Ausnahmen von dieser Regel: ich habe unter dieser Nation wirklich viele schlanke, große, schön gebaute Männer gefunden und muß ihnen in der That alles

zuschreiben, was man schöne Männlichkeit nennt, wenn die orientalischen weiten, alle zartere Umrisse des Gliederbaues verbergenden Kleider nicht eine Täuschung hervorgebracht haben.

Sie haben hier einen großen Verkehr, treiben Banquiers- und Wechselgeschäfte von nicht unbeträchtlichem Umfange, dienen besonders zu Mäcklern, Schacherern und Krämern und unterziehen sich überhaupt auch hier allen den kleinern Handelsspekulationen, die in Europa in ihren Händen sind, wenn sie gleich auch viele den noch geschicktern Armeniern überlassen müßen. Auch reiche Häuser giebt es unter ihnen in nicht geringer Anzahl, die einen sehr großen Kredit habeu. Einige haben jezt die Münze von der Regierung gepachtet und alles neue Geld der Türkei muß so durch die Hände der Juden gehen. Durch Borgen und Ausleihen von Kapitalien zu Zinsen von hohen Prozenten bereichern sich manche noch täglich: denn da die meisten Staatsämter an den Meistbietenden vergeben werden; so müßen die Juden oft denen, die

einen neuen Posten erlangen, beträchtliche Summen, bisweilen viele hunderttausende von Piastern, vorstrecken, wobei freilich Gewinn und Risiko nicht selten gleich groß sind. Aber so wie überall; so wagt auch der Jude hier sehr viel und die viele Gelegenheit zum Gewinn giebt ihm in Konstantinopel einen gewißen Stolz, der in Europa nie in diesem Grade sichtbar werden kann.

Wie weit hier der Geldwucher geht, kann man schon daraus abnehmen, daß sie nicht selten zwei oder drei Piaster vom Hundert monatlich als Zinsen nehmen und der dritte Theil des Kapitals bisweilen zur Deckung der Interessen gleich beim Ausleihen zurückbehalten wird. Mancher Reiche kann da leicht Hunderttausende in kurzer Zeit gewinnen; aber auch hier gilt wie überall das Sprüchwort: Le premier sou est plus facile à gagner que le dernier million. Währenddem die reichen Juden ungeheuren Profit machen, müßen sich die armen oft zu den niedrigsten Beschäftigungen bequemen und froh seyn, wenn sie so viel

verdienen, daß sie kümmerlich sich und ihre Familie erhalten.

Nur wenige unter ihnen sind Mediziner, Quacksalber, Apotheker, kein einziger wird zu Staatsgeschäften gebraucht und auch in der Levante beschäftigen sie sich eben so wenig mit dem Ackerbau als in Europa. Da sie sich eben so gut hier wie bei uns auf Schätzung des Geldes, Gewichts und der Waaren verstehen, so werden sie zu diesem Behuf häufig von den türkischen Zolleinnehmern in Dienst genommen. Für den Seehandel wagen sie eben so wenig etwas als die Armenier und im Landhandel müßen sie diesen, sobald es ins Große geht, überall nachstehen.

Übrigens sind sie in Konstantinopel noch weit unwissender und abergläubischer als in den großen europäischen Städten. Gegen jeden, der nicht von ihrer Sekte ist, haben sie einen geheimen Haß und machen sich kein Gewissen daraus, ihn zu berücken, wie und wo es nur möglich ist. Wie weit stehen sie schon dadurch nicht unter den Armeniern, welche mit jedem ohne Unterschied des Glaubens

auf einerlei Weise Verkehr treiben und bei denen die Religion bei Handelssachen gar nicht ins Spiel zu kommen scheint. Was den furchtsamen Charakter anlangt, der mit Recht unsern abendländischen Juden beigelegt wird, so kann er noch weniger den levantischen abgesprochen werden. Nichts kann sie so sehr in Schrecken versetzen als Pistolen und Messer und ein Konstantinopolitaner Jude scheint schon bei dem bloßen Anblick bewaffneter Muselmänner zu zittern. Von dieser Nation werden die Türken also nie eine Empörung zu besorgen haben, nur das Geklirr der Säbel kann sie schon in ihre Wohnungen zurückscheuchen.

Außer Griechen, Armeniern und Juden giebt es noch viele andere Nationen, von deren Individuen man am Bosporus eine mehr oder minder große Anzahl antrifft. Erstlich werden über Ägypten von Zeit zu Zeit beträchtliche Haufen von Negern hier eingeführt, so daß man Menschen aus fast allen Völkerschaften des innern Afrika's hier finden kann. Dann kommen auch hierher große

Transporte weißer Sklaven aus mancherlei Gegenden Asien's, besonders aus den kaukasischen Gebürgen und aus dem östlichen Indien, selbst aus Pegu, Arakan, Kochinchina, Tunquin, welche letztere besonders zu weißen Verschnittenen gebraucht werden. Überdies wimmelts hier von Marokkanern, Algierern, Tunesern, Tripolitanern, Persern, Tataren, Avganen und im ganzen osmanischen Kaiserthume giebt es vielleicht nicht eine Völkerschaft, wovon sich nicht hier in der Hauptstadt einige Individuen befänden.

Die Zahl dieser Fremdlinge verschwindet zwar gegen die der Einheimischen; aber sie tragen doch nicht wenig dazu bei, das Gemälde von Konstantinopel noch buntscheckiger zu machen als es an sich ist. Wie viel Religionen, Sitten, Gebräuche, Meinungen hier herrschen müßen neben den türkischen, griechischen, armenischen, jüdischen, fränkischen — das ist wohl hieraus an für sich klar und wenn auch jeder mit der Zeit sich die Farbe des Allgemeinen des Orts zu geben strebt; so kann er doch nicht verhindern, daß noch man-

che Schattirung aus seinem Vaterlande und von seiner Nation ihm ankleben bleibt. Willst du darum Völker kennen lernen, deren Namen du vielleicht vorher noch nie gehört hast; so komme nach Konstantinopel; welch eine reiche Ausbeute wirst du nicht da finden in diesem ungeheuren Mittelpunkte dreier Welttheile, an dieser reizenden Grenzscheide des Westens und Ostens! —

Drei und vierzigstes Kapitel.

Charakter der Morgenländerinnen. — Unterschied der Frauenzimmer des Orients von denen des Okzidents. — Was man in der Türkei von weiblicher Schönheit heischt. — Etwas über die Kleidung der Türkinnen. — Schlußanmerkung. —

Meine schönen Leserinnen werden gewiß schon längst begierig gewesen seyn, etwas

ausführliches von ihrem Geschlechte in Konstantinopel zu erfahren. Aber wird diesen ihren Wunsch ein Europäer auch zu erfüllen im Stande seyn, wird er es nicht vielmehr irgend einem Individuum aus der zartern Hälfte des Europäergeschlechts selbst überlassen müßen, dem es vergönnt ist, tiefer in die Heiligthümer zu dringen, deren Schwellen er nicht einmal sich zu nähern wagen darf.

Die schönen Zirkaßierinnen und Georgianerinnen, die reizenden Türkinnen und Muselmänninnen sind zum Sujet zahlloser Romane und Träume geworden und doch haben vielleicht nicht zwanzig Christen eine solche Venus gesehen oder auch — was noch unendlich mehr sagen will — wirklich genoßen. Es ist ganz unmöglich und man verräth wenig ächte Bekanntschaft mit den muselmännischen Sitten, wenn man die Sache als so leicht ausschreit. Doch man kennt ja die Rodomontaden der Mannspersonen in diesem Stücke und wie mancher Abentheurer rühmt sich nicht in Europa, mit Türkinnen umgegangen zu

seyn, denen er doch wohl nie nur den Schleier zu heben sich unterstand.

Was ich von dem Frauenzimmergeschlecht in Konstantinopel weiß, ist nur von Hörensagen; aber meine Nachrichten fließen aus ächter Quelle: denn Renegaten — Renegaten, die ich unter meine Freunde zählte, die mit der Religion der Türken nicht ihre Vorurtheile angenommen hatten — haben mir sie mitgetheilt, und treu gebe ich sie so wieder hin, wie ich sie empfing.

Um die Türkinnen und überhaupt die Morgenländerinnen schön zu finden, muß man erst an den östlichen Charakter gewöhnt seyn. Hier muß man diese Rosenwangen, diese blühende Gesichtsfarbe, welche wir an den Europäerinnen bewundern, eben so wenig suchen als ein blondes Haar. Die Sanftheit und Bildung unserer Weiber muß man bei den türkischen nicht verlangen. Man muß sie als unverzärtelte Naturgeschöpfe betrachten, die der schöne und feurige Himmel des Ostens gebahr.

Dadurch daß die Morgenländerin das nicht

hat, was wir bei den Europäerinnen Schönheit nennen, leidet die ihrige noch nicht. Man muß diese edle Form, diese bedeutenden ausdrucksvollen Züge, diese brennenden Augen und diesen feurigen Blick, diese gelbliche Bläße, diese Zartheit der Organisazion, diese Feinheit des Gliederbaues, dieses anmuthige Gebehrdenspiel und diese wilde Lebhaftigkeit der Bewegungen erst genauer erwägen, sich daran gewöhnen und dann wird man erst sich die Frage bejahend beantworten: ob Alles dies zusammengenommen nicht jene europäischen Reize durch ein höheres Interesse ersetzt? — Ja die Morgenländerin ist für den Morgenländer da, die Europäerin für den Europäer und gern wollen wir der holden, schwärmetischen, feurigen, wollustathmenden Orientalerin volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Laßt uns nun eine solche Schönheit des Ostens genauer betrachten; ich schildere sie zum Theil mit den Worten eines persischen Schriftstellers. Der reine Ausdruck einer unverkünstelten Natur bezeichnet ihre ganze edle Physiognomie, der stille Zauber, der die ganze

Graziengestalt umfließt, fesselt des Beschauers Blick mit Ehrfurcht und mit einer Empfindung ohne Gleichen. Ihre Stirn ist glatt und breit, frei und edel. Die Augen groß, glänzend und lebhaft; doch zugleich ruhig und bescheiden. Ein paar schwarze Augenbraunen, die mit den Augenwimpern einen konzentrischen Bogen bilden, beschatten die feurigen schwarzen Sterne. Die Nase geht, reizend gebogen, in gerader Linie von der Stirn herunter und bildet eine regelmäßige Pyramide. Ihr kleiner frischer Mund scheint ihr von einem Engel aufgeküßt, so idealisch ist er gebildet, ein so süßes Lächeln umzieht ihn, und er gleicht der jungen Rose, die sich eben den Strahlen der aufgehenden Frühlingssonne öffnet. Die weißen, regelmäßigen Zähne von gleichem Wuchs stehen, gleich einer Reihe von Perlen in Rubin gefaßt.

Wie Seidenflocken umkräuselt das schwarze Seidenhaar das edle Haupt und fällt in langen Locken an dem zierlich gebauten Nacken herab. Die Wangen sind glatt und erhaben und im Halse liegt unendlich viel Majestät,

indem er hoch und glatt sich über die Schultern, gleich einer zierlichen Säule, erhebt. Aber so unwiderstehlich reizend Alles dies ist; so scheint es doch nur eine unbedeutende Zugabe zu der holden Verschämtheit ihrer Mienen, der zarten Grazie in jeder ihrer Bewegungen zu seyn.

Aber dieser schöne volle Busen, der an Form Limonien, an Farbe und Glätte ihren Blüthen gleicht, diese lieblichen runden Arme und diese weißen Finger, deren Spitzen wie in die Morgenröthe getaucht sind, welche neue Genüße giebt alles das nicht dem Manne? Und nun noch die reizende Fülle, die über ihren ganzen Körper ausgegossen ist, die zarten Muskeln, Fibern, Nerven und Adern an den Gliedern, die Harmonie aller einzelnen Theile zum schönsten Ganzen, was kann es reizenderes auf der Welt geben als ein solches Weib?

Aus dem feurigen Auge strahlt das heftigste Verlangen, vereint mit dem sanftesten Dahingeben, entgegen und wenn nun das schwankende Abendroth oder das milde Mond-

licht einen Schimmer über die unvergleichliche Gestalt ausgießt, dann muß sich die gereizte Phantasie des Mannes unwillkührlich auf einige seelige Augenblicke dem Wahne überlassen, er sey in die goldenen Zeiten entrückt, wo die Himmlischen herab zu dem Geschlechte der Sterblichen stiegen und, unter ihnen wandelnd, das mühsame Tagewerk des Lebens ihm erleichterten.

In den frühern Jahren pflegen die Morgenländerinnen besonders äußerst bezaubernde Geschöpfe zu seyn. Wie harmlos sie dahin schweben zwischen Naivetät und Anstand, auf einem Pfade, der nicht breiter ist als eins ihrer glänzenden Haare. Die edle Figur, der königliche Gang, die sprechende Lebhaftigkeit in ihren Pantomimen — welchen Eindruck machen sie nicht und doch ist es so gut wie nichts gegen das Leben, das das schöne Gesicht bei dem Sprechen erhält, gegen den heitern Himmel, den ein Lächeln über alle Züge ihres Antlizes verbreitet, gegen das beseligende Feuer, das aus den Augen strahlt und alles zu umflammen scheint. Und zu dem Allen

nun dieser silberreine, liebliche, harmonische Ton der Stimme, dieser innige und poetische Ausdruck in den Worten.

Und wenn dann die schöne Stunde kommt, welche den Bund der Liebenden weiht und für alles Vergangene sie entschädigend das Maienfest ihrer Seelen und Genüße heranführt, dann zeigt sich jene geheime Kraft, durch welche die Natur die beiden Geschlechter an einander knüpft unter diesem schönen Himmel in ihrer ganzen Lebendigkeit. Wie feurig umfaßt hier nicht der Mann sein Weib, wie schwärmerisch giebt die Holde sich ihm nicht hin? Welchen himmlischen Genuß findet die Morgenländerin nicht in den Armen des Gatten, mit welcher heißen Inbrunst drückt sie dieser nicht an sein Herz! Alle Handlungen geschehen in dem glücklichen Osten mit größerer Wärme, alle Begierden sind heftiger, alle Genüße feuriger und seliger! —

Nur Schade, daß die reizende Bildung der morgenländischen Frauen oft nach der ersten Blüthe durch zu viel Maße über das schöne Verhältniß hinausschweift, Schade,

daß sich schon nach den ersten Geburten eine gewiße Art von Korpulenz bei ihnen einstellt. Ohne Zweifel ist der Grund davon theils darin zu suchen, daß in dem wärmern Erdstrich alle Theile des Körpers einer weit größern Ausdehnung fähig sind als in den kältern, theils mag auch die Schuld in dem unthätigen und wollüstigen Leben der Frauenzimmer liegen: denn nach der hiesigen Landessitte bekümmern sie sich nicht um die häuslichen Geschäfte, und durch den häufigen Genuß der Dunstbäder müßen alle Fibern und Muskeln immer mehr ausgedehnt werden. Und wie viele andere Nebenursachen können nicht dazu mitwirken?

Aber selbst noch dann, wenn die ersten Blüthenjahre vorüber sind, bleiben den Orientalerinnen noch Reize genug übrig, die Männer zu fesseln. Jene holde Mischung von Temperament und Zurückhaltung, von Naivetät und Verschämtheit, von Feuer und warmen Dahingeben hat sie noch nicht verlassen und geben ihnen eine Anziehung, die die verlorne Jugendperiode nicht vermissen läßt.

Die Zeit vermag nur die Blüthen des Lenzes von ihrer schönen Gestalt abzustreifen; aber Reize, die nur der Seele Werk sind, gegen die kein Wechsel ankämpfen kann, bleiben ihnen in Fülle. Ihre Augen blicken noch eben so rein und schwärmerisch, noch eben so glänzend und geistvoll, wie ehemals; ihr Lächeln ist noch eben so anziehend und süß, als in den ersten Tagen ihres Ehestandes, ihre Stimme klingt noch immer lieblich und melodisch. Und ihr Gebehrdenspiel hat es nicht noch an Anstand und Gravität gewonnen, was dem Türken so sehr gefällt?

Wenn aber auch den Europäern das korpulente Ansehn nicht gefallen kann; so ist es doch eben dies, was die Türken besonders anzieht. Schmächtigkeit und Magerkeit an den Weibern lauft den wollüstigen Begierden der Muselmänner zuwider und sie wünschen sie lieber zu dick als zu mager zu haben. Vielleicht bestreben sich eben darum die Frauenzimmer auch, sich durch alle mögliche Mittel soviel Korpulenz zu verschaffen, als ihre natürliche Konstitution nur immerhin ver-

statten will, vielleicht wenden eben darum diejenigen, welche die Aufsicht über die jungen Mädchen haben, ihre Eltern und Verwandte, oder auch diejenigen, welche sie zu verhandeln haben, alle Sorgfalt an, sie durch mancherlei Methoden diesem allgemeinen Geschmack anpassender zu machen. Man hat mir versichert, daß diese Kunst in der Levante in der höchsten Vollkommenheit studiert werde und wie sollte man nicht auch Menschen mästen können, wenn es darauf ankommt, da wir täglich Thiere fett machen.

Die Züge der türkischen Weiber sind übrigens von denen der Europäerinnen nicht verschieden und im Ganzen hält der Türk eben diejenigen Geschöpfe für schön, welche der Franzos oder Italiäner dafür anerkennen würde. Nur werden Blondinen oder die sich diesen annähern, nie so sehr geschätzt als Frauenzimmer von einem dunklern Kolorit, indessen findet man sie doch genug in den Harems: denn unter den Sklavinnen, die aus den kaukasischen Gebürgen nach Konstantinopel gebracht werden, giebt es immer Indivi-

duen, die im Embonpoint und in der Farbe mehr oder weniger den Nordländerinnen nahe kommen.

Sehr viel zur Grazie und Anmuth der Morgenländerinnen trägt nun noch die Kleidung bei und vielleicht giebt es keine, die für die Reize eines schönen Frauenzimmers vortheilhafter ist als die türkische. Ich rede hier nicht von denen, worin sie auf den Straßen, bei den Promenaden, in den Wagen oder in den Tschaiken erscheinen: denn da sind alle schönen Gewänder verdeckt und von der ganzen Gestalt ist nichts zu erkennen als die Augen; da stellen sie sich unsern Blicken eben so vermummt dar, als wollten sie eine Redoute besuchen. Nein ich meine den Anzug, den sie auf ihren prächtigen Sophas in Gegenwart anderer Frauenzimmer oder ihrer Gatten ausstellen, ich spreche von dem Kostüme, worin sie in den Harems und in den Bädern, in den Gesellschaften und Rendezvous strahlen.

Das erste Stück sind ein paar sehr weite Unterhosen oder Calecons, die sie auf dem bloßen Leibe tragen, die bis auf die Fersen

herabfallen und die Waden auf eine beschei- denere Art verstecken als die Unterröcke bei den Europäerinnen. Sie werden von aller- hand feinen Zeugen getragen, theils von Damast, theils von feinen Linnen oder Mu- ßelin und sind meistens sehr reich gestickt. Am gewöhnlichsten sind jedoch die von hellrosen- farbigem Damast mit silbernen oder goldenen Blumen. Diese Unterhosen allein, wie kostbar sind sie nicht, ob sie gleich nicht einmal sichtbar sind. Ein einziges Paar kostet oft 4—600 Pia- ster und noch darüber, wenn das Zeug hindo- stanisch oder von Brokat aus Lyon ist. Den reichen und vornehmen gehen wohl zwölf bis vierzehn Ellen darauf. Oberhalb der Hüfte werden sie durch einen seidenen oder baum- wollenen reich gestickten Gürtel festgehalten, der durch eine Fuge gezogen ist und vorn in eine Schleife zugebunden wird: denn Knöpfe sind hier bei den Frauenzimmern eben so we- nig Sitte als bei den Mannspersonen.

Über diesen prächtigen Calecons wallt ein eben so kostbares Hemd, denn dies wird bei beiden Geschlechtern in der Türkei nicht, sowie

bei uns, unter sondern über den Unterbeinkleidern getragen. Es ist entweder von einem schönen weißen und an den Enden gestickten Seidengaze oder aus einem so feinen baumwollenen Gewebe, daß es in einer zusammengedrückten Faust Platz hat. Die Ärmel sind sehr weit und gehen bis an die Hälfte des Arms und am Halse wird der Hemdschlitz durch eine Aigrette von Diamanten festgehalten, doch so, daß die Form und die Wölbungen des Busens sehr gut hindurchscheinen. Sehr häufig werden die Hemden bei den Türkinnen auch von Kokonseide oder einem dünnen und durchsichtigen Flor gleichen Neßeltuche getragen.

Anstatt daß unsere Frauenzimmer eine Schleppe am Oberkleide tragen, haben die Morgenländerinnen eine sehr lange am Hemde, die im Harem von ihren Sklavinnen nachgetragen und vorn am Gürtel befestigt wird, wenn sie ausgehen wollen. Diese Schleppe geht oft mehrere Ellen unter den andern Kleidern hervor und würde sehr unbequem seyn, wenn die hiesigen Frauenzim-

mer sich eben so sehr um die Wirthschaft und die Haushaltung zu bekümmern hätten als unsere schönen Europäerinnen; aber bei dem reizenden Anstand und dem gravitätischen Gang, der ihnen eigen ist, giebt es ihnen eine Zierde mehr. Manche Damen haben auch zum Gebrauch außerhalb des Harems besondere kürzere Hemden, die jedoch eben so kostbar und fein als die langen sind.

Ein Kamisol, Anteri genannt, wird nun über dem leichten Hemde getragen und muß genau auf die Taille passen. Bei den Vornehmen ist auch dieses Kleidungsstück von Damast, mit Gold geziert und mit sehr langen Ärmeln versehen, welche hinten herabfallen und mit prächtigen Stickereien und Besetzungen verbrämt sind; bisweilen wird es auch mit Diamanten und Perlen besetzt. In der Levante ist es kein Gebrauch, wie bei uns Europäern, sich vor Schlafengehen auszuziehen: man ruhet des Nachts auf den weichen Divans in den nämlichen Kleidern, die man am Tage trug und bei der Weite derselben ist dies auch mit keiner Ungemächlichkeit ver-

bunden; höchstens wirft man einige seiner Oberkleider ab und legt sie neben sich oder auf die Decke. Die Frauenzimmer schlafen in den heißen Tagen bloß in den bisher beschriebenen Gewändern im Anteri; sobald aber kühlere Lüfte wehen, werfen sie noch Pelze um sich. Schon daraus kann man die Verschwendung und den Luxus im Orient beurtheilen; die europäische Ökonomie, welche alles sorgfältig abwägt, aus allem Nutzen zu ziehen, überall Ersparniß anzubringen sucht, ist hier ganz unbekannt. Wollten die schönen Türkinnen Abends ihre kostbaren Kleider mit schlechtern vertauschen, wie viel würden sie dadurch allein nicht ihren Männern sparen können?

Der Kafftan der türkischen Frauenzimmer ist von dem nämlichen Zeuge wie die Unterbeinkleider und ein genau nach dem Wuchs geschnittener Rock, der rund um den Körper herum bis auf die Füße herabfällt und an dessen Seiten oben große enge Ärmel herabhängen. Hierüber wird ein Gürtel getragen, der ungefähr vier Finger breit und überall

bei den Reichen mit Juwelen besetzt ist, bei dem Mittelstande hingegen ist er von schön gesticktem Atlas und höchstens vorn mit einer Aigrette geschmückt.

Nun kommt noch der Kurdee, ein längeres und weiteres Gewand als der Kafftan, den man aus einander wirft oder in den man sich einhüllt, je nachdem Zeit und Witterung es mit sich bringen. Nicht selten ist er von reichem Brokat, mit Zobel, schwarzem Fuchs oder Hermelin gefüttert; die Ärmel sind kürzer und hängen nur wenig die Schultern herab. Die Füße, die man kaum sieht, sind gewöhnlich mit Saffian bekleidet, woran viele glänzende Stickereien prangen.

Der Kopfputz der Muselmänninnen besteht in einer Mütze (Talpoche) im Sommer von leichtem und an Gold und Silber glänzendem Zeuge, im Winter von schönem Sammet; auch da schimmern Perlen und Diamanten. Sie sitzt auf der einen Seite des Haupts fest und ein wenig abwärts geneigt; an dem äußersten Ende hängt eine Glocke oder ein anderer Zierrath von Gold. Entweder wird sie mit einem

zirkelförmigen Diamantenkreise oder mit einem reichgestickten Tuche festgemacht. Auf der andern Seite des Kopfs erscheinen die Haare nachläßig, und die Damen haben die Freiheit, sie nach Willkühr zu zieren. Einige stecken Blumen hinein, andere einen Busch von Reiherfedern; doch am gewöhnlichsten ist bei den reichen Frauenzimmern ein Straus von Edelsteinen, durch welche die natürlichen Blumen nachgeahmt werden, z. B. Knospen von Perlen, Rosen von Rubinen in verschiedenen Schattirungen, Jasmine von Diamanten, Jonquillen von Topasen und Blätter von Smaragden. Die Haare fallen hinten in ihrer ganzen Länge herab und bilden mehrere Zöpfe mit Perlen oder Band, immer in großer Menge, oft über hundert.

Sobald das Frauenzimmer aber den Harem verläßt, bedeckt es Gesicht und Kopf mit einem weißen undurchsichtigen Schleier, zieht Sandalen und Paputschen nach Art der Mannspersonen an und wirft einen langen weiten grünen Talar über sich, dessen lange Ärmel theils um die Schultern hängen, theils

die Arme einschließen und selbst die Finger bedecken. Dieser Obermantel ist so einfach, daß man kaum bisweilen vermuthen sollte, welche Kostbarkeiten unter ihm verborgen wären.

Das ist kurz, was ich von den türkischen Schönen theils aus eigner theils fremder Erfahrung nacherzähle. Von ihrer Lebensart, ihren Sitten, ihrer Bildung, ihren Rechten wird an einem andern Orte die Rede seyn. Mit den Muselmänninnen scheinen mir die Armenierinnen am nächsten übereinzukommen, denn auch bei ihnen ist der freie Umgang der Geschlechter nach der Sitte des ganzen Orients sehr eingeschränkt. Auch sind diese weit ächtere Morgenländerinnen als die Griechinnen, die außer ihren eignen auch mancherlei europäische Gewohnheiten unter sich aufgenommen haben und daher sich zu den Türkinnen nicht so gut passen als jene. Über die Jüdinnen will ich kein Wort verlieren, sie sind hier so wie in der ganzen Welt und wer kennt sie nicht? Nur haben sie in der Türkei südlichere

Sitten als in Deutschland, Holland, Polen und Ungarn annehmen müßen.

Was aber überhaupt die eingebornen Frauenzimmer in den türkischen Ländern so reizend macht, was sie zu einer gewißen Idealität und Originalität erhebt, welche keine Nachahmung erreichen kann, das ist die orientalische Grazie, die orientalische Feinheit, die orientalische Lebendigkeit, die hier auch dem ärmsten Mädchen angeboren zu seyn scheint. O welche gewaltige Kraft hat nicht das Klima auf die Menschen! Trägt es nicht dazu bei, sie entweder zu Engeln oder zu Teufeln zu machen? — Und welche Kontraste setzt es nicht unter sie, die doch alle Brüder sind, am Nordpol und am Südpol, unter der Linie und unter den Wendekreisen! Ja der Schöpfer hat die ganze Erde für die Menschen bestimmt; aber jedes Ländchen hat seine eignen.

Im Allgemeinen sind alle morgenländische Weiber gesünder als die unsrigen. Sie leben mehr der Natur gemäß und ihre Sitten sind einfacher. Ein reineres Blut durchfließt darum ihre Adern und keine abendländische Über-

feinerung hat sie in ihre unselige Folgen bestrickt. Man kennt bei ihnen nicht jene künstlich zusammengesetzten Kraftbrühen, welche das Raffinement der französischen Köche erfand, um ein neues Gift den Menschen bekannt zu machen, das sich nur dadurch von andern unterscheidet, daß es zugleich dem Gaumen einen wollüstigen Kitzel gewährt. Keine starken Getränke sind bei ihnen im Gebrauch, wodurch sich auch sogar vom schönen Geschlecht manche unter uns einen frühern Tod bereiten. Die Reinlichkeit ist außerordentlich, ein paarmal die Woche besuchen sie das Bad und nicht das kleinste Haar, nicht den mindesten Schmutz können sie an dem Körper vertragen. Auch leben die meisten Morgenländerinnen weit ruhiger und ungestörter als bei uns. Keine nächtlichen Schwärmereien, keine Bälle, keine Spiele setzen ihnen zu und zu Intriguen ist der Weg ihnen weit mehr erschwert als bei uns. Es ist immer eine Seltenheit, wenn sie sich in Geschäfte mischen, die außer der Sphäre ihres Hauses liegen und ihre einzige Sorge braucht nur die zu seyn, dem Manne

zu gefallen. Ein europäisches Frauenzimmer will nicht nur bei ihrem Gatten, sondern auch bei allen andern Männern in einem glänzenden Lichte erscheinen; die Morgenländerin schmückt sich allein für ihren Gemahl und wenn sie eitel ist, für ihre Gespielinnen und Bekanntinnen. Keine Art öffentlicher Koketterie kann in der Levante statt finden. Und hat sie Kinder, welche neue reine Lebensfreuden gewähren diese ihr nicht, und wäre sie auch eine Sultanin. O wie leer sind dagegen nicht die Familiengenüße bei unsern Fürstinnen und Gemahlinnen von europäischen Großen, welche Hofsitte und Eitelkeit von den theuersten Geschenken, die ihnen die Natur verlieh, entfernt und ohne Unterlaß in den Strudel der Welt stürzt, wo das Herz nichts gewinnt und der Geist einer völligen Abstumpfung entgegengeht! —

Schöne Europäerinnen! betrauert das Schicksal der Morgenländerinnen nicht; beneidet sie vielmehr. Es giebt unglückliche Individuen unter ihnen, wie unter euch; doch der größere Theil genießt des Lebens froher,

köstlicher, reiner, unschuldiger als ihr. Hätten sie bei ihren natürlichen Anlagen, bei ihrer großen Bildungsfähigkeit und Kulturempfänglichkeit das Glück, eine Erziehung zu erhalten, wie jetzt einem großen Theile des weiblichen Geschlechts bei uns zu Theil wird; so würden sie nicht bloß an geistiger und körperlicher Schönheit, sondern auch in jeder andern weiblichen Vollkommenheit ihren abendländischen Schwestern den Rang streitig machen.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Die Morgenfahrt nach Tarapia. — Reizende Ansichten auf der Meerreise. — Entzückende Gegenstände an den europäischen und asiatischen Gestaden. — Ankunft in der Griechenstadt. — Das Pittoreske ihrer Lage. — Die Neugriechen und ihre Fürsten. —

Schon vor einigen Tagen ward ich zu einem Fest in Tarapia eingeladen, das heute gefei-

ert werden sollte. Der einzige Sohn eines vornehmen Griechen aus der Familie der Suzzos hatte seinen Namenstag und dieser sollte aufs glänzendste geehrt werden. Früh machte ich mich vom Lager auf und bestieg noch vor Sonnenaufgang eine Tschaike mit zwei Galiondschis, um recht bei Zeiten in der Vorstadt anzulangen.

Freundlich war der Morgen, der Himmel blau, sanft duftend die Meeresluft und ich so heiter, wie man nur in einem so schönen Klima seyn kann. Der östliche Himmel stand umgürtet mit einer mattleuchtenden Aurorabinde, dämmernd ruhte darunter Land und See. Umwunden mit einem weißen Nebelschleier thronten die Zinnen des Serails und die vielen Prachtdschamien der Stadt, die ich jetzt Rechts liegen ließ, da ich aus dem ruhigen Hafen in den schon mehr Wellen thürmenden Kanal einfuhr. Vor mir lagen nun schwarzblau in feierlicher Pracht die Gebürge von Skutari und unter ihnen schimmerte das bunte Gewimmel der zahllosen Straßen der großen Vorstadt; da blitzte die Sonne plötz-

lich durchs Gewölk hervor und verkündigte den Anwohnern des Bosporus den schönsten Tag.

Links Europa, Rechts Asien, ging es nun mit gewöhnlicher Schnelle den Kanal hinauf. Was soll ich von den anmuthigen reizenden Gruppen sagen, die im frühen Duft des Morgens ihr Haupt hier nahe dort ferne in beiden Welttheilen aus dem Meernebel erheben? Welches Farbenspiel! Welche bezaubernde Abwechselung des Maritimen und Ländlichen, und Städtischen und Dörflichen! Welche Feerei, die das in sanfter Lieblichkeit wallende südliche Meer und die durch keine menschliche Beschreibung zu umfassenden eben so prächtigen als imposanten Gestade dem berauschten Auge ausstellen! Hier muß man gewesen seyn, um sich für immer dahin zurückzusehnen; hier möchte ich der Natur den köstlichsten der Altäre bauen. Sowie das europäische Felsgestade des Kanals in rauher Kühnheit sich ausbreitet, senken sich die asiatischen Ufergebirge in einen amphitheatralischen Halbmond zusammen, dessen sanft abstufende Erhöhun-

gen mit dem weichsten Grün bedeckt und durch Wohnungen und Häuser belebt, aufs reizendste mit jenen Felsöden kontrastiren. Bald wechselt die Szene und nun hat man die Erscheinungen zauberischer Gefilde und zahlreicher bunt gebauter Dorfschaften auf ihnen, die gleich Feenschlössern aus dem weißlichen Frühnebel hervorblicken, auf der europäischen und dagegen wilde Felsenmassen auf der asiatischen Küste.

Bald trat die Sonne am azurnen Horizonte höher empor, hüllte die ganze Halbsphäre in ihren Strahlenglanz und nun funkelten die Gestade noch majestätischer und üppiger ins Auge. In welcher grausen Mannigfaltigkeit erscheint da alles vor und hinter mir, neben und um mich im goldnen Heliosbade, unwillkührlich wird die Phantasie mit fortgerissen zu Träumen aus einer höhern Weltregion, und nur langsam vermag der Verstand ihr zu folgen in ihrem raschen Fluge. — Der ganze Dom des Himmels schwebte in durchsichtiger Klarheit, die diesem gleichsam magischen Klima eigen ist, in

tausendfältigen Formen warfen die Gestade die empfangenen Strahlen dem Auge zurück. Ich blickte ganz überrascht von der Schönheit der Ansicht hinter mich, um den durchlaufenen Goldspiegel des Kanals zu ermessen und aus duftiger Seeferne kam ein Schiffchen wie an einem Meerhorizont hervor. Mir zur Rechten stand Istaveros in zauberischer Beleuchtung, aber diese war nichts gegen das blendende Licht, das von den Halbmonden der Dschamie Abdul-Hamed's zurückstrahlte, die sich mit der ganzen Fülle ihrer Pracht über die weißen Häuser emporhub. Links irrte mein Auge in dem Reichthum der weit aufgethanen Thäler von Dolma-Baktscheh umher, wo nahe der Sommerpallast des Großherrn in dunkler Waldhöhe stand, und bald versank es dann in die wallende Schönheit des nun zur größern Breite ausgedehnten Kanals wieder zurück.

Je weiter man nun fortfährt, desto mehr erweitert sich die Aussicht, desto größere und überraschendere Zauberszenen scheinen dem Auge vorbehalten zu seyn. Dort prangt die

üppige Küste Kleinasien's in hundertfältigem stets wechselndem Grün, hier schimmern an den thrazischen Ufern die langen Häuserreihen von Bechik-Taseh und weiter hinauf die anmuthige weiße Gruppe der Orta-Kay. Beide Welttheile bleiben sich von nun an eine Zeitlang fast gleich nahe und wetteifern mit einander in Darbietung der lieblichsten Büen und reizendsten Prospekte.

Die Sonne ist kaum eine Weile über den Horizont und schon wimmelt's im Kanal von Fahrzeugen und Schiffchen. An den Ufern ist alles voll von bunter Regsamkeit und von den Minarets rufen die Mezzans zum Morgengebet. Noch immer erblicke ich hinter mir Leanders Thurm auf einem kühnen Felsen mitten in den Fluthen des Meeres gebaut, wie sich die schäumenden Wellen an seinem steilen Gestade brechen und ihn jeden Augenblick in den Abgrund zu reißen drohen. Dort sind die luftigen um das Meer gelagerten Berggehänge, so lange sie eigentlich Seegestade bleiben, mit Baumgärten und morgenländischen Obsthainen bedeckt, hier stehen

lange und amphitheatralisch über einander aufgethürmte Reihen rother und weißer Häuser hart am Meere und scheinen von den grünlichen Wogen benetzt. Dort sprudelt aus bemooßten Felsen eine kleine Quelle höchst romantisch hervor, hier ist der sich durchkreuzende Gesang mannigfaltiger Vögelarten Verkündiger des schönen Tages. — O mit welchem überirrdischen Vergnügen wird hier nicht der erschaffene Geist durch den Anblick der offenen Natur erfüllt! —

Hastig durchschneidet indessen die schön gezierte Gondel die vom sanften Morgenwind emporgehobenen Wogen und bald sehen wir Effendi Burun nahe am Meere in Europa liegen und die schöne Gegend der sogenannten kleinen Wasser nebst des Sultans Sommerpavillons gegenüber auf der anatolischen Küste. Jetzt scheinen die beiden Welttheile sich wieder mit einander vereinigen zu wollen und strecken lange Landspitzen gegen einander aus; auf diesen ziehen zwei einander gegenüberliegende stark befestigte alte Thürme die Aufmerksamkeit auf sich, welche in romantischer

Kühnheit sich den Blicken darbieten; sobald man aber bei denselben vorbei ist, eröffnet sich ein ganz neuer Gesichtskreis und der alte verschwindet allmählig hinter den Bergen.

Neue Naturschönheiten treten nun an die Stelle der dem Auge entflohenen. Der Sinn schwebt unaufhaltsam über wogende Fluthen in die Ferne und die Gestade fliehen auf beiden Seiten in majestätischen Perspektiven leicht aus einander. Hier bot die unter Felsen seufzende Erde nichts als schreckliche unordentlich hingeworfene Steinmassen dar, die zu ihren Füßen nur Abgründe zu bilden schienen, dort breitete die prächtigste Vegetation die schönsten Naturerzeugnisse auf einem lieblichen Teppiche aus. Nicht lange, so erblickt man nun den schönen Golf von Stenia, neben ihm die Vorstadt Jeni-Keu in Europa und gegenüber in Asien die Ruinen der ehmaligen Gärten der Sultaninnen, die einst Sultan Soliman erbaute und die jetzt durch die alles zerstörende Zeit zu Grunde gegangen sind, ohne wieder aufgebaut zu werden. Vor den-

selben liegt hart am Kanal die asiatische Vorstadt Beikos.

Fürchterliche Felsgebirge thürmen sich dann an den europäischen Gestaden auf und wenn man diese umfahren hat; so sieht man vor sich Tarapia liegen. Es ist romantisch an den steilen Abhang eines Hügels gebaut. Häuser und Terrassen erheben sich gleichsam stufenweis. Schattige Wälder und orientalische Haine ragen über die Stadt empor. Es ist ein schöner Anblick und er ist bezaubernd, wenn man ihn von weitem genießt.

Fast von selbst führt nachher ein Meeresstrom die Gondel in den Golf der Griechenstadt und bald ist man auf der Rheede derselben angelangt. Diese ist meistens mit Schiffen und Tschaiken angefüllt, selbst Kauffahrteifahrzeuge, die vom schwarzen Meere und namentlich von Varna kommen, pflegen hier Anker zu werfen, weil sie den Meerbusen für sehr bequem zum Anlanden halten.

Wenn man in dem Hafen von Tarapia ankommt; so erblickt man Anfangs nichts als einen Kay, an dem rund herum eine Reihe

von Häusern gebaut ist, über welche die übrigen Gebäude der Stadt nur mit ihren Dächern hervorragen. Kommt man aber näher, so sieht man, daß dieser Kay und die daran aufgebaute Straße zwei Seiten hat, die einen stumpfen Winkel bilden. Die rechte sieht den Kanal hinunter, die linke nach der asiatischen Küste hin. Erstere ist, meinem Gefühle nach, bei weitem noch letzterer vorzuziehen, sowohl in Ansehung der Anmuth ihrer Lage als des Perspektivs in die Ferne.

Alles war lustig und frohen Muths, als ich den Boden der Vorstadt betrat. Griechische Munterkeit und Ausgelassenheit schienen alle Einwohner zu beseelen. Es war nicht schwer zu merken, daß dies kein Wohnort von Türken sey. Zwei Weinhäuser befanden sich am Kay und in denselben fehlte es nie an Zuspruch. Musik und Gesang klang mir überall in die Ohren.

Die Kauf- und Schiffsleute waren in reger Thätigkeit, Waaren wurden aus- und eingeladen, Schiffe ausgebessert und gezimmert, der ganze Kay wimmelte von Men-

schen. Und auch das Innere der Stadt schien sehr bevölkert zu seyn: alle Straßen waren beständig mit Fußgängern und Reitern besetzt, wiewohl das Getümmel mit dem in Konstantinopel nicht zu vergleichen war.

Sowie ich weiter in die Straßen hineinging, entdeckte ich bald, daß Tarapia einen weit größern Umfang haben müße, als mir anfangs, als ich bei der Rheede anlangte, vorgekommen war, und wirklich breitete sie sich auch noch von der äußersten Spitze der rechten Seite des Kays längs dem Kanal hinauf weit aus. Die Häuser sind gewöhnlich mit rother Ölfarbe angestrichen, dies giebt in der Ferne eine reizende Ansicht, aber in der Nähe verliert diese viel. An Regelmäßigkeit in der Bauanlage der Gebäude und Straßen ist nicht zu denken. Die Griechen sind nicht wie die Chinesen, und die Türken keine Mantschu, die Unterdrückten haben die Sitten der Sieger in allen Stücken angenommen, diese nach ihrer Art zu zivilisiren konnte ihnen nicht gelingen und so ähnelt Tarapia

nicht mehr und nicht weniger als andere Vorstädte der türkischen Hauptstadt.

So wenig aber das Äußere der Gebäude hier verspricht, eben so viel Pracht und Luxus herrscht oft in ihrem Innern, denn Tarapia ist der Sitz der griechischen Fürsten und Fürstensöhne, der vornehmsten und reichsten Geschlechter der griechischen Nation, das Meer, in das nun schon seit so vielen Jahren alle den armen Einwohnern der Wallachei und Moldau durch griechische Habsucht und Tyrannei ausgepreßte Schätze hingeflossen sind. Hier ist der Ort, wo die Räuber und Unterdrücker ihrer christlichen Mitbrüder die Früchte ihrer Erpressungen und Geldgier im Stillen genießen.

Tarapia ist nämlich nicht nur der Sommeraufenthalt und Landsitz vieler reichen Griechen, die sonst im Fanal zu Konstantinopel und in andern nahe bei der Hauptstadt befindlichen Vorstädten ihre Wohnungen haben, sondern es residiren hier auch für beständig eine große Menge vornehmer griechischer Familien. Ja die Lage dieser Landstadt ist so

reizend, daß auch viele Franken die Sommermonate über hier Logis zu miethen pflegen. Die Verbindung mit der Hauptstadt, welche wohl eine halbe Tagereise entfernt liegt, ist daher so groß, daß unaufhörlich eine Anzahl Schiffchen und Tschaiken zwischen beiden Orten im Hin- und Herfahren begriffen sind. Auch geht täglich ein großes Marktschiff nach Konstantinopel ab, währenddem ein anderes von daher anlangt.

Die Vornehmen unter den Griechen wählen diesen Ort besonders deswegen, weil sie hier unter einander und in einiger Verborgenheit vor den Augen der Muselmänner ein ungestörtes Leben mit aller der Pracht und Üppigkeit führen können, die ihre Eitelkeit und Fatuität erheischen. Hier leben sie recht eigentlich als abgedankte Fürsten, die aber stolz auf ihre vorige eigene und der Vorfahren Würde, alles was darauf Beziehung hat, zur Schau herumtragen, in Luxus und Verschwendung mit einander wetteifern und durch die Menge der Diener und Satelliten, durch kostbare Ausstaffirung ihrer Residenzen, durch

prunkvolle Feste ihre ehmalige Hoheit an den Tag zu legen bemüht sind. Man hat davon keine Idee, man muß sie innerhalb ihrer Wohnungen selbst beobachtet haben, um darüber urtheilen zu können.

An diesem Orte hat man Gelegenheit, den wahren Charakter der Neugriechen in seiner ganzen Blöße zu betrachten, denn da leben sie nur unter und mit einander, dünken sich frei, groß und mächtig, scheinen auf eine Zeitlang zu vergessen, daß der geringste Türke einen Rang über alle ihre Fürstlichkeiten hat und daß sie keinen Augenblick vor dem Donnerkeil sicher sind, der von der Hauptstadt der Muselmänner auf einen oder den andern von ihnen herabgeschleudert werden kann, da fröhnen sie nur den Begierden, die Eitelkeit, Stolz und Habsucht ihnen eingeben, da wähnen sie sich unabhängig, weil eine unbedeutende Entfernung sie hier von ihren Oberherren und Unterdrückern trennt. —

Hier innerhalb des Bezirks von Tarapia, wo es von Fürsten und fürstlichen Familien, von Metropoliten, Bischöffen, vornehmen

und geringern Kalugern, von überreichen und armen Griechen wimmelt, muß man nur eine Zeitlang aufmerksam ihre Thaten und Handlungen gesehn, ihre Intriguen und beständigen Kabalen unter einander kennen gelernt haben, und man hat ein treues Gemälde der unglückseligen peloponnesischen Republiken und ihres Betragens gegen ihre eigenen Kaiser von Konstantin bis Paläologus. Hier erscheinen sie als ächte Neugriechen, die von allen Tugenden ihrer alten Vorfahren fast nichts übrig behalten haben, als eine unseelige Gewandtheit in allen Verstellungen, Falschheiten und Hinterlisten, Verschlagenheit und List in allen ihren Unternehmungen, endlich Eitelkeit und Nationalstolz ohne Gränzen. Dazu kommt noch ein unbeständiger unruhiger Charakter, ein Hang zu den feinsten Betrügereien und Bösartigkeit des Herzens. Ausnahmen giebt es wie überall, aber ich rede hier nur im Allgemeinen.

Was kann man von einer solchen Nation Gutes erwarten? — graeca fides, nulla fides ist ein wahres Sprichwort, das sich noch jetzt in

der größern Menge ihrer Individuen bewährt findet. Hier ist beinahe keine Treue, kein Glauben, keine Freundschaft, als die das Interesse knüpft, einer bestrebt sich nur, auf den Ruinen des andern sich emporzuheben. Dank sey es dem Verhängnisse, das die Schicksale der Nationen lenkt, daß diese Neugriechen kein selbstständiges Volk geworden sind: hier an den schönen einladenden Ufern des Bosporus, in den üppigen Thälern von Mazedonien und Livadien, in dem fruchtbaren Morea würden sie bald ihr Haupt emporgehoben, die Fackel der Zwietracht angezündet und die ganze hinter ihnen liegende europäische Welt nicht nur in stete Unruhe, sondern auch bald in Feuer und Flammen versetzt haben. Dank sey es dem Genius der Erdbewohner, der diese Gefahr von ihnen abzuwenden wußte, die jeden Keim von Kultur zu erdrükken drohen würde! —

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Das Fest bei einem Großen in Tarapia. — Luxus und Verschwendung der vornehmen Griechen. — Morgenländische Sitten vor und bei der Tafel. — Köstliche Besetzung des Tisches nach orientalischem Geschmack. —

Ich suchte der Abrede gemäß einen Franken auf, der am Kay wohnte und mit ihm verfügte ich mich zu dem griechischen Hause, in das wir beide eingeladen waren. Die ganze Hausflur war angefüllt mit Menschen von jeder Art und das Getöse des Festes, der Schall der Musik tönte uns schon auf der Straße entgegen. Eine Menge reich gekleideter Trabanten waren unabläßig beschäftigt, Ordnung zu halten und das Zuströmen des Volks zu verhindern.

Man führte uns die Treppe hinauf, zwei bewaffnete Männer öffneten die beiden Flü-

gelthüren, auf welche wir stießen, und wir traten nun in einen prächtigen Salon voll von Menschen. Beim Eintritt wurde ich vom Schimmer so mannigfaltiger Gegenstände, die morgenländische Üppigkeit und Verschwendung an einem Orte hier hinzuzaubern gewußt hatten, wie verblendet und fast sah ich mich ausser Stande, mich aus dem Wirrwarr heraus zu finden.

Kaum ließ man mir Zeit, mich zu sammeln und alle meine Kräfte zusammenzunehmen, um keinen Verstoß gegen die Etikette zu machen. Denn schon umgaben uns eine Menge Personen mit goldenen und silbernen Gefäßen und Tellern, mit Rauchpfannen und mit kostbaren Perlen und Steinen überladenen Vasen. Alle Sinne wurden gereizt, die stärksten Wohlgerüche dufteten uns entgegen, Gesicht und Hände wurden mit Rosenwasser besprengt.

Bunte Teppiche mit den grellsten Farben bedeckten den Fußboden, hin und wieder waren auch Stücke von Goldbrokat angebracht. Die Wände waren marmorirt und mit vergoldetem Schnitzwerk verziert. Schön gewölbte

weiße an mehrern Orten mit Gold ausgelegte Säulen erhuben sich in der Mitte des Zimmers. An den Seiten prunkten mit Gold- und Silberstoffen belegte Divans. Kostbare Aufsätze von Krystall und Glas in mannigfaltigen Nischen an den Wänden und lange hell reflektirende Spiegel trugen viel dazu bei, in das Ganze noch mehr Leben zu bringen.

Mehr als sechzig schön und nett gekleidete Griechen füllten den Salon an. Nachdem ich meinen Glückwunsch abgestattet hatte, setzte ich mich zu einigen derselben auf das Sopha und sehr überrascht war ich, wie ich die meisten sehr fertig französisch und italiänisch reden hörte. Nachher erfuhr ich, daß diese beiden abendländischen Sprachen sehr häufig bei den Griechen in Tarapia getrieben werden, weil sie zur Stelle eines Dragoman's bei der Pforte nothwendig erforderlich sind und diese das gemeinschaftliche Ziel ist, nach welchem alle streben, so schlüpfrig auch der Posten selbst nach seiner Erlangung ist.

Man brachte mir nun schwarzen Kaffee in einer japanischen Oberschaale in einem mit

Perlen verzierten goldnen Einsatze auf einem reichlich mit edlen Metallen ausgelegten Präsentirteller, zugleich klares Wasser in einem prächtigen Pokale und mancherlei Arten von Süßigkeiten.

Nicht lange darauf wurde gemeldet, das Mittagsmahl sey fertig. Eine wirbelnde Musik begleitete die Ankündigung. Schöne silberne überall mit Perlen und Goldschmuck versehene Wasserbecken wurden nun von den Bedienten unter den Gästen herumgetragen mit bunt in Gold und Seide gestickten baumwollenen Tüchern und silbernen vergoldeten mit frischem Wasser angefüllten Kannen begleitet.

Drei Bedienten waren bei jedem Gaste beschäftigt, der eine hielt das Waschbecken vor, der andere goß Wasser aus der Kanne auf dasselbe, der dritte reichte das Handtuch zum Abtrocknen hin. Jeder wäscht sich Hände und Gesicht und spühlt sich auch meistens Mund und Nase aus. Diese Reinigung vor dem Essen ist bei den Morgenländern weit nöthiger als bei uns, weil sie sich während der Mahlzeit

weit mehr der Hände zum Angreifen der Speisen bedienen als wir und Waschen überhaupt in einem heißen Klima ein wahrer Genuß ist.

Bei diesem Waschen wird die größte Etikette beobachtet. Alles geht da nach Rang und Stand. Die vornehmen Geistlichen haben meistens bei den Griechen den Vorrang vor allen andern Personen und die Fremden werden in diesem Stücke jederzeit sehr geehrt, denn an leeren Höflichkeitsbezeugungen läßt es diese Nation nicht fehlen. Es versteht sich von selbst, daß, wenn Untergebene bei Höhern speisen, jederzeit diese jenen vorgehen.

Kaum war das Waschen zu Ende, als die Bedienten mit neuen Präsentirtellern herbeikamen, auf denen sich kleine kaum ein paar Zoll hohe und breite vergoldete silberne Becherchen befanden. Zugleich führten sie mit sich Flaschen mit rothem, grünem und gelbem Rosolio, wovon jeder der Gäste ein volles Becherchen austrank, um den Appetit zur Mahlzeit zu reizen. Diese Sitte ist eigentlich russisch, aber auch in Konstantinopel hält man es für sehr gesund, vor dem Essen einen Schluck

Liqueur zu sich zu nehmen. Der Rosolio ist meistens von einem angenehmen aromatischen süßen Geschmack. Auch beim Abendessen wird der nämliche Gebrauch beobachtet.

Man führte uns nun in einen andern Salon, der eben so reich an Naturschönheiten war, als der vorige an Erzeugnissen des Luxus und der Verschwendung. Es war ein Eckzimmer, das von zwei Seiten die Aussicht in den prächtigsten orientalischen Obsthain hatte. Übrigens war es sehr einfach bekleidet, aber eben diese Simplizität in der Möblirung trug viel dazu bei, die Anmuth der äußern Gegenstände noch mehr geltend zu machen. Der Fußboden war mit glatten rothen Ziegelsteinen belegt, welche die seltsamsten Figuren durch ihre Lage und Aneinanderfügung bildeten. Decke und Wände hatten eine gelbe Marmorirung. Auf einem sehr breiten mit violettem Sammet ausstaffirten Divan war ein langer kaum zwei Fuß hoher Tisch gesetzt und um diesen herum lagerten sich nun die Gäste, nachdem der vornehmste unter den anwesenden Geistlichen den Segen über die Mahlzeit ausgesprochen hatte.

Die Tafel war mit einem bunt mit Seide und Gold gewirkten Teppiche belegt, vor sich breitete jedermann sein Taschentuch aus. Man saß allgemein mit untergeschlagenen Beinen. Schön geschmückte Auffsätze, welche nur zum Prunk hingestellt waren, und aus denen ein lieblicher Duft floß, gaben dem Auge ein reizendes Schauspiel.

Eine fast unübersehbare Menge kleiner Schüßeln und Vasen von Porzelan und Silber waren zwischen den Auffsätzen hingesetzt, Teller wurden niemanden gegeben. Jeder von den Gästen hatte nichts wie eine elfenbeinerne Gabel vor sich, an verschiedenen Orten des Tisches lagen kleine und größere Löffel von schwarzem Ebenholz mit Elfenbein, Silber und Gold ausgelegt.

Die aufgetragenen Speisen bestanden in einer Menge der mannigfaltigsten trockenen und flüßigen Konfituren. Man sah da Limonen, Orangen, Apfelsinen, Rosinen, Zibethen, Datteln, Feigen, Ingwer, Muskatnüße, Oliven und zwischen diesen Früchten eine Menge aus ihnen zubereiteter den Gaumen

reizender Gerichte, als Marzipan, Gewürzkuchen, Geléen und Eis von allen Sorten und Farben, Pfefferkuchen, Mandelsaucen und viele andere, für die unsere Sprache keine Namen hat.

Jeder von den Gästen nahm nun mit den Fingern oder mit der Gabel von diesem oder jenem Gerichte, je nachdem es ihm beliebte, auch die Löffel wurden zu Hülfe genommen, jedoch nur in seltenen Fällen. Damit man von allen Speisen nach Herzenslust genießen könne, waren die nämlichen Gerichte oben, unten und in der Mitte in verschiedenen Schüsseln aufgestellt. Wie sehr weicht diese morgenländische Art zu speisen von den europäischen ab, jene ist einfach, diese gekünstelt. Selbst der Gabeln bedienten sich die Gäste nur alsdann, wenn sie mit den Händen nicht ausreichen oder die Speisen mit den Fingern nicht fassen konnten. Daß es unschicklich sey, Speisen zu berühren, die man nicht ißt, davon hat der Orientaler keinen Begriff, man hat sich ja darum vorher gewaschen. „Ist denn dein Finger nicht reiner als die Gabel

oder der Löffel?" fragte mich einst ein Muselmann, dem ich erzählte, mit welchen vielen Umständen man bei uns zu speisen pflege; — „oder schmecken dir die Gerichte vielleicht besser, wenn du sie mit Zeremonien genießest?" —

Die morgenländische Art zu speisen hat noch dies eigenthümliche, daß sie äußerst geschwind von statten geht. Ein Europäer, der an diese Sitte nicht gewöhnt ist, kann sich oft nicht genug darüber wundern, wie schnell die Gerichte wieder weggetragen werden, die eben auf die Tafel gesetzt waren. Dagegen lachte einst ein Türk laut auf, da ich ihm sagte, bei unsern Großen pflege man bisweilen drei auch wohl gar bis in die vierte Stunde beim Tische zuzubringen. Soviel ist gewiß, daß der Franke, der zum erstenmale bei einem Morgenländer speist, von fünf Gerichten immer nur eins genießen wird, wenn er nicht ebenfalls gleich den übrigen Tafelgenossen schnell zugreift. Unter Türken geht's noch eher an, denn bei diesen wird während des Essens selten oder nie ein Wort geredet, aber weit schwieriger ist es unter Griechen, die

Bayerische
Staatsbibliothek
München

während des Tisches ohne Unterlaß ihre gute Laune und Fröhlichkeit durchs Gespräch zu erkennen geben.

Die Musik machte im Zimmer ein so betäubendes Geräusch, und der Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit fesselten, waren so viele, daß das Korps von Bedienten, welches uns wie umlagert hielt, schon die Speisen des ersten Ganges wieder hinwegtrug, ehe ich von dem größten Theile derselben etwas zu genießen Zeit gefunden hatte. Eben so schnell erschienen schon wieder neue Schüßeln und Vasen mit lieblich duftenden und das Auge durch ihre Zubereitung ergötzenden Speisen.

In wenigen Augenblicken war die Tafel mit Äpfeln, Melonen und einer Menge anderer Früchte, mit Zucker, Zimmet und Eßig zubereitet, besetzt, um sie herum lagen reinliche Radieschen, Zwiebeln und so viele andere Erdprodukte, die wie ein großes Gemälde mit allen Nüancen von weiß, grün, roth und gelb, malerisch zusammengeordnet waren und schon die Blicke reizten, ehe sie noch an den Gaumen gebracht wurden.

Indessen hatte auch eine kleine Komödie neben der Tafel ihren Anfang genommen. Drei äußerst buntscheckig und lustig gekleidete Griechen traten ein, sie hatten eine Art von Narrenkappe auf dem Kopf; an den Kleidungsstücken waren reichlich Schellen angebracht. Sie tanzten nach dem Takte der Musik, sprangen dabei oft hoch in die Lüfte, sangen und trieben unter einander in Reden und Handlungen die poßierlichsten Späße. Aber man muß wahrhaftig an keine edleren Vergnügungen gewöhnt seyn, um an einer solchen verstellten Narrheit von Menschen, die um einiger leidigen Parahs willen allen zum Scherz und Spott dienen, Belustigung zu finden. Doch man sieht ja solcher Hofnarren und Possenreißer eine Menge noch auch bei uns z. B. in Rußland und Polen, und in Ungarn sowohl als in Siebenbürgen werden sogar tolle und simpele Männer und Weiber von den Magnaten besoldet, um während der Tafel die abgeschmacktesten Späße sich zu erlauben. Wir wollen also gern die Morgenländer dieser Sitte wegen entschuldigen.

Munterkeit und Fröhlichkeit herrschte inzwischen an der ganzen Tafel. Ich saß neben einem Griechen aus Jannina in Epirus und dieser wußte mir so viel Neues und Merkwürdiges von Ali-Pascha zu erzählen, daß ich das Essen beinahe vergessen hätte und eben noch von einigem kosten wollte, als man schon wieder allgemein abtrug.

Es kamen nun eine Menge Schüßeln mit Geflügel, besonders Tauben, Indianern, Enten, Kapaunen und Hühnern mit Schöpsenfleisch und allerhand Arten von säuerlichen und süßlichen Ragouts, mit Bouillons und Kraftbrühen, endlich Blumenkohl, gefüllte Gurken und andere Gemüßarten, deren Namen ich nicht kenne. Das Brod, das bei der Tafel in dünnen Stücken herumgereicht wurde, war von feinem Waizenmehl und die Weine, unter denen man die Wahl hatte, waren die köstlichsten, die die Inseln des Archipelagus hervorbringen.

Darauf folgten Schüßeln mit Pilav von den mannigfaltigsten Zubereitungen. Ich erstaunte nicht wenig, wie man dem Reis so

vielerlei Farben und Gestalten zu geben gewußt hatte. Bald war er flüßig, bald trokken, bald in Form eines Puddings, bald ähnelte er einem Brei, bald war er weiß, bald roth, bald veilchenblau, bald gelb. In einigen Gerichten war er mit Hühnern und Gewild, in andern mit Zitronen, Maulbeeren, Orangen, Saffran und Granaten gekocht. Jedes dieser Gerichte war so nahrhaft und kräftig, daß es allein zur Sättigung hingereicht hätte.

Das Dessert bestand endlich in einer Menge morgenländischen Zuckergebackenen, in den reizendsten Süßigkeiten und Konfekten und in den saftigsten frischen Früchten. Es waren da große und kleine, länglichte und runde, Zukker- und Wassermelonen, von grüner, gelber, rother und blauer Farbe, Weintrauben von erstaunlicher Größe und sehr verschiedenartigem Kolorit und so viele andere Früchte, die nur unter dem milden Himmel der anmuthigen griechischen Inseln und des gesegneten Kleinasien's gedeihen. Um die Verdauung zu

vollenden, wurden noch verschiedene Arten von Sorbet und Liqueur herumgereicht.

Noch muß ich bemerken, daß die Gäste bei der Tafel auf beiden Seiten des Tisches saßen, sonst pflegen sie im Orient auch oft nur eine Seite einzunehmen, so daß die andere völlig frei ist und die Bedienten ihn serviren können, ohne den bei Tafel Sitzenden lästig zu fallen. Der Grund von dieser Sitte liegt aber nicht hierin, sie ist vielmehr eine Folge der Nothwendigkeit, weil die Divans gewöhnlich nicht breit genug sind, um den Tisch und zwei Reihen Gäste auf sich aufzunehmen. Da, wo der Tisch auf die Erde gesetzt wird und die Gäste sich auf Polstern mit untergeschlagenen Beinen ebenfalls auf den Boden setzen, findet sie daher auch nicht statt. Ich würde dieser Kleinigkeit nicht erwähnt haben, wenn ich nicht wüßte, daß sie dem Europäer sehr auffällt, der immer die Tafel auf beiden Seiten besetzt zu sehen gewohnt ist.

Als die Tafel zu Ende war, erhuben sich die vornehmsten unter den Gästen von ihren Sitzen und die übrigen folgten sogleich ihrem

Beispiele, ganz sowie es auch in den Abendländern die Etikette befiehlt. Jeder murmelte nun für sich, wie auch vor der Tafel geschehen war, ein kleines griechisches Gebet, welches mit ein paar Kreuzen nach griechischer Art begleitet ward und ein anwesender Erzbischoff sprach laut ein paar Worte zum Schluß. Hierauf verfügte man sich zum vorigen Zimmer zurück, wo die Bedienten die Waschbecken eben sowie vor Tisch herumtrugen und jeden der Gäste auch auf gleiche Weise wie vorher bedienten. Sobald dies vorbei war, erschienen Pfeifen mit Taback und schwarzer Kaffee.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Einige Notizen von Ali-Pascha. — Seine Macht und die Größe seiner Paschalik. — Beschreibung der Montenegriner und ihres Vaterlandes. — Streitigkeiten dieser Nation mit den Muselmännern. —

Ich suchte Gelegenheit, mit meinem Griechen aus Jannina das Gespräch von Ali-Pascha auch nach der Tafel fortzuführen. Er ist ein merkwürdiger Mann in der neuesten Geschichte der Türkei, um ihm nicht auch hier einige Blätter zu weihen, vielleicht ist nächst Paswan-Oglu kein muselmännischer Große in den europäischen Provinzen des Kaiserreichs, der die Eifersucht der Pforte in so hohem Grade auf sich gezogen und sich ihr zugleich so furchtbar zu machen gewußt hätte, als eben dieser Ali.

„Ist Ihnen der letzte Krieg des Paschas mit den Montenegrinern noch nicht bekannt?" — fragte mich der Grieche, indem ein sichtbarer Stolz von seinem Gesichte strahlte. „Nein" antwortete ich, „im Detail weiß ich nichts davon." — „Nun so will ich Sie mit einem Manne bekannt machen, der Ihnen hierüber die beste Auskunft geben kann, die Sache ist zu einzig in ihrer Art, um nicht in Ihrem Tagebuche aufgezeichnet zu werden und sie zeigt, was wir Griechen auszuführen im Stande sind, wenn Glück und Umstände uns begünstigen." —

Hierauf eilte er von mir weg und führte bald einen griechischen Geistlichen aus der Gesellschaft zu mir her, der sich lange in Monte negro aufgehalten und allen Begebenheiten in diesen Gegenden persönlich beigewohnt hatte. Von ihm erhielt ich theils mündlich, theils schriftlich die Nachrichten, denen ich hier einen Platz einräume.

Weit und breit in fast allen Gegenden der Levante ist Ali, Pascha von Jannina in Epirus, berühmt wegen seiner Reichthümer

und Macht. Theils durch die feinsten Kunstgriffe der schlauesten morgenländischen Politik, theils durch Geld, theils durch Usurpation und Gewalt hatte er sich zu einem solchen Ansehen emporgeschwungen, daß er jetzt gleich einem unumschränkten Despoten, der nichts Höheres und Mächtigeres über sich erkennt, seine weitläuftigen Provinzen beherrschte und allen Nationen von den Gränzen Rumekiens bis nach Morea hin Gesetze vorschreiben konnte.

An der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres von mehr als hundert tausend Köpfen, unter denen der Kern Albaneser, die besten Truppen der türkischen Kriegsmacht, fürchtete er selbst die Blitze nicht, die der allgewaltige Sultan von Stambuls Höhen auf ihn herabzuschleudern Belieben tragen durfte. Kühn beantwortete er die kaiserlichen Drohungen des Kalifen, er schwang sein Schwerd und, wie durch das Machtwort eines Gottes erschaffen, standen Tausende unter den Waffen, bedroheten abertausende von Kriegern die angrenzenden Provinzen des weiten Reichs der Musel-

männer, und machten selbst den Herrscher aller Herrscher auf den Zinnen des erhabenen Serails an Thraziens Bosporus zittern.

Man fürchtete innerhalb Konstantinopel's Mauern, der stolze Beherrscher von Mazedonien, Epirus und Albanien werde sich, noch mehr gereizt, endlich vielleicht dem osmanischen Szepter ganz entziehen, und die Schrecken des Aufruhrs und Kriegs selbst bis vor die Thore der unermeßlichen Kaiserstadt fortpflanzen; man fand im Divan für gut, gelindere Maaßregeln zu ergreifen und zu versuchen, das auf dem Wege der Güte zu erlangen, was bei der innern Schwäche des Kaiserreichs mit Gewalt nicht durchzusetzen war.

Ali Pascha ward mit Ehrentiteln und Geschenken überhäuft, zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt, durch Firmane von der hohen Pforte in allen Würden und Rechten bestätigt. Von nun an war er ruhig, war König, unabhängig, unumschränkt in seinen Staaten; den jährlichen Tribut, den er dem Großherrn zollte, gab er diesem mehr freiwillig als dem Obersten aller Rechtgläubi-

gen, als weil er ihm als seinem Oberherrn denselben schuldig war.

Mehrere Jahre hatte er so in morgenländischem Glanze durchlebt, hatte mehr durch den Schrecken seines Namens als durch die Gewalt seiner Waffen jeden Aufruhr, der sich innerhalb seines Gebiets entspann, in seinem Keim erstickt, jede Unruhe gedämpft, jede Rotte von Abentheurern und Räubern, die die Landstraßen unsicher machten, und die Karavanen plünderten, zerstreut. Seine Thaten wurden von zahllosen Dichtern in allen drei Hauptsprachen des Orients besungen, persische und türkische Stanzen machten ihn jenen Helden gleich, die in den Annalen Asien's im grauen Dunkel der Vorzeit als unsterblich figuriren, arabische Lieder von morgenländischer Fülle und Begeisterung erhuben ihn bis zum obersten der Himmel, und bereiteten ihm einen Sitz neben dem von Edelgesteinen und Perlen, von Gold und Silber gleich zehntausend Sonnen strahlenden Thron des ersten und vornehmsten aller Propheten, die jemals sich zu dem Erdenrunde herabließen.

Kann man einen Menschen auf dieser sublunarischen Sphäre allmächtig nennen; so war es Ali. Millionen harreten seines Winks, kaum gebot er etwas und es geschah, sein Wille war unabänderlich, unwiderruflich. Als ein verschlagener Kopf wußte er selbst durch mannigfaltige Merkmale unpartheiischer Gerechtigkeitsliebe die Herzen seiner christlichen Unterthanen zu gewinnen, sah er sich sogar von griechischen, armenischen und arnautischen Dichterlingen einem Morgensterne vergleichen, der da aufginge, um Wohl und Glück über alle Völker zu verbreiten.

Tagtäglich in der Mitte des großen Basars von Jannina sprach er öffentlich Recht über Tugend und Laster, Verbrechen und Schandthaten. In einem simpeln Kaftan von einem nichts weniger als kostbaren Pelze umgeben, saß er da unter einem Thronhimmel auf einem Divan, mit untergeschlagenen Beinen nach morgenländischer Sitte, umringt von Diamanten- und Metallschimmer, von Trabanten ohne Zahl, deren Kleider und Waffen von Gold und Silber funkelten, und

hielt Gericht über alles, was zu seinen Füßen gelegt wurde.

Vornehmer und Geringer, Muselmann oder Christ, jeder konnte sich hier dem Throne nahen, und das Urtheil ward gesprochen und vollzogen, ohne Unterschied des Standes, der Person und des Glaubens.

Ali war der glücklichste der Sterblichen, wenn anders ein Despot glücklich genannt werden kann. Rund um ihn herum zitterte und bebte alles, Furcht und Entsetzen verbreitete er unwillkührlich überall, wohin er nur seine Blicke richtete, denn was hätte hier für jemanden ein größeres Unglück seyn können, als dem allgewaltigen Herrscher zu mißfallen? —

Doch ein kleiner Umstand, der sich jetzt ereignete, sollte dem Erdengotte beweisen, daß seine Macht nicht ohne Gränzen sey, sollte den Stolz eines Despoten demüthigen, der, von diesem äußern Pomp verblendet, bereits angefangen hatte, sich den Namen des Unüberwindlichen, Unwiderstehlichen beizulegen.

Ali hatte nach und nach das Gebiet seiner Paschalik bis an die Gränzen von Dalmatien

ausgedehnt, zu demselben gehörten auch die Bewohner des Monte negro, einer Kette rauher hoher Gebürge, die sich von Süden nach Norden hinziehen und das Arnautenland von Bosnien und Dalmatien trennen. Ihre Anzahl beläuft sich höchstens nur auf 60000 Köpfe, aber wild und roh wie die Natur, die sie umgiebt, sind die Montenegriner ein starker, mit körperlichen Kräften begabter, an alle Ungemächlichkeiten des Klimas gewöhnter Schlag von Menschen, der allen Gefahren trotzt, allen Mühseligkeiten standhaft und entschlossen entgegengeht, und mit einem Muthe ohne Beispiel alle Widerwärtigkeiten des Lebens besiegt.

Gleich andern Gebürgsbewohnern haben sie einen unüberwindlichen Hang zur Freiheit und eine solche Liebe zu ihrem Vaterlande, daß sie demselben, wenn es von außen angegriffen wird, gern Leben und Vermögen aufopfern. Sie leben unter einander und mit den benachbarten Nationen noch in einer Art von Naturstande, neueuropäische Zivilisation und Kultur ist noch nicht bis zu denselben ge-

drungen, wie hätte sie auch in einem Lande und unter einem Volke Samen streuen und Blüten ernten können, das sich selbst genügsam und alle Bedürfnisse zu einem gemächlichern, gesittetern Leben, die nicht national sind, verachtend, es für sein größtes Glück hält, abgesondert von allen andern menschlichen Gesellschaften und unabhängig von aller Gewalt außerhalb seiner Bergrücken seine Tage zu durchleben, und sich frei nach den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren zu regieren.

Unbekannt mit allen Künsten des Friedens treiben sie nichts, als was zur Nothwendigkeit und Erhaltung des Lebens erforderlich ist, aber die Rohheit und Wildheit der äußern Natur drückt ihrem Charakter eine gewiße Art von Unempfindlichkeit und Barbarei ein, der sehr oft in Zügellosigkeit und Grausamkeit ausartet, wenn die Leidenschaften über die Vernunft die Herrschaft gewinnen.

Sie wohnen nicht in Dörfern und Städten, jede Familie hat abgesondert von der andern ihre Hütte aufgebauet, die sich von den Ländereien umgeben befindet, welche von

ihr ausgestellt werden. Man wird selten zwei Wohnungen antreffen, die nicht wenigstens einen Büchsenschuß von einander entfernt wären.

Ihre Sprache ist eine slavonisch-illyrische Mundart und kommt am meisten mit derjenigen überein, die im östreichischen Albanien bei Castell nuovo oder an den Mündungen des Cattaro (alla bocca del Cattaro) geredet wird. Ihre Religion ist die griechisch-christliche, die hier noch einen weit größern Anstrich von Aberglauben hat, als in Griechenland und Rußland.

Schriftsteller hat dies Völkchen nicht aufzuweisen. Ihre ganze Literatur besteht in einigen von den Voreltern ererbten Nationalliedern und in einigen Gassenhauern und Trinkgesängen. Gedruckte Bücher findet man unter ihnen nicht, verschiedene Kirchenbücher ausgenommen, die meistens in Rußland oder Venedig gedruckt sind, und auf verschievenen Wegen zu dieser unbekannten Region Europens gelangen.

Natürliche Feinde alles bürgerlichen Zwan-

ges, der wie sie wähnen, ihre Nationalfreiheit einschränkt, werden sie leicht ein Opfer priesterlicher Herrschsucht; mit der Fackel des Fanatismus in der Hand leiten und führen sie ihre Geistlichen, wohin es ihnen beliebt.

Dies ist kurz die Skizze eines Völkerstammes, der sich durch die stets weiter um sich greifende Macht Ali-Pascha's in seinen Rechten gekränkt fühlte, und sich jetzt mit heroischem Muthe entschloß, sie mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, wenn kein anderer Weg übrig seyn sollte, die Nationalehre zu beschützen.

Es wurden Abgeordnete von Monte negro nach Jannina gesandt, und eine ganze Reihe von Klagen vor dem Divan des Pascha's ausgeschüttet; man drohete mit einem allgemeinen Nationalaufstande der Bergbewohner, die Montenegriner seyen entschlossen, trug man vor, eher zu sterben, als das Geringste von ihren Rechten und Freiheiten einzubüßen.

Kalt hörte Ali diese Klagen und Drohungen an, erzürnt, daß ein kleiner Menschenhaufen, Bewohner einer dürren, unfruchtba-

ren Bergkette es wage, seiner Macht Hohn zu sprechen, und von Rechten und Freiheiten zu reden, die, wie er wähnte, doch nur er nach Willkühr austheilen könne, und, eifersüchtig auf seine Majestätsrechte, hätte er sogleich ein Aufgebot seiner Kriegsschaaren ertheilen mögen, um die Rebellen mit dem Schwerde zum Gehorsam zurückzubringen und ihr Land in eine Wüste zu verwandeln. Aber die Politik lehrte ihn etwas Anderes.

Durch seine Spione in Konstantinopel hatte er von Zeit zu Zeit geheime Nachrichten erhalten, daß man im Divan nicht mehr gut gegen ihn gesinnt sey, daß man damit umgehe, durch List und Ränke ihm eine Grube zu graben, in die er nothwendig fallen müße, wenn er nicht stets auf seiner Hut sey. Es hatten sich nach Epirus Gerüchte von großen Kriegszubereitungen, die in Rumeli und Mazedonien vor sich gingen, verbreitet, man wollte wissen, daß selbst der Kapudan-Pascha in Gallipoli angekommen sey, um die Ausrüstung einer mächtigen Flotte zu betreiben.

endlich, daß selbst in Anatolien Kriegsvölker gesammelt würden.

Die Klugheit rieth ihm, seine Kriegsmacht nicht durch die Verwickelung in einen leicht zu vermeidenden Krieg zu theilen, sondern vielmehr mit seiner ganzen Stärke stets schlagfertig jedes Ungewitter abzuwarten, das sich von Norden her über seinem Haupte zusammenziehen könnte, um in dem Punkte sogleich alle Kräfte zu konzentriren, wo die Gefahr drohete. Vielleicht, dachte er, seyen selbst die Montenegriner vom Hofe zu Konstantinopel gegen ihn aufgewiegelt worden, um ihm eine gefährliche Diversion zu machen. Den Abgesandten von Monte negro ward daher zur Antwort gegeben, der Pascha sey gesonnen, ihnen einen Firman ausfertigen zu lassen, der sie in allen ihren Rechten und Privilegien bestätigen solle.

Wer war vergnügter als sie. Frohlockend kehrten sie zu ihren Landsleuten in die vaterländischen Gebürge zurück. Ihre Ankunft war ein Volksfest durchs ganze Land, an dem Jung und Alt Antheil nahmen, und die Gerechtigkeit des Pascha's lobpriesen. Doch

arme Getäuschte! wie kurz war eure Freude! —

Der versprochene Firman war wirklich ausgefertigt worden, aber mit demselben ward auch zugleich ein anderer von fast entgegengesetztem Inhalte an die türkischen Befehlshaber abgeschickt, den diese geheim halten mußten, und worin ihnen befohlen war, sich des Gebiets der Montenegriner soviel als möglich nach und nach, sey es durch Gewalt oder List, gleichviel zu versichern, um dadurch allen möglichen Ausbrüchen von Revolten in diesen Gegenden auf immer vorzubeugen.

Man ahndete kaum das Ungewitter, das sich über den Himmel von Monte negro zusammenzuziehen drohete, um dieser Landschaft auf immer ihre Unabhängigkeit zu rauben. Die osmanischen Befehlshaber fingen zwar an, sich, ihren geheimen Instruktionen gemäß, manche Bedrückungen gegen die armen Montenegriner zu erlauben, manche Plätze, welche die Päße der Gebürge vertheidigten, zu befestigen, und den Tribut, den sie zu zahlen schuldig waren, nach Willkühr zu erhö-

hen, aber man achtete dieser kleinen Eingriffe in die Privilegien der Nation wenig oder gar nicht, man setzte sein Vertrauen auf den Firman des Pascha's. Nur ein Mann war es, der den ganzen hinterlistigen Plan Ali's, vermittelst seines Scharfsinns durchdrang, er sah die Gefahr, worin seine Nation schwebte, er dachte auf Mittel, ihr Retter zu werden, und er ward es.

Dieser Mann war der Erzbischoff und Metropolitan auf Monte negro. Seine natürlichen großen Geistesgaben hatte er auf Reisen und durch einen langen Aufenthalt unter civilisirten Nationen noch mehr zu entwickeln Gelegenheit gehabt, er war in Venedig und Wien gewesen, hatte sich mannigfaltige Kenntnisse in fast allen Feldern des menschlichen Wissens zu erwerben gewußt, durch Sprachkenntniß und Lektüre seinen Ideenkreis ins Unendliche erweitert, durch anhaltenden unermüdeten Fleiß alle Schwierigkeiten in den Wissenschaften besiegt. Gleich einer Sonne leuchtete er unter allen seinen Mitbürgern hervor. Nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in allen

umliegenden Gegenden galt er weit und breit für den gelehrtesten Mann. Zu ihm kam jeder, der sich Raths erholen wollte, niemand verließ ihn unbefriedigt.

Der erste Schritt, den er zur Rettung seines Vaterlandes that, war, daß er die Gemüther zu vereinigen und ihnen einzuprägen verstand, daß Vaterlandsliebe nur insofern einigen Werth habe, als alle Mitglieder der Gesellschaft, jeder soviel in seinen Kräften stünde, gemeinschaftlich dazu beitrügen, das allgemeine Beste zu befördern. Bald gewann er aller Herzen in einem solchen Maaße, daß man kein Bedenken trug, die Ruder des kleinen Staatsschiffs in seine Hände niederzulegen, und versprach, allen seinen Befehlen, die das gemeine Beste zum Ziele hätten, willig Gehorsam zu leisten.

Von dieser Zeit an war die Republik zu Monte negro ein kleiner Kirchenstaat, das Oberhaupt war ein Geistlicher, und alle Vollstrecker seines Willens wurden aus der Geistlichkeit genommen. Aber das hierarchische System war auch das einzige, wodurch ein

so rohes, unwissendes Volk, wie dieses, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbunden werden konnte.

Von Jugend auf lernen die montenegrinischen Knaben mit den Waffen umgehen, denn es ist bei ihnen allgemeine Sitte, sowie bei den Osmanen, daß keine Mannsperson ausgeht, ohne ein langes Messer und zwei geladene Pistolen im Gürtel stecken zu haben. Freilich giebt dies zu mancherlei Mißbräuchen Anlaß, daher es auch wegen des Hangs zum Raube und zur Dieberei bei diesem Volke, wie mir mehrere Kaufleute versichert haben, so äußerst gefahrvoll ist, in ihrem Lande zu reisen; aber es dient zugleich doch, einen gewißen kriegerischen Geist unter einer Nation zu erhalten. Würde man diesen Gebrauch plötzlich verbieten; so würden sie sich zugleich auch aller ihrer Freiheit beraubt zu seyn einbilden, daher die Ursache der vielen kleinen Revolten und Widerspenstigkeiten leicht zu erklären ist, die in Istrien, dem venetianischen Dalmatien und Albanien ausbrachen, als die östreichische Regierung in diesen Ländern das

Tragen der Waffen dem Volke verbieten ließ. Der kluge Erzbischoff zu Monte negro schaffte diese alte Sitte seiner Nation keinesweges ab, er bestärkte sie vielmehr darin, und ermunterte sie, sich öfter und fleißiger als bisher noch mit den Waffen zu üben.

Bald fing er auch an, öffentliche Waffenübungen zu veranstalten, die Jugend mußte zusammenkommen und lernen, nach dem Ziele zu schießen, die Männer der Nation mußten unter einander kleine blinde Gefechte liefern und sich eine Fertigkeit verschaffen, in jedem vorkommenden Falle eine Kriegslist zu ersinnen. Auf ein gegebenes Signal waren alle Mannspersonen genöthigt, gerüstet und schlagfertig sich an gewißen Orten zu versammeln, und die strengste Subordination gegen die Anführer zu beobachten. Oft wurde dergestalt zur Prüfung der Wachsamkeit blinder Lärm gemacht, die Krieger versammelten sich an den jeder Kohorte angewiesenen Plätzen, vereinigten sich in einem Punkte mit einander, und marschierten, wohin der General en Chef, der Metropolit, welcher allezeit wohl bewaff-

net ebenfalls in ihrer Mitte erschien, die Ordre ertheilte.

Inzwischen hatte sich dieser heimlich eine große Menge Pulver aus dem Auslande zu verschaffen gewußt, auch allerhand Arten von Waffen und Gewehren kamen in Fäßern unter andern Waaren zu Wasser und zu Land in Monte negro an. Jetzt ließ der Metropolit anfangen, Verschanzungen anzulegen. Er selbst studierte ohne Unterlaß französische Werke, die von der Befestigungskunde handelten und die er von Venedig über Cattaro hatte kommen lassen. Durch diese Hülfe gelang es ihm, die Gebürgspäße, welche nach Albanien führen, dergestalt in Vertheidigungsstand zu setzen, daß er hoffte, mit seinem Häuflein Volks der ganzen osmanischen Macht defensiv Trotz zu bieten.

Dabei ließ es seine Vorsicht aber noch nicht bewenden, er kannte den unwiderstehlichen Muth, den die türkischen Kriegsvölker bei einem Angriffe beweisen, er wußte sehr wohl, daß sie nur in dem Falle zu überwinden wären, wenn der erste Sturm glücklich abge-

schlagen werden würde. Es war ihm sehr gut bekannt, daß bei einem muselmännischen Kriegsheere, wegen des allgemein unter demselben herrschenden Glaubens an ein unabänderliches Fatum, der Muth bis zum Erstaunen und zur Bewunderung steige, wenn das erste Zusammentreffen mit dem Feinde von Erfolg wäre, daß sich hingegen völlige Muthlosigkeit desselben bemächtigte, wenn der erste Angriff fehlgeschlagen habe. Fiel das erste Scharmützel für die Montenegriner unglücklich aus; so war alles verloren.

Außer den an allen zugänglichen Orten der Gebürge angelegten Verschanzungen und Brustwehren ließ er daher auch noch überall starke Minen anlegen und sie mit Pulver anfüllen, so daß das über denselben befindliche Erdreich, zu jeder Stunde, wenn es die Gefahr erheischen würde, in die Luft gesprengt werden konnte. Da, wo sich vermuthen ließ, daß die zahlreiche und gut berittene Kavallerie des Feindes über die Gebürge zu setzen, versuchen dürfte, wurden allerhand eiserne große spitzige Haken in die Erde unter das Gras ge-

steckt, so daß es unmöglich war, mit den Pferden über diese Plätze zu kommen. Ein paar andere wenig betretene Pfade, welche durch mehrere steile Klüfte in das Gebiet von Montenegro nach Osten führten, wurden gänzlich verschüttet und durch aufgetragene Steinmassen völlig unwegsam gemacht.

Unterdessen waren auch mehrere Fässer mit Mörsern und Bomben zu Schiff bei Castellnuovo angelangt, sie wurden zu Lande durch Maulthiere und Menschen glücklich in die montenegrinischen Gebürge gezogen, und dort in einigen Bastionen auf den höchsten Gipfeln dieser Höhen aufgerichtet. Nun war alles bereit, nun konnte man mit Entschlossenheit es unternehmen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, nun konnte man getrost den Dingen entgegenharren, die das Verhängniß über diese Landschaft kommen zu lassen, für gut finden dürfte.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Empörung der Montenegriner gegen Ali-Pascha. — Der Metropolit zu Monte negro als Held und Staatsmann. — Völlige Niederlage der Türken. — Entstehung eines neuen Staats unter Rußland's Garantie. —

Einige kleine Gränzstreitigkeiten mit Mustapha-Aga, einem osmanischen Befehlshaber in Albanien, gaben den Montenegrinern Gelegenheit an die Hand, das erste Probestück ihrer neuen militärischen Disziplin und Tapferkeit abzulegen, denn ein Korps Türken wollte sich mit dem Säbel verschaffen, was durch Unterhandlungen nicht erhalten werden konnte, es machte einen Versuch in Monte negro einzudringen. Aber sogleich ward überall Sturm geläutet. Die Montenegriner stießen zusammen, die Türken wurden in der Fronte, im

Rücken und in den Flanken zugleich angegriffen, und bis auf den letzten Mann niedergehauen. Der Erzbischoff selbst hatte das ganze Treffen kommandirt, und in eigner Person zwei Feinde niedergesäbelt.

Schnell drang die Botschaft dieser That bis zu Ali's Ohren. Der muselmännische Name schien gekränkt zu seyn. Gauers, Christenhunde hatten sich an den Rechtgläubigen vergriffen. — Welch ein Verbrechen! — Alles forderte zur blutigen Rache auf. Aber die Mäßigung des Pascha's war groß, er forderte zur Strafe von den Montenegrinern nur 200 Beutel Gelds (100000 Piaster) und wollte in diesem Falle Gnade für Recht ergehen lassen. — Allein welch eine Summe für ein armes unfruchtbares Land, in dem vielleicht nicht einmal so viel überhaupt in Umlauf war? —

Der Metropolit zu Monte negro benutzte diese Gelegenheit weißlich, sein Volk zu einer noch höhern Stuffe von Patriotismus und Enthusiasmus für die gute und gerechte Sache des Vaterlandes zu entflammen. Er eröffnete ihm die kühne Idee, die Montenegriner zu

einer völlig freien unabhängigen Nation zu erheben; Monte negro sollte für alle Zukunft ein selbstständiger Staat seyn, die Herrschaft des Osmanen auf ewig verbannt werden.

Einem von Natur schon über alle Beschreibung zur Liebe der Freiheit und des vaterländischen Bodens hingerissenem Volke so etwas bekannt machen, hieß siedendes Öhl in eine brennende Feuergluth schütten. Mit einem allgemeinen Entzücken ward dieser Entschluß überall aufgenommen, die Gebürge hallten wieder von Freudengeschrei, der Erzbischoff ward bis zum Himmel erhoben, man sah ihn wie einen Gesandten Gottes an, der auf die Welt gekommen sey, sein Volk zu beglücken; einem zweiten Messias hätte man nicht mehr Ehre erweisen können.

Von nun an durchs ganze Land die einzige Stimme: Frei seyn oder sterben! — Jetzt nur ein Wunsch durch alle Klassen von Individuen verbreitet: durch Heldenthaten seines neuen Vaterlandes würdig zu werden. Klug verstand der Metropolit und seine Untergeistlichen, von dieser allgemeinen Stimmung des

Volks Gebrauch zu machen, um den Enthusiasmus von neuem anzufeuern, noch ehe er wieder verrauchen könnte. Durch einen feierlichen Eid ließ er allen und jeden mit vorgehaltenem Kruzifix sich verbindlich machen, sein Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und den Tod der Sklaverei vorzuziehen. Öffentliche Gebete erheischten von der Gottheit und den Heiligen Sieg für die Waffen der treuen Vaterlandsvertheidiger.

Die Abgesandten des Pascha's, welche seine Forderung bekannt machten, wurden mit kühner Stirn zurückgeschickt. Es fehlte wenig daran, man hätte das Völkerrecht verletzt, und sie der Wuth des Pöbels Preis gegeben. Die Montenegriner wurden auf diese Nachricht in Jannina für Rebellen erklärt. Osman Mehemed Oglu erhielt den Befehl, sie zu Paaren zu treiben. Er sammelte einen Haufen von zweihundert Reutern und einigen hundert Janitscharen und kam bald bei den Pässen an, die aus Albanien in die westlichen Gebürge führen,

Auf allen Gipfeln der Berge waren vom Metropoliten Wachen ausgestellt worden, welche daselbst bei der ersten Erscheinung eines Feindes in der Ferne Feuer anmachen sollten, um dadurch das Signal von einer bevorstehenden Gefahr den in den Thälern Wohnenden zu geben. Die Signalfeuer loderten zum Himmel hinan. Man zog die Sturmglocken. Die Montenegriner versammelten sich überall bewaffnet, und brannten vor Begierde, Proben ihres Muths und ihrer Tapferkeit an den Tag zu legen. Es war auch nicht ein einziger, den man zaghaft hätte nennen können.

Unter solchen Umständen konnte der Sieg nicht zweifelhaft seyn. Die Osmanen waren der Weg' und Schlupfwinkel in den Gebürgen unkundig, desto besser kannten dieselben die Einwohner. Ganze Haufen der erstern wurden von den muthvollen Bergbewohnern, die auf den Höhen, gleich den Gemsen, zu klettern wußten, niedergemacht, ohne daß ihnen ihre Kameraden zu Hülfe zu kommen vermocht hätten. Die Reiterei konnte an wenigen

Orten die steilen Fußsteige passiren, und hatte überall die größten Hindernisse zu bekämpfen. Kurz an allen Orten wurden die Angriffe der Türken mit großem Verlust abgeschlagen und Mehemed-Oglu sah sich genöthigt, mit Schimpf und Schande die Überbleibsel seines Kriegshaufens nach Albanien zurückzuführen.

Nicht besser ging es Nadir Murad Begh, der mit einem auserlesenen Albaneserhaufen die Gebürge der Montenegriner zu bestürmen unternahm. Ali Pascha hatte ihm die Ordre zugesandt, alles ohne Unterschied der Person über die Klinge springen zu lassen, was jenseits der Bergreihe von Christenhunden ihm aufstoßen würde, den rebellischen Metropoliten aber in Ketten lebendig nach Jannina zu bringen, um allen Nationen ein schreckliches Beispiel der Rache des beleidigten muselmännischen Namens zu geben.

Auf einem der höchsten Berge hatte man auf der andern Seite ein Meilenweit helleuchtendes Feuer angemacht; hier war ein Altar errichtet, geschmückt mit den Bildern des Heilands, der heiligen Maria und aller Schutz-

heiligen. Vor demselben flehte der Erzbischoff, begleitet von vielen andern Kalugern und Popen, Sieg für seine Nation, und die fanatischen Montenegriner gingen mit einem solchen Selbstvertrauen und mit einer solchen Zuversicht in den Kampf, daß jeder Widerstand auf feindlicher Seite unmöglich war. Bald wurden die Türken gezwungen, die Plätze wieder zu räumen, welche sie mit so vieler Aufopferung durch einen drei Tage lang fortgesetzten Streit sich erkämpft hatten.

Gränzenlos war die Wuth, in die Ali bei der Nachricht von den wiederholten Niederlagen seiner Völker ausbrach. Er schwur bei seinem Barte, bei seinem Turbane, bei dem Propheten Muhamed, bei allem, was ihm heilig war, den Tod so vieler Moslems auf das grausamste zu rächen. Es schien, als spotte ein Häuflein armer Menschen seiner Macht ohne Gleichen. Man konnte leicht voraussehen, das Ansehen des osmanischen Namens werde durch eine solche Begebenheit bei den zahlreichen christlichen Bewohnern der Türkei sehr sinken. Es mußte ein Denkmahl

der Rache für die moslemischen Annalen aufgerichtet werden; um die Gauers für alle Zukunft von solchen Unternehmungen abzuschrecken.

Schnell wurden die Befehle ertheilt. Tataren ohne Zahl flogen von Jannina aus nach allen vier Weltgegenden hin. Firmane gingen nach Osten und Westen, nach Süden und Norden. Plötzlich erscholl es von allen Gebürgen Albaniens bis zu den Ebenen Mazedoniens und Epirus von Waffengeklirr und Kriegsgetümmel. Die ganze Paschalik Ali's hallte wieder von dem Stampfen der muthigen Roße, von den starken Tritten geharnischter Krieger. Ali selbst wollte in eigner Person zu Felde ziehen, um die Montenegriner nicht nur zu züchtigen, sondern sie auf ewige Zeiten aus dem Register der Nationen auszulöschen.

Furchtbar waren die Gerüchte, die von diesen mächtigen Rüstungen nach Monte negro kamen, aber der geistliche Generalism war unerschütterlich in seinem Muthe. Er eröffnete der Nation, der heilige Nikolai sey ihm in der Nacht erschienen und habe ihm einen

gewißen Sieg über die Ungläubigen zugesagt. — Von nun an war nichts, was die blinde Zuversicht der durch Religionsschwärmerei begeisterten Montenegriner hätte überwinden können. Man wußte, die Gottheit und alle Heiligen stritten mit ihnen; wer konnte jetzt noch an einem glücklichen Erfolge zweifeln? —

Gleich einer schwarzen Gewitterwolke, die jeden Augenblick sich zu ergießen und alles mit sich fortzuschwemmen drohete, was ihr aufstieß, erschien Ali's Kriegsheer, noch ehe der Mond einmal seinen Lauf um die Erde vollendet hatte, in den Thälern des Arnautenlandes, die zunächst an die engen Päße stoßen, welche in das Gebiet von Monte negro führen. Der Pascha selbst war mitten unter seinen Verwüstung und Zerstörung drohenden Schaaren. Drei Roßschweife wurden ihm vorgetragen. Die siegreiche Fahne, mit der er so manchen Feind bekämpft, so manchen kühnen Rebellen gedemüthigt hatte, wehte vor den Schranken seines mit königlicher Pracht aufgerichteten Zeltes. Das Spießen war auf jeden Montenegriner gesetzt, der lebendig in seine Hände

fallen sollte. Auch die Türken waren voll Zuversicht, denn sie vertraueten auf ihre Menge und dem Feinde weit überlegene Anzahl. Der jüngste Tag, der Welt Ende schien für die armen Gebürgsbewohner gekommen zu seyn.

Aber der geistliche Held war ruhig, alle geheime Schlupfwinkel und Höhlen waren besetzt, die Minen gefüllt, die Hinterhalte gestellt, die Batterien und Bastionen in den Pässen mit hinlänglichen Vertheidigern versehen. Altäre mit den Bildern aller der Nation heiligen Personen geziert, waren an allen Orten aufgerichtet, vor denselben baten die Priester mit lauter Stimme Tag und Nacht um Rettung von der großen bevorstehenden Gefahr. Sich so in die Hände des Himmels dahingebend harrte man mit muthvoller Spannung den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

Der zwei und zwanzigste September war der feierliche Tag, an dem das Schicksal von Monte negro entschieden werden sollte. Kaum schien die Sonne aus ihrem Schlummer zu erwachen, noch waren die hohen Spitzen der

Berge in düstere Nebel gehüllt, als in dem weit ausgedehnten türkischen Lager sich alles zum Aufbruch rüstete. Um fünf Uhr Morgens ward allgemein zum Angriff geblasen, wurden in dem nämlichen Momente alle Pässe der montenegrinischen Gebürge bestürmt. Die Wuth der Osmanen war unbeschreiblich, gleich Berauschten stürzten sie sich unaufhaltsam in alle Gefahren, ganze Schaaren fanden in unergründlichen Tiefen den Tod, wurden von den braven Gebürgsschützen niedergestreckt, andere Schaaren drangen hervor, bestiegen über die Leichname ihrer Brüder hinwegschreitend die steilsten Anhöhen und Bollwerke, und wurden wiederum noch von neuen Kriegshaufen ersetzt, wenn die Kugeln der Montenegriner zu große Lücken unter ihnen hervorgebracht hatten.

Da, wo die Gefahr am dringendsten zu seyn schien, war auch der kriegerische Metropolit. In der linken Hand das Kreuz, in der rechten den Säbel haltend, ermunterte er mit lauter Stimme seine Landsleute zur Tapferkeit, stellte er die Ordnung da wieder her, wo die kühne Hitze der Muselmänner sie auf,

eine Zeitlang unterbrochen hatte. Allein die Übermacht war auf feindlicher Seite zu groß. Ali achtete keinen Verlust, um seine Begierde nach Rache zu sättigen. Die Reiter stiegen ab, da sie die Roße in den Gebürgsklüften nicht brauchen konnten und fochten zu Fuß; den Montenegrinern schienen die Kräfte zu sinken, um einer solchen eindringenden Menge hinlänglichen Widerstand zu thun.

Jetzt gab der Metropolit, der dieses sehr wohl bemerkte, das Signal zum allgemeinen Rückzug. Die Montenegriner überließen die äußersten Hervorragungen der Bergkette dem Feinde, und marschierten eilends zu der zweiten Reihe von Verschanzungen, die hinter einem weiten Thale angelegt waren, um sich da zu sammeln, neue Kräfte zu schöpfen und dem andringenden muselmännischen Heere einen frischen Widerstand vorzubereiten.

Wie ein reißender Bergstrom; so ergoßen sich die Kriegerhaufen der Osmanen in wilder Unordnung von den Höhen herab in das sie vom Feinde jetzt scheidende Thal. Allah il Allah, Muhamed resul Allah! war das allgemeine

Kriegsgeschrei, mit dem man sich sammelte, um den zweiten Angriff zu beginnen. Man sah den ersten Angriff als völlig gelungen an, und ein allgemeines Siegsgeschrei erhub sich durch alle Reihen, und machte Muth zu neuen glänzenden Erfolgen.

Aber dem schlauen geistlichen Helden war dieser Rückzug mehr die Folge einer ausgesonnenen Kriegslist als der Nothwendigkeit. Es war ihm dadurch gelungen, einen großen Theil der feindlichen Armee in einen Thalweg zu locken, in welchem alle seine Minen befindlich waren. Eben gab Ali, auf einem entfernten Gebürgsgipfel die Thaten seines ganzen Kriegsheeres überschauend, das Zeichen zur Erneuerung der Schlacht, als im Nu an hundert Orten des Thals die Erdrinde mit unaussprechlichem Getöß aufsprang, und zum Schrecken der Türken viele tausende der besten Truppen verschlang.

Ein panischer Schrecken verbreitete sich jetzt durch alle Glieder des Heeres, jeder glaubte den Boden bereits unter seinen Füßen wanken zu sehen, nichts war im Stande,

neuen Muth unter die Schaaren zu bringen. Es war ein fürchterlicher Anblick. Meilen Weges waren mit zerstümmelten menschlichen Körpern und Gliedern bedeckt, das Heulen und Wehklagen der blos Verwundeten erscholl in schrecklichen Echos wieder in den Klüften und Abgründen der hohen Gebürge.

Diesen Augenblick der Bestürzung unter den Osmanen benutzten die Montenegriner, aus ihren verborgenen Hinterhalten hervorzubrechen, und im Rücken der Feinde neue Niederlagen anzurichten. Jetzt ward der Schrecken allgemein. Jeder dachte nur an die Flucht. Ali selbst befürchtete, einem Hinterhalte in die Hände zu gerathen, und floh über die Gebürge schnell in die Thäler von Albanien zurück. Ihm folgte in größter Unordnung das ganze noch übrig gebliebene Heer.

Dies war der Ausgang jenes merkwürdigen Tages, an dem ein türkisches Heer von mehr als 70000 Mann von einem Haufen von nicht mehr als einigen tausend Montenegrinern eine völlige Niederlage erlitt. Es sollen

mehr als 26000 Osmanen bei dieser Gelegenheit das Leben verloren haben, und die Verwirrung war so groß, daß am andern Tage Ali kaum noch 4000 Mann um sich versammelt fand. Was den Schimpf noch größer machte, war, daß die Montenegriner, muthig gemacht durch die glänzendsten Siege, ihn nicht einmal ruhig ziehen ließen, sondern von ihren Bergen herab selbst in Albanien einen Einfall thaten, und den mächtigen Pascha nöthigten, sich schnell nach Epirus zurück zu ziehen, um nur keine Nachstellungen wegen seiner eignen Person zu befürchten zu haben.

Mit den Waffen in der Hand hatten sich dergestalt die Montenegriner ihre Freiheit vom osmanischen Joche erkämpft; sie waren nun völlig unabhängig und selbstständig. Der weise Metropolit, der im Frieden so groß wie im Kriege war, und dem die Nation alles verdankte, gab nun ihrer Verfassung eine dauerhaftere Konsistenz. Allein man fand doch für gut, um die Freiheit und Unabhängigkeit des neuen Staats für alle Zukunft zu sichern, sich um die Garantie eines mächtigen

fremden Hofes zu bewerben. Es wurden daher Abgeordnete nach Petersburg geschickt, die den Selbstherrscher aller Reußen, Paul Petrowitsch, ersuchen sollten, sich beim Konstantinopolitaner Hofe für die Freiheit des montenegrinischen Staats zu verwenden.

Die russische Politik nahm diese Abgesandten ihrer Glaubensgenossen mit Ehren auf, man versprach ihnen alles, überhäufte sie noch dazu mit Geschenken. Der Gesandte Rußlands zu Konstantinopel, Tamara, legte das Gesuch seines Hofes dem Reis-Efendi vor, und die Sache ward im Divan verwilligt. Von der Zeit an bildet also Monte negro einen neuen, für sich bestehenden, völlig von ottomanischem Einflusse unabhängigen Staat, noch jetzt wird er von dem Metropoliten, der ihn schuf, regiert und Rußland, das seine Garantie übernommen hat, wird ihn in seinen Rechten und Freiheiten zu beschützen wissen.

Vielleicht werden einige der Leser begierig seyn, Familie und Namen des in seiner Art wirklich einzigen geistlichen Helden zu erfahren, aber weder das eine noch das andere

bin ich im Stande bestimmt anzugeben. Bekanntlich nennen sich die griechischen Christen in der Türkei niemals nach ihren Familiennamen, es müßte denn seyn, daß sie von sehr vornehmen Häusern abstammten, wie z. B. die Murusi's, Ipsillanti's, Suzzo's u. a. in Konstantinopel, gewöhnlich führen sie nur ihren Vornamen oder den Vornamen ihres Vaters oder Großvaters. Dies ist die Ursache, warum ich den eigentlichen Familiennamen des Metropoliten oder Oberpriesters zu Monte negro nie habe erfahren können. Selbst aber der Vorname, den die Griechen gewöhnlich allein führen, ist veränderlich, und wird sogar bisweilen bei irgend einer Veranlassung mit einem andern umgetauscht, wie z. B. jemand, der in den Kaluger- oder geistlichen Stand tritt, jedesmal einen andern Namen bekommt, daher auch seine Kenntniß ohne Nutzen seyn würde. Den montenegrinischen Erzbischoff hörte ich auf diese Weise zuweilen auch schlechtweg Gregorowitsch nennen.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Heldenmuth der Neugriechen. — Noch einige Fehden Ali-Vezir's mit einigen seine Paschalik umgebenden Nationen. — Unerschrockene That zweier griechischen Jünglinge. — Theilung des Reichs von Ali unter seine Söhne. — Ehrsüchtige Plane des Ober-Pascha's. —

Der Neugrieche spricht nicht lieber als von den Thaten seiner unterdrückten Nation und bei jedem Vorfalle, der nur leise an die Energie und Tapferkeit der ruhmvollen Vorfahren erinnert, klopft ihm unwillkührlich das Herz. Da der Geistliche einmal von Ali — dem den Christen in der Türkei so fürchterlichen und verhaßten Ali — redete, konnte er nicht satt werden, das muthige Betragen mehrerer andern Stämme seiner Nation gegen diesen mächtigen Despoten zu schildern und

wirklich finden sich in der neuern Tagesgeschichte der Abkömmlinge der Hellenen Züge, die jeden Unpartheiischen in das Zeitalter eines Leonidas und Themistokles zurückversetzen. Wahrlich die Romäer haben es bei mehrern Gelegenheiten bewiesen, wie wenig es bei ihnen dazu bedarf, ganz sich den Urbildern wieder anzunähern, die die Geschichte uns von ihren großen Vätern überliefert hat.

Ehe Ali-Pascha so groß war, wie er gegenwärtig ist, waren alle seine Anstrengungen gegen Suli und Kormovo gerichtet. Seit jeher war er der Politik treu, die Geistlichen und Priester der Nationen, die er beherrschte, auf seiner Seite zu behalten: ein abergläubisches Volk — das wußte er — läßt sich durch kein Mittel so gut als durch dieses in Zaum und Gehorsam halten, selbst bei dem härtesten Druck. Die Kaluger der Sulioten und Kormoviten waren seine Anhänger: Durch Geld und Versprechungen hatte er sie zu gewinnen verstanden; was hätte es mehr bedurft, um des glücklichen Erfolgs seiner Unternehmungen gewiß zu seyn.

Die Kormoviten waren seit jeher wegen ihres Muths und wegen ihrer kühnen Entschlossenheit bekannt, aber 6000 Seelen was vermochten sie gegen hunderttausende? — Dazu kam noch, daß der Hauptort des Landbezirks in einer Gegend lag, die aus Lokalursachen keine Befestigung zuließ. Ali rückte heran, zahlreich waren seine Kriegsschaaren, aber dennoch wagte er keine offene Feldschlacht, nicht weit von Kormovo schlug er ein verschanztes Lager auf.

Gleich den Athenern bei Anrückung eines Perserheeres verließen die Kormoviten ihre Mauern und faßten den kühnen Entschluß, das Lager des an Zahl ihnen so weit überlegenen Feindes zu stürmen. Aber im Augenblick der Ausführung dieses Entwurfs wurden sie von ihrem Bischoff zu einer Kapitulation verführt, der ihnen im Namen des Paschas gegen einen geringen jährlichen Tribut Sicherheit und Schutz zusagte. Der rohe Haufen bauet auf das Wort eines hohen Geistlichen, wie auf den Machtspruch eines Gottes und es konnte dem Kaluger wenig Mühe kosten, die

ihm anvertraute Heerde zu lenken, wie und wohin er wollte.

Die Kormoviten streckten die Waffen; aber unerhörte treulose That! — die Lämmer waren von ihrem eignen Hirten den Klauen der Wölfe übergeben worden. Waffenlos wurden die Griechen von den Schwerdern der Türken umringt und Ali donnerte den Befehl des Todes. Ungerächt fielen die armen Schlachtopfer — Männer, Weiber, Kinder — nichts wie Grausamkeit, kein Funke von Mitleiden und Barmherzigkeit in den Herzen der Würger.

Nur wenige entrannen; aber unter diesen wenigen befanden sich ein paar Jünglinge tapfer und kühn wie Löwen. Mit gewaltiger Kraft rißen sie Baumstämme aus der dichten Erde und mit diesen bewaffnet fielen sie mit einem Muthe ohne Beispiel über einen Haufen Muselmänner her, der sich vom Lager zufällig entfernt hatte, um Fourage einzusammeln. Das Glück war den wackern Jünglingen hold, ein paar Türken fielen betäubt zu Boden, die übrigen entflohen.

Schnell entrißen die griechischen Jünglinge

die Waffen den Gefallenen und nun faßten sie den Entschluß, sich unter dem Schutz der Nacht verkleidet mitten ins Lager der Feinde zu wagen und durch Ali's Blut selbst den Frevel zu rächen, den ihre Nation erlitten und durch den man alle Menschen- und Völkerrechte mit Füßen getreten hatte.

Sie kommen bei dem Lager an die Verbündeten, schon sind die nahen und fernen Formen in graues Dunkel gehüllt, nur die Sterne blitzen und zu ihnen erheben die Jünglinge ihre Hände und flehen die Bewohner jenseits des Himmelsgewölbes um Beistand an bei dem großen Wagestücke. Am östlichen Horizonte durchkreuzen Blitze die obern Regionen und die fanatischen Griechen sehen darin die Erhörung ihres Gebets.

Ein Haufen wilder Türken eilt gerade zum Lager zurück. Die Jünglinge mischen sich unter ihn und der Sprache kundig bleiben sie unentdeckt. Ihre kormovitische Nationaltracht zu verhüllen haben sie die Mäntel der Erschlagenen um sich geworfen und man kann sie nun nicht mehr von Muselmännern un-

terscheiden. Sie befinden sich nun miten unter den Türken, aber ihr spähendes Auge hat nur den Pascha selbst zum Augenmerk und ihre Rache sucht nur ihn.

Sie gelangen zum Hauptquartiere, zum Zelte des Despoten. Eine Menge auf hohen Stangen aufgesteckter Köpfe bezeichnen die Wohnung des Schrecklichen; ach! es sind die Überbleibsel ihrer Brüder und um diese zu rächen ward das Wagestück von den Kühnen begonnen. Sie dringen vor, rasch werden zwei Türken, die den Eingang verwahren, niedergestoßen, und die griechischen Jünglinge treten in Ali's Zelt und finden es leer. Der Pascha befand sich nicht im Lager, er war schon vor Anbruch der Nacht nach Jannina zurückgekehrt. Nun kehren sie um und suchen einen andern Ausgang des Lagers. Mit Hülfe der Dunkelheit denken sie der Gefahr zu entgehen, die auf sie wartet; den Tag abzuwarten konnte auf keinen Fall rathsam seyn. Aber sie finden sich plötzlich von der Wache angehalten und nun hieß es Sieg oder Tod. Ein verzweifelter Kampf beginnt, die griechischen

Jünglinge sind unwiderstehlich. Eine Menge Leichen thürmen sie um sich her und über den Leibern der Erschlagenen hinweg erreichen sie des Lagers Thor.

Meistens wird die Größe menschlicher Thaten in der Geschichte nur nach ihren Folgen beurtheilt, aber wie oft verdient nicht eine Begebenheit mehr unsere Bewunderung, bei der durch geringe Mittel so viel ausgeführt ward und welche unter andern Umständen ganz andere Resultate geliefert haben würde, als eine solche, bei der durch weniger Anstrengung, allein bei einer andern Lage der Dinge, ein glänzenderer Erfolg hervorgebracht wurde. Wer zweifelt daran, daß das Wagestück der beiden jungen Griechen der ruhmvollen That eines Muzius Skävola an die Seite gestellt zu werden verdiente, daß es eben so sehr wie diese in den Annalen der kommenden Zeitalter prangen würde, hätte das Glück dasselbe auf gleiche Weise gekrönt, hätte dessen Erfolg glänzender seyn können? — So geht in den Jahrbüchern der Menschengeschichte manche wirklich große — bewunderungswürdige That

verloren, während wir minder große Unternehmungen anstaunen.

Das Land der Kormoviten war zu einer Wüste geworden, die niedergebrannten Dörfer boten den Flüchtlingen keinen Zufluchtsort mehr dar, der größte Theil von ihnen begab sich nach Suli und hier unter den Sulioten entwarfen sie neue Plane der Rache. Aber auch die sonst friedlichen Bewohner dieser Thäler wurden bald ein Opfer von Ali's Herrschsucht und noch in den letzten Jahren haben sie, wie ich nachher erfuhr, einen harten Kampf bestehen müßen gegen die überlegene Macht der Türken.

An der Spitze von mehr als fünf und zwanzigtausend wohlgerüsteten Kriegern fiel er nämlich im Jahre 1801 in das Vaterland der Sulioten ein, Barbarei und Grausamkeit bezeichneten alle seine Schritte, aber jeder Fußbreit Landes ward ihm streitig gemacht von den heldenmüthigen Vaterlandsvertheidigern. Vierzehn Monate lang ward das Land blokirt von den Muselmännern.

Die Sulioten sahen endlich, daß es ihnen

doch über lang oder kurz unmöglich seyn würde, ihr ganzes Land zu vertheidigen; sie gaben daher einen Theil desselben Preis und flüchteten in die nahen Gebürge. Sogleich wurden alle von den Einwohnern verlassene Dörfer und Flecken von den Muselmännern in Brand gesteckt und auch Zeumachi und Ziggazi, zwei der vorzüglichsten Örter dieser Gegend, gingen im Rauch auf.

Nun schloß Ali die Griechen immer enger und enger ein und diese, durch die Übermacht gedrängt, sahen sich endlich genöthigt, sich, kaum achtzehnhundert Mann stark, in Chiaffa, ihre Hauptstadt, zu werfen. Hier wurden sie nun von den Türken belagert und bald beinahe bis zur Verzweifelung gebracht. Die äußerste Hungersnoth und das Schwerd der Feinde wüthete unter ihnen und in kurzer Zeit war nur noch die Hälfte übrig.

Indessen bekamen die Sulioten durch eine Fehde ihrer Feinde etwas Luft. Ibrahim, Pascha von Perati, griff, in Vereinigung mit der mächtigen Familie Grizali von Skutari, Ali's Gebiet an und zwang ihn, einen Theil seiner ge-

gen die Sulioten stehenden Truppen zurückzurufen. Auch Mustapha, den Ali aus seiner Paschalik vertrieben hatte, ergriff, unterstützt von Daglianaga aus Conospoli die Parthei Ibrahim's und bemächtigte sich der Stadt Nivizza, die wegen ihrer Lage sehr wichtig war.

Nun verbanden sich die Sulioten mit Progno von Paramathia und suchten zugleich auch die Räuber von Xeromero gegen ihren grausamen Feind aufzubringen. Progno stillte ihre größten Bedürfnisse, indem er ihnen Lebensmittel und Munition verschaffte und dadurch gewannen sie Zeit, einen Waffenstillstand zu erlangen. Die Truppen des Paschas zogen nun ab und nur noch eine Gegend und die darin liegenden Dörfer blieben von ihnen besetzt.

Auch die überwundenen Statthalter nördlich von Epirus empörten sich und nöthigten Ali, seine Truppen gegen sie zu senden. Diese günstigen Augenblicke benutzten die Sulioten und verjagten die von ihm in ihrem Lande zurückgelassenen Besatzungen. In diesem Zustande der Befreiung schloßen sie ein

förmliches Bündniß mit Mustapha, Pascha von Delvino, mit Ibrahim-Pascha und mit Progno von Paramathia, gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde.

Diese Bewegungen veranlaßten, daß ein großer Theil von Ali's Truppen sich abermals den Gränzen von Suli näherte. Die mit Progno vereinigten Sulioten aber vertheidigten sich aufs tapferste und schlugen beständig die Feinde zurück, obgleich diese durch eine zahlreiche Artillerie unterstützt wurden.

Ali aber wußte den ihm so viel Gefahr drohenden Bund durch Verrätherei zu schwächen. Mustapha's Festung Delvino wurde auf diese Weise durch List eingenommen. Hier fand man die Söhne der vornehmsten Sulioten; denn als der Traktat zwischen dieser Völkerschaft und Mustapha, Progno und Ibrahim geschlossen wurde, gaben sie sich wechselseitig ihre Kinder als Geißel. Die den Sulioten gehörigen wurden in Delvino aufbehalten und jetzt als Gefangene nach Jannina geschleppt. Auch in Paramathia befanden sich viele Anhänger und Freunde

Ali's, die nur auf eine Gelegenheit warteten, den Ort auch zu überliefern, so daß sich die Angelegenheiten der Bundsgenoßen in einer sehr bösen Lage befanden.

Unter diesen Umständen schloßen Ibrahim und Mustapha in der größten Geschwindigkeit einen Waffenstillstand mit Ali. Der verlassene Progno konnte sich jetzt mit seinen Bundsgenossen nur schwach vertheidigen. Seine Freunde riethen ihm einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen. Die unglücklichen Sulioten hatten in dieser Zwischenzeit glücklich das letzte Dorf erstürmt, das die Türken in ihrem Lande noch inne hatten; ein starkes Truppenkorps aber, das Haßan-Zappari, Aga von Margarite, seinem Freunde Ali zu Hülfe sandte, zwang die Sieger, sich wieder in ihre Felsengebürge zurückzuziehen. Hier erhielten sie die traurige Nachricht von dem Abfall aller Verbündeten; sich selbst nun lediglich allein überlassen versuchten sie umsonst, sich frei und unabhängig zu erhalten. Den neuesten Nachrichten zufolge erkennen sie jetzt Ali's Oberherrschaft und so lange er in diesen Ge-

genden so mächtig ist, dürfte es ihnen nie gelingen, sich dem muselmännischen Joche zu entreißen.

Ali's Macht steigt noch jetzt von Tag zu Tag, umsonst trug der Divan zu Konstantinopel ihm die Würde des Großvezirs an, er erkannte darin nur einen Fallstrick, sich seiner zu bemächtigen, umsonst hat die Pforte einige seiner Vasallen gegen ihn aufgewiegelt: es hat nur dazu gedient, seine Herrschaft in der südlichen europäischen Türkei noch mehr zu begründen, umsonst hat man endlich versucht, den gefürchteten Vezir durch Gift und Dolch aus dem Wege zu schaffen: Ali ist zu schlau und zu vorsichtig, um den Kapidschi-Baschis oder Giftmischern in die Hände zu fallen.

Um desto bequemer sein weitläuftiges Gebiet zu beherrschen, hat er einen Theil desselben an seine beiden Söhne abgegeben und diese sind jetzt gleichfalls mächtige Paschen. Der eine Veli hat seinen Sitz zu Jannina, der andere Muktar zu Trikola. Beide ahmen ihrem Vater nach und befolgen Schritt

vor Schritt dessen Politik. Ali selbst hat nun seine Residenz zu Bittoglia, acht Tagereisen von Jannina, aufgeschlagen.

Veli's Machtbezirk ist ziemlich groß, es begreift einen ansehnlichen Theil von Epirus und einen langen Strich von Romelien von Perat bis Tepeleim. Die Paschalik von Trikola ist minder beträchtlich, sie umfaßt ebenfalls einen ansehnlichen Theil von Romelien und die Fruchtbarkeit des Bodens und die Anmuth der Gegend macht, daß man sie den Garten des ehmaligen Thraziens genannt hat. Zu Muktar's Gebiet gehören übrigens die olympischen Gebürge und die Stadt Larsa. Das Land ist sehr bevölkert und mit einem großen Überfluß an Lebensmitteln und Vieh aller Art versehn. Die Einwohner sind meistens Griechen: ein starker Menschenschlag der zu kriegerischen Unternehmungen besonders geschickt ist.

So hart auch der Druck ist, unter dem das ganze Gebiet Ali's und seiner Söhne seufzt; so hat doch diese Herrscherfamilie das große kaum zu berechnende Verdienst, alle ihr

unterworfenen Länder von den Räubern, die sie sonst seit jeher überschwemmten, befreiet zu haben. Und hätte Ali als Muselmann nur einen Begriff von einer anders als despotisch eingerichteten Staatsverfassung, könnte er seine gränzenlose Habsucht ablegen und eine bessere Vertheilung der Abgaben festsetzen, gewiß die ihm angehörigen Länder der Türkei würden noch vor vielen andern sich glücklich zu preisen Ursache haben.

Aber sowie die Sachen gegenwärtig stehen, muß dieser von der Natur so gesegnete Erdstrich immer mehr und mehr seinem Ruin entgegengehen und wäre hier ein deutscher Boden, eine deutsche Sonne, schon längst würden alle Provinzen nur einer Einöde gleichen. Nur ein griechischer Himmel, ein griechisches Klima kann diese Gegenden vor ihrem völligen Verfall beschützen, nur da wo Mutter Natur so verschwenderisch ihre Garben und Früchte austheilt, widersteht die Erde allen Verwüstungsmitteln der Menschen.

Nicht nur die Christen und Juden, sondern auch die Türken sind durch Auflagen schrecklich

gedrückt, so schrecklich, daß der unbefangene Beobachter es kaum begreift, wie sie bestehen können und wie nicht alles emigrirt. Niemand ist sicher, noch morgen zu haben, was er heute besitzt, und jedermann schwebt in beständiger Gefahr wegen der Kriege, die der Oberpascha unaufhörlich führt. Aber die Griechen, die armen Griechen, ach! die sind am meisten zu beklagen; Ali und wie er so auch seine Söhne bedienen sich ihrer Bischöffe, ihrer Geistlichen, die ganz auf ihrer Seite sind, da das Interesse sie an sie fesselt, die gezwungenen und oft kaum zu erschwingenden Auflagen einzusammeln oder vielmehr ihren Mitbrüdern abzupressen und diese unterdrücken bei dieser Gelegenheit noch mehr ihre unglücklichen Glaubensgenossen, indem sie sich auf ihrer Seite gleichfalls zu bereichern streben. O! wann wird das Elend enden, das über diese sonst so glücklichen Landschaften durch das Schicksal ausgegossen zu seyn scheint? —

Eine große Stütze hat Ali immer in den Albanesern, dieser kriegerischen Nation, wovon er stets eine große Menge in seinen Dien-

sten hält und die er ansehnlich besoldet. Mit diesen richtet er alles aus und sie folgen ihm gern bei allen Kriegsunternehmungen, besonders wenn Beute zu machen ist. Überdies steht er allezeit an der Spitze eines schlagfertigen Heeres und wer wollte ihm in der Türkei da widerstehn?

Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Ali nach völliger Unabhängigkeit strebt und er wird dies — wenn er leben bleibt — noch weit leichter ins Werk zu setzen vermögen als Paßwan-Oglu, da er nicht wie dieser fremde christliche Mächte in der Nähe hat und er in diesem Winkel des südöstlichen Europa's, in der ganzen griechischen Halbinsel, ohne Widerstand zu befürchten, schalten und walten kann, wie es ihm beliebt.

Schon seit 1777 hat er Absichten auf Morea und wenn er sich den Peloponnes unterwirft, dürfte schwerlich die ganze osmanische Macht im Stande seyn, ihm die Spitze zu bieten. Im vorletzten Kriege mit den Russen ließ er die schöne Halbinsel durch Salo Bul-

lani, der seine Arnauten kommandirte, verwüsten und es hätte wenig gefehlt, sein Anschlag wäre ihm bereits damals geglückt. Auch noch in dem letztern Kriege der Pforte gegen Östreich und Rußland bedrohte er diese Provinz stets mit einem Einfalle und nur innere Empörungen in seiner Paschalik selbst hinderten ihn an der Ausführung seines ehrsüchtigen Plans. Währenddem die Franzosen in Ägypten herrschten und die jonischen Inseln besetzt hielten, stand er mit ihnen in mancherlei Unterhandlungen, auch soll er von ihnen viele Munition und Geschütz erhalten haben. Soviel ist gewiß, daß die Bande, wodurch er an die Pforte geknüpft ist, sehr lokker sind, und daß er sie ganz zerreißen kann, sobald er Lust hat oder die Umstände ihm günstig scheinen. Er ist jetzt besonders damit beschäftigt, eine ansehnliche Flotte in den Häfen von Albanien und Epirus erbauen zu lassen, um sich auf dem Meere dann eben so furchtbar zu zeigen, wie auf dem Lande. Selbst Korfu könnte auf diese Weise mit der Zeit keiner geringen Gefahr ausgesetzt wer-

den, wenn keine Gegenanstalten von der jetzigen Regierung getroffen würden.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Die umliegende Gegend von Tarapia. — Fürst Kalimachi. — Trauriges Schicksal eines reich gewordenen Griechen. — Der junge Bano Hanscherli. — Nachtlager in der Stadt. — Rückreise. — Beschaffenheit der Fahrt auf dem Kanal. — Die Frauenzimmer des Großherrn in ihren Barken. —

Um die schönen Gegenden von Tarapia in Augenschein zu nehmen, empfahl ich mich früher der Gesellschaft als die andern Gäste. Die Environs sind äußerst romantisch: Wäldchen und anmuthige Hügel begränzen die Aussicht und der Landweg von Pera nach Belgrad zieht sich hinter der Stadt fort. Auf der andern Seite verlieren sich die europäischen

und asiatischen Küsten in perspektivischer Ferne und wohin das Auge blicken mag, sieht es Naturszenen und Schildereien, die des Pinsels des geschicktesten Malers würdig wären. Auch mehrere Gärten und Parks der griechischen Großen wurden von mir besucht und die mancherlei Spaziergänge in den buschigen Thälern und reizenden Gefilden auf der Westseite schenkten mir einen der genußreichsten Mittage.

Ich folge gern dem Zufalle in solchen Fällen. Mehrere Griechen gingen in einiger Entfernung vor mir her; ich eilte ihnen nach. Der Weg wand sich längs dem Fuße einer steilen Anhöhe, durch ein kleines Thal vom schönsten Grün geschmückt und mit Gruppen von Zwergeichen bepflanzt. Eine Fülle von wilden Blumen und aromatischen Kräutern hauchten ihren Duft in die Lüfte. Hin und wieder sah man im Busen des Berges schöne grüne Höhlen, in welchen Moos- und Grasbänke einen lieblichen Ruhesitz anboten.

Weiterhin war der Thalweg noch mehr mit Bäumen und Gesträuch aller Art bewachsen.

Bald lehnte ich mich an einen mit Epheu umrankten Buchenstamm und sah in die Tiefen des Hölzchens, das sich immer wölbender zu einem Bogengange zusammenzog. Bald stellte ich mich in den Schatten einer Fichte und sah den Insekten zu, wie sie mit frohem Tanz die sonnigen Regionen der Lüfte erfüllten und ihre Stimmen im üppigen Grase hören ließen. Um mich her sangen Nachtigallen Hymenäen und wenn dann Zephyretten säuselten, dann schimmerte oft das heitere Grün der Buche und Esche gleich einem Lichtstrahl unter dem dunkeln Grün des Wäldchens hervor.

Bald darauf stieß ich auf einen vornehmen Griechen, der auf einem prächtig geschmückten türkischen Pferde einherritt. Vier seiner Bedienten begleiteten ihn zu Fuße. Es war, wie ich nachher zu erfahren Gelegenheit hatte, der Fürst Kalimachi, der jetzt bei der Pforte vielen Kredit haben soll. Ehrerbietig grüßten ihn die ihm begegnenden Griechen; er aber neigte stolz kaum sein Haupt. Dies ist so ganz der Charakter der Griechen: niedrig schmeichelnd und sich bis zur Erde bückend

gegen jeden, von dem er einen Dienst hofft und der über ihm ist; aber herrschsüchtig und stolz, sobald das Glück ihn nur etwas gehoben hat gegen alle, die er nicht fürchten zu müßen glaubt.

Ich ging vorwärts und erblickte in einiger Entfernung eine Gruppe griechischer Frauenzimmer, die unter dem dicken Schatten eines Ahornbaums von einigen Knaben mit Sorbet bedient wurden. Zur Seite war der Weg von Brombeeren und Stechpalmengesträuch umschlungen und in der Ferne goßen Hügel, mit Lavendel, wildem Thymian, Wachholder und Tamarisk bedeckt, ihren wohlriechenden Duft auf sie herab. Nichts kann schöner seyn, als hier unter den Bäumen, die ihre majestätischen Wipfel weit umher strecken, die schönen Sommerabende zuzubringen, und unter dem Laubwerk hervor die untergehende Sonne, den milden Glanz ihres von der Landschaft hinwegschwindenden Lichts zu betrachten, bis der Schatten der Dämmerung die mannigfaltigen Formen in ein bleiches Grau zusammenschmilzt.

Wie ich eine Anhöhe erstiegen hatte, von der aus man eine weite Aussicht auf den in den untern Regionen strömenden Kanal hat, gewahrte ich drei Griechen, welche einen vierten zu trösten schienen. Der Ton, mit welchem dieser letztere sprach, drückte die tiefste Schwermuth aus, und bezeichnete jenen Gemüthszustand, wo, durch einen großen Schmerz besiegt, die Erbitterung gegen ein feindliches Schicksal sich in stille Trauer auflöst. Oft drang eine dicke Thräne in sein schwarzes Auge, dann preßte er bisweilen die Hand vor die Stirn und vor die Augen und antwortete nur mit einem jammernden Blick.

Ich erkundigte mich nach der Ursache seines Kummers und erfuhr — die schreckliche Geschichte: Der Vater des jungen Mannes hatte sich durch Fleis und Arbeitsamkeit ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben und eine gelungene Spekulation hatte ihn noch im späten Greisenalter zum reichen Mann gemacht. Er war so unbesonnen, seinen veränderten Zustand durch Erbauung kostbarer Sommerpavillons und Bäder auch vor den Augen

der Neider und Milzsüchtigen an den Tag zu legen. Man weiß, wie gefährlich dies in der Türkei ist. Die osmanische Regierung hascht nach jeder Gelegenheit, sey es mit Recht oder Unrecht, das ist gleichviel, sich auf Kosten ihrer Unterthanen zu bereichern, und jeder Reiche, der entweder nicht Macht genug in Händen hat, sein Haab und Gut zu beschützen und wohl gar im Nothfalle zu vertheidigen, oder dem es an angesehenen Gönnern und Patronen fehlt, gleicht einem köstlichen Fische, den tausend Netze umstricken, bis er sich endlich doch einmal in eins oder das andere ohne Rettung verwickelt. Nur denjenigen, welche ihren Reichthum in tiefer Verborgenheit vor den Augen der Welt zu begraben verstehen, gelingt es nicht selten, der allgemeinen Gefahr zu entrinnen..

Bei dem Kaimakan, der in Abwesenheit des Großvezirs das Ruder des Staats mit gewaltiger Hand führte, wurden mancherlei Beschuldigungen und Klagen gegen den reichen Griechen angebracht, und so unstatthaft diese auch waren, so dienten sie doch wenig-

stens zum Vorwand zu einem Verfahren, das bei der jetzigen türkischen Regierung keine Seltenheit ist. Um den Reichthum des Privatmanns in die Kasse des Staats zu bringen, wurde sein Tod beschloßen. Drei Stumme traten gegen Abend in sein Haus zu Tarapia, zeigten einen Firman vor und erdrosselten den Griechen auf der Stelle.

Das Geld und Vermögen fällt nach hergebrachter Sitte bei einer solchen Hinrichtung jedesmal in die Staatskasse und dient zum Theil auch zur Bereicherung der Bösewichter, die sich solche Thaten zu Schulden kommen lassen. Würde dieser Gebrauch abgeändert und das eingezogene Vermögen der Staatsverbrecher nach einer bessern Einrichtung verwandt; so würde man von solchen Gewaltthätigkeiten nicht so häufig hören. So aber ist dieses Gesetz eine wahre Geißel für alle vermögende Staatsbürger und das wahre Unterdrückungsmittel jeder Art von Industrie. Besonders aber werden dadurch die vielen reichen Christen in der Levante einer beständigen Gefahr ausgesetzt, denn gegen Musel-

männer ist man genöthigt, schon vorsichtiger zu Werke zu gehen.

Von hier führte ein Weg zur Landstraße hin, welche von Tarapia unmittelbar nach Bojuckdereh geht. Sie war diesmal ziemlich mit Menschen, Pferden, Mauleseln und Wagen bedeckt, denn da alles, was man zur eleganten Welt von Pera und Galata rechnen kann, jetzt auf dem Lande in den entferntern Vorstädten wohnt, in diesen selbst aber wenig Industrie herrscht; so kann man leicht denken, daß die Zufuhr beständig sehr groß seyn muß. Die Landstraße würde aber noch unendlich gangbarer seyn, wenn der prächtige Kanal, welcher die Gestade dieser Vorstädte mit den schäumenden Fluthen rauschend bespült, nicht ein bequemeres Mittel darböte, alles mit geringen Kosten aus der Stadt und dem großen Hafen nach den entlegenen Orten zu transportiren.

Nicht einmal gepflastert oder mit Steinen beworfen ist diese Straße, obgleich ganze Steinberge in der Nähe sind. Wer könnte vermuthen, hier in der Nähe einer der größ-

ten Städte der Welt sich zu befinden und noch dazu auf einem Wege, der diese mit ihren Vorstädten verbinden soll. Wären wir in der Gegend von Paris oder Wien, wie viele Wirths- und Gasthäuser, wie viele Kaffee- und Weinhäuser würde man hier auf den Seiten der Straße nicht antreffen; allein man findet nicht einmal ein Haus auf der ganzen Strecke, die sich von Pera nach Bojuckdereh hinzieht, geschweige denn einen Ort, wo man für Geld etwas haben könnte.

Die Landreise von Pera nach Tarapia und weiterhin hat daher in der That wenig Reize. Man fährt oder reitet bei lauter öden und unbebauten Plätzen und Feldern vorbei und wäre nicht hin und wieder eine Hecke, oder ein Gesträuch oder ein Baum, und die beständige Abwechselung von Hügeln und Thälern; so würde der Weg zu einem der ermüdendsten und langweiligsten gehören, die mir je vorgekommen sind.

Auf dem Rückwege nach Tarapia stieß ich einem andern großen Griechen auf — dem Fürsten Bano Hanscherli, einem Bruder

des auf Befehl der Pforte hingerichteten vorigen Hospodars der Wallachei. Er ist ohne Zweifel einer der verschlagensten, aber zugleich auch bösartigsten, Menschen, die vielleicht je gelebt haben, und ich hatte so mancherlei Fakten von ihm gehört, daß ich nicht wenig neugierig war, ihn einmal zu Gesicht zu bekommen und über seine Physiognomie eine kleine Musterung anzustellen. Immer sind mir sehr böse Menschen eben so interessant gewesen als sehr gute: denn aus der Beschauung solcher Naturextreme und Kontraste und ihrer Vergleichung bildet sich der Verstand erst die Regeln zur vollendeten Menschenkenntniß. Der Zufall mußte hier, gleich einem Deus ex machina, die Befriedigung eines meiner vornehmsten Wünsche, bei der Reise nach Tarapia, herbeiführen.

Ich habe ihn nachher noch öfter gesehen und vielleicht ist es hier nicht am unrechten Orte eine kleine Schilderung desselben einzuschalten. Die Formen seines Körpers sind, wie bei den meisten Griechen, angenehm und reizend. Eine schöne Adlernase thront gleich

einer Pyramide zwischen zwei schwarz funkelnden Augen, in deren Nacht man sich wie in eine unendliche Tiefe verliert. Die Stirn ist breit und die Gluth rascher Empfindung scheint, vereint mit dem heißen Himmelsstrich, von seinen männlichen Wangen. Die scharfgezeichneten schwarzen Augenbraunen bilden einen, mit den Augenliedern konzentrischen Bogen. Stolz trägt er sein Haupt auf einem hohen majestätischen Halse, der sich über die Schultern gleich einer Säule erhebt und an seinem Körper zeigt sich eine Muskelfülle, wie man bei Türken zu sehen gewohnt ist.

Seine Blicke haben etwas Laurendes, sein ganzes Benehmen zeigt viel Kälte und Besonnenheit. Er hat viele Feinde, aber Er haßt auch jedermann, der ihm bei seinen Entwürfen in den Weg tritt und besonders soll er den Familien der Murusis und Ipsillantis ewige Rache geschworen haben. Dessen ungeachtet, sagt man, verstehe er allezeit einige Türken von Ansehen auf seiner Seite zu behalten und nur diese allein könnten seinen völligen Sturz verhindern.

Indessen verschwand die Sonne immer mehr und mehr hinter dem westlichen Horizont und ich mußte auf meinen Rückweg bedacht seyn. Prächtig senkte sich bald der dämmernde Abend herab. Hinter mir lag ein weites Thal ausgebreitet. Seine Felsen und Wälder zur Linken, durch die Strahlen des aufgegangenen Mondes versilbert, machten einen Kontrast mit dem tiefen Schatten, der die gegenüberliegenden Hügel einhüllte: ihre eingefaßten Spitzen waren nur schwach in Licht getaucht, während die ferne Aussicht des Thals sich im gelben Nebel des Mondlichts verlor. Vor mir lagen nun die Zinnen und Thürme der Stadt in ein liebliches Helldunkel gehüllt und weiterhin in tiefern Versenkungen strahlten noch die von lauen Abendwinden emporgehobenen Wogen des Kanals.

Ich ging nun, sobald ich die Stadt wieder erreicht hatte, mit einem Freunde zu Rathe um ein schickliches Nachtlager zu finden. Alle Logis waren besetzt und es hielt wirklich schwer unterzukommen. Auch nicht einmal ein einziges Wirthshaus giebt es in Tarapia,

so viel Franken sich hier auch aufhalten und wer keine Bekannte an dem Orte hätte, könnte wohl gezwungen seyn, die Nacht im Grase oder auf dem Erdboden zuzubringen. Mit genauer Noth fand ich endlich noch ein Zimmerchen mit einem Divan bei einer griechischen Wittwe, wo ich zu übernachten beschloß.

Da das Haus hart an der Rheede lag; so wurde ich sehr frühe durch den Lärm auf den Schiffen aus dem Schlafe geweckt. Ich zahlte der Griechin einen Piaster, womit sie sehr zufrieden schien und nachdem ich in der Apotheke, welche sich in einer zunächstliegenden Straße befand, einige Tassen Thee zu mir genommen hatte, bestieg ich eine Gondel, um den Rückweg nach Pera anzutreten.

Bei der Beschreibung der Hinreise nach Tarapia habe ich wenig von der Beschaffenheit der Fahrt auf dem Kanal gesagt: damals riß die Betrachtung der reizenden Gegenden auf beiden Seiten mein Gemüth zusehr hin. Hier muß ich einige genauere Notizen davon mittheilen.

Von Norden nach Süden fährt es sich weit

geschwinder als von Süden nach Norden auf dem Konstantinopolitaner Kanal. Man bemerkt recht eigentlich, wie das Wasser aus dem schwarzen Meere nach dem weißen zuströmt und jenes sich dadurch des Überflusses entledigt, den es beständig durch die großen Flüße, welche sich in sein Bett stürzen, erhält. Wenn man fünf Stunden von der Hauptstadt nach Tarapia nöthig hat, braucht man oft nur zwei auf der Rückreise. Außerdem kommt es freilich bei der größern oder mindern Schnelligkeit der Fahrt auf den Zug des Windes an. Ist dieser gerade entgegen; so muß man auch auf der Rückfahrt lange genug zubringen.

Am stärksten ist der Meeresstrom von Norden nach Süden an der Küste von Asien: hier gleicht er beinahe an manchen Orten einem breiten Fluße mitten im Meere. Weniger und an einigen Stellen kaum merklich zeigt er sich nahe an den europäischen Gestaden. Daher sieht man auch alle Schiffe und Schiffchen, welche nach Norden hin rudern, den europäischen Ufern so nahe als möglich; dahingegen segeln

alle von daher kommenden sehr schnell nicht fern von der anatolischen Küste.

Wenn man auf der Fahrt nach Tarapia nicht weit von Bechik-Tasch auf der europäischen Seite anlangt; so werden die Strömungen auch links so stark, daß es einem deucht, man fahre offenbar gegen den Strom. Alsdann müßen die Ruderer alle ihre Kräfte anwenden, um fortzukommen und bei starken Winden kann dann die Fahrt nach Norden auf den kleinen Gondeln wirklich sogar gefährlich werden. Das Schiffchen kämpft in diesem Falle recht eigentlich mit lauter entgegenstrebenden Wellen.

An heissen Tagen ist die Auffahrt daher auch in der That äußerst beschwerlich. Weil man oft, wenn man nicht mehrere Ruderer zugleich bezahlen will, kaum von der Stelle kommt; so weiß man sich vor den sengenden Sonnenstrahlen in den ganz offenen Tschaiken kaum zu bergen. Man muß sich daher auch immer mit einem Sonnen- oder vielmehr Regenschirm versehen, wenn man nicht an Einem Tage braun gebrannt seyn will.

Noch weit mehr aber sind die Gondoliers bei ihrer ermüdenden Arbeit zu beklagen. Sie werfen alsdann gewöhnlich auch alle ihre Kleidungsstücke ab und behalten nichts am Leibe als ein paar weiße und gestreifte weite Pantalons von Leinwand, ein Hemd, das vorn einen weiten Schlitz hat und die ganze Brust sehen läßt, einen Turban um den Kopf und das Feß gewickelt und ein paar rothe oder gelbe Pantoffeln an den bloßen Füßen, die sie auch zuweilen abziehen. Und dennoch schwitzen sie meistens so stark, daß die Wassertropfen unaufhörlich an dem Kopfe, der Brust und den Armen herunterströmen.

Um sich die Arbeit etwas zu erleichtern, lassen die Ruderer gewöhnlich von Bechik-Tasch an eine gute Strecke die Gondel durch Jungen ziehen, die sich hier zu diesem Geschäft in Menge anbieten. Alsdann wird ein Seil an das Fahrzeug gebunden und den am Ufer stehenden Jungen zugeworfen, welche in der Regel schon mit andern Stricken versehen sind, deren sie sich zur Verlängerung des Schiffseils bedienen. Meistens wird nur einer

zum Ziehen gebraucht, der dafür von den Gondoliers einige Parahs Backsisch erhält. Bei größern Schiffen müßen indessen mehrere Menschen, auch wohl Pferde und Esel zum Ziehen zu Hülfe genommen werden. Auch sind die Ufer vollkommen dazu eingerichtet. Weiterhin über Tarapia nach Bojuckdereh zu, hat man dies schon nicht mehr so nöthig, doch bleibt man immer nahe bei der europäischen Seite.

Wie wir nicht weit von Anadoli-Hißar, auf der asiatischen Küste, entfernt waren, erblickte ich mehrere große verdeckte Barken in Form von Galeeren und mit vielen Ruderern versehen. Ich erfuhr, daß es Frauenzimmer aus des Großherrn Serail wären, welche spazieren führen und vermuthlich hier ans Land steigen würden. Meine Gondoliers trieben ihr Fahrzeug sogleich nach den europäischen Gestaden hin, um von diesem Schauspiele so entfernt als möglich zu bleiben.

Indessen vermochte ich doch Alles genau mit anzusehen. Die Barken waren in der Mitte mit einem Gitterwerk umgeben, übri-

gens sehr bunt verziert, auch hin und wieder mit Goldblech überlegt. Auf jeder der Barken, es waren ihrer fünf an der Zahl, erblickte ich viele schwarze Verschnittene und ein Bostanschi stand hinten, um das Steuerruder mit dem Fuße zu regieren.

Wie sie bei Anadoli-Hißar anlangten, fuhren die Barken so nahe als möglich ans Ufer und nun wurden große Gezelttücher von den Schwarzen ausgebreitet, die man aus den Fahrzeugen holte und unter diesen stiegen nun die Frauenzimmer ungesehn ans Land. Von ihnen selbst konnte ich nichts erblicken, denn ich war in zu weiter Entfernung und auch am Lande hätte ich schwerlich etwas sehen können, da die Verschnittenen durch ihr lautes Geschrei alles weit und breit verscheuchten.

Ein günstiger Nordostwind hatte sich indessen erhoben und trieb uns mit solcher Schnelligkeit fort, daß die Gestade auf beiden Seiten gleich luftigen Erscheinungen vorüberschwanden. Man mußte die kleinen Segel niederreissen, um nicht Gefahr zu laufen, umge-

worfen zu werden. Als ich in Pera wieder anlangte, war es erst 8 Uhr Vormittags. Etwas über zwei Stunden hatte die Reise nur gedauert.

Funfzigstes Kapitel.

Merkwürdiges, aber schreckliches Schauspiel einer Feuersbrunst in Konstantinopel. — Türkische Polizei und Löschungsanstalten. — Allgemeine Furcht bei dieser Gefahr, aber Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit der Einwohner, wenn sie vorüber ist. — Ein paar Anekdoten zum Schluß dieser Szene. —

Ich war noch nicht lange in meinem Zimmer, als auf einmal ein besonderer Allarm in den Straßen meine Aufmerksamkeit rege machte; in das Getöß der Menge mischten sich dann auch oft ein dumpfes Geschrei und Töne der Angst. Ich flog zum Fenster hin.

Eine unabsehbare Kette von Menschen drängte sich nach Galata zu und von dieser Vorstadt aus schien ein betäubender Lärm zum Himmel aufzusteigen. Meine Neugierde war gespannt: was konnte die Ursache von diesem ungewöhnlichen Wirrwarr seyn? In dem Augenblick öffnete mein Wirth, Herr Bourlan, die Thür, sein Gesicht war verstört, alle seine Blicke verriethen Furcht und Schrecken. „Gott! es brennt wieder in Galata!“ — das war alles, was er hervorbringen konnte.

Wer da weiß, was eine Feuersbrunst in Konstantinopel sagen will, wer ihre furchtbaren unseligen Folgen, ihre endlosen Zerstörungen kennt, wer es einmal erfahren hat, was hier die Wuth der Flammen vermag, wie sie oft ganze Straßen, ganze Quartiere der Stadt in kurzer Zeit in Asche legen und, von den Meereswinden immer von neuem wieder angefacht, von einem Ende des Orts zum andern sich verbreiten und ihren Verwüstungen kein Ziel setzen — der wird sich den Schrecken der Eingebornen, von denen keiner ist, der nicht in diesem Stücke die traurigsten

Erfahrungen gemacht hätte, bei dem mindesten Feuerallarm leicht erklären können.

Ein Zeuge von einer Feuersbrunst in Konstantinopel zu seyn, so schrecklich und niederschlagend für's Gemüth sie auch seyn mag, ist immer für den Fremden höchst interessant. Nirgends in der Welt sieht man bei dieser Gelegenheit eine so allgemeine Bewegung, eine so durchaus verbreitete Bestürzung; nirgends eine alle Menschenklassen so niederdrükkende Furcht, eine so gränzenlose Angst, eine so gewaltige Verzweifelung. O gäbe es keine Feuersbrünste in dieser Hauptstadt, welch eine Masse von Übeln wäre dadurch nicht von ihren Bewohnern entfernt! —

Ich ergriff meinen Stock und eilte der Menge nach, die in fast undurchdringlichen Haufen sich den Hügel herabwälzte, der nach der Stätte der Gefahr leitete. Gleich einem furchtbar rollenden Donner in der Ferne bei einem stürmischen Gewitter tönte die große Feuertrommel von dem hohen Galatathurm herab, betäubend und dumpf schallte sie ins Ohr und erfüllte alle zahlreiche Anwohner

des Bosporus mit einem Schrecken, der bei Annäherung siegreicher barbarischer Feinde nicht größer seyn kann.

Verzweifelnd schrie Alles, wohin ich kam: Adesch! Adesch! (Feuer! Feuer!) und auch das kleinste Kind lallte in der allgemeinen Beängstigung: Adesch! Adesch! — Und zahllose Haufen von Pferden und Maulthieren, von Eseln, Büffeln und Kameelen rannten durch die vom Menschengewoge gefüllten Straßen und die Thiere wurden nicht selten scheu durch das wehklagende Geheul: Adesch! Adesch! wovon sie aller Orten begrüßt wurden und das ihnen noch in langer Entfernung schrecklich nachhallte. Sie waren mit langen mit Eisen beschlagenen Stangen, Haken und Leitern beladen und ihre Treiber wütheten gegen sie mit furchtbaren Geberden.

Mit blitzenden Messern bahnen sich in allen nahe liegenden Quartieren die Janitscharenwachen nur mühsam den Weg durch ein Meer bestürzter Menschen, ziehen hinter sich her auf dem Pflaster der Gassen lange mit Eisen beschlagene Stäbe und rufen von Zeit

zu Zeit im Chor: Adesch! Adesch! — Und fürchterlich wird das Geschrei der Bewaffneten durch das aus allen Häusern verstärkt und vermischt sich mit dem Wehklagen der Frauen, das in allen Gegenden hörbar wird.

Ich gelange zu einer Anhöhe und stelle mich an einen abgelegenen Ort, um sicher Athem zu schöpfen. Schaudervolles Schauspiel ohne Gleichen! — Ich erblicke unter mir eine ganze Häuserreihe in Flammen und das Feuer lodert unaufhaltsam, mit schwarzgrauen Wolken von Rauch vermischt, zum Himmel empor, und mitten inne tönt ohne Unterlaß das Wehklagen der unglücklichen Bewohner. Und dumpf schallen in der Ferne von den Thürmen der Hauptstadt die großen Feuertrommeln übers Meer her und der Hafen und der Kanal ist mit Schiffen bedeckt, die Menschen eilig nach der Vorstadt übersetzen und auch auf den Gewäßern zittert die allgemeine Losung zur Rettung und zur Hülfe: Adesch! Adesch! von den Fahrzeugen durch die Lüfte.

Bekanntlich hat Hogarth eine Schilderei entworfen, von der Lichtenberg sagt,

daß, wenn man sie ansieht, man vor Lärm und Geräusch sein eigenes Wort nicht hören kann. Der berühmte Künstler wußte nämlich alles alles in einer Zeichnung zusammenzubringen, wovon das Ohr in der Wirklichkeit heftig erschüttert wird und so lebendig und anschaulich alles zu malen, daß die Einbildungskraft den Verstand manche Augenblicke überredete, daß das Getöß in der That statt habe: Trommelschläger, wehklagende Menschen, schreiende Kinder, stampfende und wiehernde Roße, u. a. m. Nirgends kann man die dort gezeichnete Szene so anschaulich in der Wirklichkeit sehen als bei einer Feuersbrunst in Konstantinopel. Alles vereinigt sich da, uns taub zu machen und die Gefühle, die das Gemüth bei dem traurigen Anblick bestürmen, rauben dem Kopfe vollends alle Besinnung. Aber wäre es ein Schauspiel, das entgegengesetzte Empfindungen erwecken könnte, kein Kunstfeuer, keins der prächtigsten Feuersbrünste könnte ihm an die Seite gesetzt werden.

Die meistens von Holz aufgerichteten Häuser, die vielen Brennmaterialien in ihnen, die

Ölfarben, womit sie von aussen und innen bestrichen sind, sind wahres Zunder für das furchtbare Element und die wenige Vorsicht, die man hier bei Feuer und Licht anwendet, geben ihm nur gar zu oft Gelegenheit, seine Wuth die Bewohner fühlen zu lassen. Dazu kommen nun noch die schlechten Lösch- und Rettungsanstalten, der Mangel an einer wohl eingerichteten Feuerpolizei, und die Winde, die oft das Feuer, wenn es an einem Ende der Stadt gedämpft ist, zum andern fortführen und da mit erneuerter Stärke auflodern lassen.

Man denke nur, wenn man sich eine Idee davon machen will, an die Labyrinthe von Gassen und Gäßchen, die sich hier, wie wir oft zu bemerken Gelegenheit hatten, tausendfältig durchkreuzen und durchschlängeln; an die so leichtgebauten in einander gedrängten morgenländischen Wohnungen, meistens ohne Hausflur, ohne Hof, ohne bequeme Stellen, wo man dem einmal um sich gegriffenen Feuer beikommen könnte; man erwäge, wie dicht die Menschen in einer so bevölkerten Stadt

zusammenleben, die vielen Magazine und Vorräthe von Getraide, Öl, Hanf, Fett ꝛc., die sich zwischen ihnen befinden. Und man wird ein Bild von der Art eines solchen Feuers und seiner Gefahr der Einbildungskraft eingedrückt haben.

Bald scheint das Feuermeer zu sinken, bald erhebt es sich wieder. Jetzt wird es von den Winden Rechts getrieben, nun schlägt es sich Links. Bald scheint die Gluth halb verlöscht zu seyn, bald lodert eine Fluth von Flammen von neuem gen Himmel empor. Bald hat man das prächtige Phänomen eines gewaltigen, ungestümen Feuerregens, zwischen dem das Holzwerk und die Häuserbalken prasselnd versinken, bald steigen breite Feuersäulen zu den Wolken hinauf und lösen sich in fast ungemessenen Höhen in Rauch und Nebel auf. Bald offenbaren sich die Flammen in Schlangenstreifen und zackigen Figuren wie bei einem heftigen Gewitter, bald zeigen sich dem Auge zahllose Funkenhaufen, die zuletzt in Pünktchen zerstieben. Und zwischen den Feuerflammen erblickt man dunkele Zypressengebü-

sche und die bizarren Gestalten der Balustraden und Gallerien auf den Häusern, der Doms, Minarets und Dschamien in der wechselndsten zauberischsten Beleuchtung bald erscheinen, bald verschwinden. O könnte die Phantasie — noch einmal wiederhole ich es — die Idee eines so großen öffentlichen Unglücks von dem Anblick einer Feuersbrunst absondern; so wäre eine solche in Konstantinopel nebst dem Ausbruche eines wüthenden Vulkans, das erhabenste, größte Schauspiel, das dem Auge zu Theil werden kann.

Was Wunder also, wenn hier das geringste Feuer ganze Quartiere in Brand zu stecken vermag, wenn eine Feuersbrunst nicht selten hunderte und tausende von Häusern in Ruinen verwandelt, was Wunder, wenn dies zerstörendste aller Elemente in Konstantinopel Verheerungen anrichtet, die an jedem andern Orte unerhört seyn würden. Es ist noch nicht gar lange, daß sich in der ganzen türkischen Hauptstadt noch nicht eine einzige Feuersprütze vorfand und diejenigen, die man jetzt hier antrifft, reichen bei einem großen Feuer bei wei-

tem nicht hin. Und die übergroße Menge von Menschen, die aus nahen und fernen Gegenden des Bosporus zur Hülfe und zur Rettung herbeiströmen und worunter sich immer eine Menge Übelgesinnter und Menschen befinden, die aus der allgemeinen Bedrängniß und Noth Vortheil für sich zu ziehen suchen, machen die Unordnung noch weit größer als sie in der That an und für sich seyn würde.

Gleich einem ungeheuren Haufen von Pech und Öl brennt schon eine halbe Straße und Millionen Funken sprühen aus dem gewaltigen Feuer in die Höhe. Je nachdem die Materialien sind, die das zerstörende Element auf seinem Wege antrifft, nimmt es auch eine besondere Farbe an, und bald erscheint ein Theil schwarz wie die Nacht, bald hochroth wie Kupfer, bald blaßgelb wie das reinste Gold, bald mit den Schattirungen des Silbers. Und die ganze Gegend ist ringsum furchtbar erleuchtet und der Glanz der strahlenden Flammen wird von den nahen Meereswogen zurückgespiegelt in tausendfältigen Nüanzen.

Schon ist der Janitscharen Aga mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter herbeigeeilt, um an Ort und Stelle der Gefahr Ordnung und Sicherheit zu bringen. Eine Menge Offiziere der Pforte haben bereits die ihnen gehörigen Plätze eingenommen. Tausend und wieder tausend Hände sind beschäftigt, Wasser in Eimern und andern Gefäßen herbeizubringen, die Straße ist wie ein Fluß, alles badet und schwimmt in ihr; aber das Feuer läßt nicht nach. In allen nahe liegenden Gassen ist man mit Einpacken und Fortbringen des Eigenthums beschäftigt und selbst mitten aus dem Feuerpfuhl wagt man es, Sachen von Werth zu retten.

Ehrerbietig macht man auf der einen Seite Platz und der Kaimakan des Vezirs rennt zu Pferd mit einem starken Gefolge herbei und hinter ihm ein dichter Haufen von Janitscharen aus der Hauptstadt mit Stangen, Keulen und Haken, womit sie zuweilen auf das Pflaster schlagen und mit fürchterlicher Stimme Feuer rufen. Selbst da, wo die Gefahr am größten ist, weiß er sich durchzudrän-

gen, entflammt durch seine Gegenwart und durch lauten Zuruf die schon sinkenden Kräfte der Löschenden und giebt unwiderrufliche Ordres, wo es ihm gut deucht. Alles was gegenwärtig ist, muß helfen und bei der allgemeinen Gefahr seine eigene vergessen.

„Gott ist barmherzig!“ — schreiet man von allen Ecken und alle Seufzer und Gebete der bestürzten Muselmänner scheinen sich in diese paar Worte aufzulösen. Doch die Brunst hat schon eine Stunde gedauert und das Volk will seinen Herrscher in der Nähe haben: seine Gegenwart — so verheißt der Aberglaube — bringt Ende der Gefahr. Und dreimal, mit brüllendem Geschrei einer aus allen Gegenden zusammengeschwommenen Pöbelmenge, wird der Großherr aufgefordert zu erscheinen und je größer die Gefahr wird, desto dringender schallt dieser Volkswunsch mit tausend und abertausend Stimmen zum Himmel empor.

Doch siehe von einer andern Ecke wälzt sich bereits ein unabsehbarer Menschenhaufen zu Pferd und zu Fuß von dem Kay nach Galata hinauf und aus seiner Mitte tönt mit

erneuerter Kraft das fürchterliche: Feuer! Feuer! Es ist Sultan Selim selbst und er eilt schon in Person herbei, um die Löschungsanstalten noch mehr durch die Nähe seiner Majestät zu ermuntern. Tausende von Menschen begleiten ihn von den Gestaden mit Werkzeugen und die Bostanschis stürzen herbei, um in Gegenwart des Allherrschers ihren Eifer für die Sicherheit der Residenz an den Tag zu legen.

Der Muth Aller bekommt eine neue Stärke und mit einem Wetteifer ohne Gleichen strebt jeder zu helfen, wo er kann. In der Nähe des Monarchen wird aus großen Beuteln, womit verschiedene Maulesel beladen sind, Geld unter die Arbeiter geworfen, um sie durch Belohnungen zum Löschen und Niederreißen zu reizen; doch viele unter ihnen greifen lieber zu den Geldstücken als zu den Werkzeugen der Rettung und der gute Zweck wird durch diesen Gebrauch mehr verfehlt als befördert.

Aber schon hat das Feuer zu weit um sich gegriffen, nichts vermag seinen Fortschritten

Einhalt zu thun. Die Einwohner der nahen Quartiere zittern vor der Gefahr, worin sie, ihre Familien und ihr Eigenthum schweben und die Winde erheben die Flammen immer von neuem wieder über die Häuser, wenn sie schon gelöscht zu seyn schienen. Die Weiber sind wie außer sich, sie erfüllen alle Orte mit ihrem Geheul und versammeln sich in dichten Haufen um den Sultån. Sie scheuen sich nicht, den Kaiser mit Vorwürfen zu überhäufen, alles Unglück sogar seiner Regierung beizumessen. Man weiß, daß sie bei den Muselmännern das Vorrecht genießen, für keine Rede bestraft werden zu können und man wird sich also nicht über ihre Kühnheit und Ausgelassenheit bei solchen Gelegenheiten wundern.

Jetzt wird der allgemeine Befehl zum Niederreißen gegeben, alles überläßt nun die brennenden Häuser ihrem Schicksal und in einem Moment sind tausend Arme in Thätigkeit, rund herum alle Wohnungen mit eisernen Haken und spitzigen Keulen und Stangen niederzustürzen und das Feuer also so gleichsam zu isoliren. So groß auch der Verlust

ist, der durch dieses Verfahren den Eigenthümern dieser Häuser zugefügt wird, die ohne die mindeste Entschädigung erwarten zu dürfen, ihre Wohnungen müßen niederreißen sehen; so nothwendig ist es doch für die Sicherheit des Ganzen und niemand darf es daher auch wagen, sich diesem Befehl zu widersetzen. Und im Niederreißen der Balken, Dächer und Häuser besitzen die Türken eine nicht minder große Geschicklichkeit und Fertigkeit, als sie im Niederreißen überhaupt in einer andern Rücksicht so viele traurige Proben gegeben haben. Doch hier verstehn sie auch wieder aufzubauen, wozu sie in andern Dingen weder Lust noch Kultur genug haben: oft sieht man wenige Tage nach einer Feuersbrunst die abgebrannten Stellen wieder mit Häusern besetzt und die Eigenthümer wieder sorglos zurückkehren in ihre Wohnungen. Man kann es sich kaum vorstellen, wie schnell dies geht; aber die Art zu bauen ist auch hier so leicht, daß sie kaum auf Jahre berechnet zu seyn scheint.

Sobald rund um den in Feuer stehenden

Platz alle Wohnungen niedergerissen, alle Materialien, die der Flamme zur fernern Nahrung dienen konnten, weggeschafft waren, entfernte sich ein großer Theil der versammelten Menschenmasse und nur die Janitscharen und die Bewohner der zunächstliegenden Quartiere blieben noch in Thätigkeit, um die Gluth noch mehr zu tilgen. Der Großherr mit seinem Gefolge, die Oberoffiziere der Pforte —— alle begaben sich zurück nach ihren Wohnungen und kaum schien man daran zu denken, daß der kleinste Wind des Kanals die Flamme von neuem wieder anfachen und auch andere Quartiere der Hauptstadt in Gefahr setzen könnte. So groß ist hier die Sorglosigkeit der Menschen, so wenig können unglückliche Erfahrungen sie hier klüger machen.

Nur muß sich jeder darüber wundern, daß da die Feuersbrünste nebst der Pest die vorzüglichsten Übel von Konstantinopel sind, die sonst so gute und wachsame Polizei nicht Anstalten trifft, besser der Gefahr vorzubeugen. Durch ein paar Verordnungen und zweckmäßige Einrichtungen wäre dies allerdings sehr

wohl möglich. Man muß in der That staunen, mit wie weniger Sorgfalt man an diesem Orte nach so vielen traurigen Erfahrungen mit dem Feuer umgeht: Kinder spielen damit und Erwachsene sind in diesem Stücke so unvorsichtig, daß man denken sollte, das Feuer habe in Konstantinopel so wenig Macht wie in den großen steinernen Städten Italien's, Rom, Neapel, Florenz, Bologna, Mailand.

Die Pfeifen werden auf den Divans geraucht und haben keine Deckel: der geringste Funke, der auf die mußelinenen, seidenen oder baumwollenen Decken, Teppiche und Polster fällt, kann das ganze Sopha — das ganze Haus in Brand stecken und selten, daß hier ein Gebäude in Rauch aufgeht, ohne alle nebenstehenden und umliegenden mit sich in den Abgrund zu reißen. Überall sieht man Kohlpfannen und Tendours und selbst im Winter weder Kamine noch Öfen. Wie leicht kann eine Kohle auf den Fußboden, auf ein Meubel, auf einen Balken fallen, wie leicht fängt die Ölfarbe Feuer, womit alle innere und äußere

Wände bekleidet sind. Und wie leichtfertig geht man nicht mit den Lichtern um, wie unvorsichtig mit den Schießgewehren, besonders zur Beiramszeit.

Wer übrigens eine Feuersbrunst in Konstantinopel mit angesehn hat, wird den Mund nicht mit Lächeln verziehen, wenn ihm jene Anekdote von einem Engländer erzählt wird, der ohne anderweitigen Zweck und ohne sein Zimmer zu verlassen mehrere Wochen lang in Pera sich aufhielt, endlich aber bei einer eintretenden Feuersbrunst ausrief: „Das war es, was ich sehen wollte!" — nach dem Ort des Brandes hineilte und nun sogleich — abreiste. Freilich gehört eine gute Dosis von brittischer Sonderbarkeit dazu, blos nach Konstantinopel zu reisen und dort einige Zeit zu verweilen, um Augenzeuge einer Feuersbrunst zu seyn; aber eine höchst merkwürdige Erfahrung, ein beschauungswürdiges Schauspiel bleibt es immer, besonders wenn dies fürchterliche Element in einem der bevölkertesten Theile der Stadt wüthet.

Ich hörte bei dieser Gelegenheit die Ge-

schichte einer edelmüthigen Handlung eines Griechen bei der letzten Feuersbrunst in Pera. Polisko ist sein Name, und möge das Andenken an seine That bis auf die entfernteste Nachwelt kommen. Das Haus seines Freundes stand mitten zwischen brennenden Gebäuden und schon schlugen die Flammen über dasselbe empor, schon rauchten mehrere seiner Theile. Der Besitzer war auf Reisen und weit von Konstantinopel entfernt, seine Frau mit einem vierjährigen Kinde lag verlassen in einem Zimmer, das bereits überall von Feuer umgeben war, und sah ihrer Niederkunft entgegen. An Rettung war kaum zu denken: denn wie konnte man durch die Flammen kommen und welcher Mensch wollte es wagen, hier hülfreiche Hand zu leisten? — Doch, entschlossen, mit Gefahr seines eignen Lebens die Gattin des Freundes zu retten, sprang Polisko ins Meer und ganz durchnäßt eilte er über den glühenden Boden und unter dem hochauflodernden Dach ins Zimmer der Hülflosen, riß die Ohnmächtige auf seinen Rücken, schleifte mit starker Hand den furchtsamen

Knaben sich nach und ereilte glücklich mit der geretteten Beute sein vom Ort der Gefahr entfernt liegendes Haus. Noch an demselben Tag gebahr die den Flammen entrissene Mutter und der neugebohrne Sohn bekam den Namen Polisko zum Andenken an den, welchem er außer Vater und Mutter am meisten sein Leben verdankte.

Ein ganz entgegengesetztes Beispiel von Entschlossenheit und Muth bei einer Feuersgefahr soll vor einiger Zeit hier ein Muselmann aus Basra gegeben haben. Seiner Wohnung, umgeben von Gluth und Flammen, drohte der Einsturz. Aber was suchte er zuerst zu retten? — Etwa seine Kleinodien, sein Geld, seine Weiber, seine Waffen, seine Pelze; nein von allen diesen nichts: das, was er zuerst in Sicherheit zu bringen bedacht war, war — sein Pferd.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Bevölkerung von Konstantinopel. — Ursachen der großen Anhäufung von Menschen in den Städten der Türkei. — Beständiger Zuwachs an Einwohnern, den die Hauptstadt erhält. — Zusammenfluß alles in der Türkei zirkulirenden Geldes in der Residenz. — Die Menge jährlich eingeführter Sklaven und Sklavinnen. —

Bei keiner Gelegenheit hat man wohl mehr Veranlassung, die enorme Bevölkerung von Konstantinopel zu bewundern als bei einer großen Feuersbrunst. Nie fast erinnere ich mich, so viele Menschen auf einem Platze beisammen gesehen zu haben, als hier. Kaum kann man begreifen, wie diese zahllosen Menschenhaufen hier alle Nahrung und Unterhalt finden können und doch ist mir kein Beispiel bekannt, wo die Armuth, Dürftigkeit und

Hülflosigkeit einen so hohen Grad erreicht hätten, daß Personen Hungers gestorben wären, wovon man doch selbst in dem überreichen London Exempel hat. Im Gegentheil scheint in Konstantinopel an allen Lebensbedürfnissen beständig ein großer Überfluß statt zu finden und die Regierung mit Sorgfalt, ja bisweilen nicht ohne Aufopferungen, jedem Mangel vorzubeugen.

Überhaupt glaube ich bemerkt zu haben, daß die Straßen der morgenländischen Städte in einem weit höhern Grade mit Menschen angefüllt sind, als es an den lebhaftesten europäischen Orten der Fall ist, es mag nun entweder seyn, daß in jenen wirklich eine größere Menschenmasse sich zusammengedrängt befindet, oder daß die Bewohner weit mehr auf den Gassen zu thun haben als in diesen, oder daß beim Beobachter eine gewiße Selbsttäuschung zum Grunde liegt. Aber es sind noch andere Ursachen vorhanden, welche die Städte des Orients und besonders Konstantinopel so sehr mit Menschen füllen.

Bekanntlich sind in allen asiatischen despo-

tischen Staaten die Städte fast allgemein als Zufluchtsörter der bedrückten Landbewohner zu betrachten. Die Tyrannei ist allezeit auf dem platten Lande und in kleinern Orten weit härter, unvermeidlicher und unwiderstehlicher als in größern; daher sucht jeder in diesen Schutz, wenn er den Erpressungen der kleinern Despoten entgehen will. Sobald die Landleute voraussehen, daß sie die Abgaben nicht zu erschwingen vermögen, die man ihnen bald mit Gewalt abfordern wird, so verlassen sie im Stillen ihre armselige Hütte, laden auf ein paar Pferde oder Büffel ihre geringen Habseligkeiten und ziehen zur nächsten Stadt. Dies ist in der ganzen Türkei an der Tagesordnung, und nicht nur von Griechen geschieht es, sondern auch von Muselmännern: denn in großen Entfernungen von dem Sitze der Regierung müßen die gemeinen Türken, besonders diejenigen, welche sich mit dem Landbaue abgeben, eben so große Bedrückungen erleiden als die Christen.

Traurige Beispiele der Art habe ich nachher auf meinen Reisen in Kleinasien gesehn.

Der Pascha von Siwas war ein Tyrann, wie ihn kaum die Annalen von Marokko aufweisen können, blutdürstig, grausam, argwöhnisch spielte er nur mit dem Leben, Haabe und Gute seiner Unterthanen nach Willkühr und Gefallen. Ihm war nichts heilig, alle menschliche Gefühle schienen aus seinem Wesen verbannt zu seyn. Da begegneten mir oft ganze Haufen von Einwohnern, welche die Paschalik verließen und sich in den benachbarten Städten ansiedeln wollten. Auf diese Art giebt es eine große Anzahl von Menschen in allen Provinzen der Türkei, welche genöthigt sind, sich fast alle Jahre von neuem auf die Wanderschaft zu begeben und zuletzt eine große Stadt zum Aufenthalte wählen; dadurch müßen die platten Länder von Tag zu Tag immer menschenleerer und die großen Städte immer volkreicher werden.

Der Nachtheil, der dadurch dem ganzen Reiche zuwachsen muß und von Jahr zu Jahr immer sichtbarer wird, ist kaum zu berechnen: durch ihn allein wird die Macht desselben allmählig immer mehr zertrümmert. Das Land

bleibt unbebauet, die Zahl der müßigen Verzehrer wird immer größer, und wo sollen diese endlich noch Nahrung herbekommen, wenn die Sache so fortgeht. Man sagt, Paris und London, Neapel und Wien verzehrten viele Menschen in Europa, es ist nichts gegen das, was Konstantinopel und Kairo, Aleppo und Damaskus, Salonichi und Smyrna in der Türkei auffressen; diesen und mehrern andern Städten strömt hier alles zu und in kurzem müßen Strecken von Hunderten von Meilen dadurch menschenleer gemacht seyn.

Überdies weiß man aus der Geschichte von Asien von Zyrus bis auf die neuern Zeiten, daß das Hoflager eines großen orientalischen Fürsten allein schon im Stande ist, eine Stadt zu einer der volkreichsten zu machen. Hundert tausende von Menschen stehen in nähern und entferntern Verbindungen mit dem Hofe und müßen ihm folgen, wo er auch seine Residenz aufschlagen mag. Der Kern der Kriegsmacht, die hohe Geistlichkeit, die vornehmsten Beamten, Machthaber und Vollstrekker der kaiserlichen Befehle mit ihren zahllo-

sen Klienten und Dienerschaften, alles ist an den obersten Despoten wie gefesselt und kann schlechterdings nicht von ihm weichen. Dazu kommt noch der morgenländische Pomp, der die Majestät des Regenten in einen Nimbus zu hüllen die Absicht hat, der von dem Volke wohl angestaunt aber nicht durchschauet wird; wie viel Menschen erfordert dieser allein nicht nothwendig, die in einer abendländischen Residenz als unnütz betrachtet werden würden, und wie sehr muß dieses nicht alles beitragen, die Hauptstadt mit Menschen anzufüllen.

Allein Konstantinopel gehört wegen seiner glücklichen Lage, auch alles andere aus den Augen gesetzt, zu jenen Orten der Erde, von denen man sagen kann, daß sie allezeit bevölkert bleiben, welche Stürme auch das Schicksal über sie verbreiten mag. Nach dem alten Rom giebt es vielleicht keine Stadt mehr, welche so viele Zerstörungen und Unglücksfälle erduldet hat und doch immer in ihrer Größe und bei so starker Bevölkerung geblieben ist als die Stadt Konstantin's. Weder Feuer noch Schwerd vermochten die Gestade des thra-

zischen Bosporus zu einer menschenleeren Wüste umzuschaffen, weder Tyrannei noch Despotismus, weder Krieg noch Empörung, weder Fanatismus und Sektengeist noch Religionsverfolgungen den Keim der Bevölkerung zu ersticken, der unter einem griechischen und asiatischen Himmel hier so üppig und mächtig um sich her treibt und immer neuen Sprößlingen das Daseyn giebt, auch selbst mitten unter Gewittern und Stürmen. Man sehe Sizilien, Griechenland, Kleinasien, was hat der Druck der Despoten, was haben menschliche Verwüstungsmittel diesen Ländern anhaben können? — Gleichen sie nicht immer noch anmuthigen Gärten in der Fülle von Fruchtbarkeit, wenn auch hin und wieder ganze Gegenden und Fluren in denselben brach liegen? Was würde aus Deutschland unter solchen Umständen geworden seyn, vielleicht wäre es wieder mit Wäldern bedeckt wie weiland, vielleicht müßten die Bewohner desselben sich wieder kümmerlich von Eicheln nähren wie in jenen Zeiten, von denen uns Tazitus erzählt. Ich bin die Provinzen von Kursachsen und

einige Gegenden von Brandenburg durchreist, überall erkannte ich noch die traurigsten Spuren und Überbleibsel des längst verflossenen siebenjährigen Kriegs: in der Bevölkerung, im Anbau, in allen Stücken waren sie auf eine auffallende Art sichtbar; wohin würde es mit diesem Erdstriche gekommen seyn, hätte er nur den zwanzigsten Theil aller der Übel erdulden müßen, die in so überschwenglicher Menge über Griechenland's Fluren Jahrhunderte lang ausgeschüttet wurden: öde würden seine Felder liegen, keine Menschenseele würde sie noch bewohnen.

Aber unter diesem südlichen Himmel wirkt auch die Natur mit einer ganz andern Kraft als in den kalten Regionen des Nordens. Hier ist die Erde himmlisch schön und die Sonne so lieblich, wie man sie sich am Morgen der Schöpfung denkt. Alle Zeugungen und Produktionen gehen da mit einer Leichtigkeit und in einem Reichthum vor sich, wovon man in Ländern, wo die Natur nur sparsam die Arbeit des Menschen belohnt, kaum einen Begriff hat. Selbst da, wo nie ein menschli-

ches Individuum Hand an Bearbeitung und Bepflanzung des Bodens legte, stehen Pflanzen und Früchte in zahlreicher Menge, die man bei uns als Leckerbissen ansehen würde und mit der sorgfältigsten Wartung oft doch nicht zur Reife zu bringen vermag. Da wachsen Spargeln, Artischocken von enormer Größe und so viele andere Erdfrüchte, die noch keine deutschen Namen erhalten haben, mitten im Grase, ohne gesäet, ohne gelegt zu seyn, dort ragt das Haupt des schimmernden Blumenkohls wie Unkraut zwischen Disteln und Blumen hervor. Hier liefern selbst Gräben und Steinklippen Lorbeeren und Orangen, Getraide wächst zwischen den Weinstöcken und diese schlingen sich an den wilden Fruchtbäumen empor, der türkische Waizen vermehrt sich tausendfältig und der Melonen giebt es so viele, daß man Pferde und Rindvieh damit füttert.

Und nicht nur im Reiche der Vegetabilien tritt in diesem gesegneten Erdstriche die Zeugungskraft mit einer so bewunderungswürdigen Energie hervor, nicht weniger ist dies bei

der animalischen Schöpfung der Fall. Man wird es kaum glauben, aber darum bleibt es doch wahr, daß es Türken gegeben hat, welche mit verschiedenen Weibern vier bis fünfhundert Knaben das Daseyn schenkten, die Zahl der Töchter ungerechnet. Ein Muselmann in Skutari hatte, wie man mir versicherte, mit Kindern, Enkeln, Urenkeln und Ururenkeln eine Familie von dreitausend Personen, die ihm alle ihr Leben verdankten. Die Frauenzimmer gebähren in diesem milden Klima fast ohne Schmerzen, sie sind oft im Stande, gleich nach der Geburt ins Bad zu gehen und man sieht nicht selten säugende Mütter von vierzehn Jahren, welche den Fluß der Milch kaum zu stillen wissen.

Bei solchen Umständen wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß die Türkei unter den fürchterlichsten Bedrückungen der muselmännischen Machthaber noch immer so viele Menschen hat. Ich begreife nun sehr gut, was mir sonst so unglaublich vorkam, daß es gar wohl möglich sey, daß China mit allen seinen weitläuftigen tributbaren Staaten

nach Makartney's Angabe 333 Millionen Menschen zähle, wenn auch diese Zahl etwas übertrieben ist: denn wahrlich die Türkei unter einer verständigen Regierung würde in kurzem eine Bevölkerung von ein paar hundert Millionen aufweisen können. Der Reisende kann nicht genug erstaunen, wie unglaublich thätig sich hier die Natur überall bezeigt, und wie kärglich dagegen alles in den nördlichern Abendländern zugemessen ist.

Bei Konstantinopel kommen nun noch mehrere andere Gründe hinzu, welche einen beständigen Zuwachs der Bevölkerung zur Folge haben müßen. Die schöne Lage dieser Stadt zwischen zwei Meeren und gleichsam im Mittelpunkte von Europa und Asien und in der Nähe von Afrika erhebt sie an und für sich zu einer der ersten Handelsstädte der Welt und der prächtige, geräumige Hafen, der seines Gleichen nicht auf der ganzen Erde hat, macht sie zu einer der bequemsten Seeplätze. Handel und Begierde nach Gewinn locken Europäer von allen Nationen und Menschen aus den entferntesten Theilen von

Afrika und Asien hierher zu Tausenden und die reizenden Environs der Stadt verursachen, daß allezeit viele sie nicht wieder verlassen können, wenn sie einmal die Annehmlichkeiten derselben geschmeckt haben. Noch jährlich sieht man neue Familien sich hier niederlassen und der Verlust von Zehntausenden und Zwanzigtausenden, die die Pest oft in einigen Wochen oder Monaten wegrafft, wird immer so bald wieder ersetzt, daß man nicht im geringsten im Stande ist, die verminderte Menschenzahl nur einigermaßen zu merken.

Aber abgerechnet, daß diese Fremdlinge sich an den schönen Gestaden des Bosporus ausserordentlich vermehren und sich allmählig mit den Eingebornen gänzlich vermischen, abgerechnet, daß überhaupt im Orient, alles übrige gleichgesetzt, immer an dem Ort zehn Menschen wohnen können, wo im Okzident nur einer leben würde: indem hier die frischern Sinne, die höhere Lebensthätigkeit, der leichtere, üppigere Unterhalt, die Einfachheit und Genügsamkeit in allen Lebensformen und so viele andere Nebenumstände ohne Unterlaß

zur Vervielfältigung unserer Gattung beitragen; so zieht noch die Politik des Hofs alljährlich aus allen Provinzen des Kaiserreichs beträchtliche Menschenhaufen nach dem Mittelpunkt der Herrschaft hin und es scheint in der That seit jeher eine Maxime der osmanischen Beherrscher gewesen zu seyn, Konstantinopel durch Kolonien aus allen Weltgegenden immer noch mehr zu bevölkern.

Ohne Zweifel rechnet man darauf, daß diejenigen, welche einige Zeit in der Hauptstadt, in der Nähe des Regenten gelebt haben, eine gewiße Anhänglichkeit an Konstantinopel und an die Regierung bekommen werden: denn wie kann der, der nie in seinem Leben bis zur Kaiserstadt gelangte, eine wahre Zuneigung zu dem Allherrscher haben, dessen Befehle er nur in weiter Ferne zu vernehmen gewohnt war und dem er sogleich den Gehorsam aufkündigen würde, sobald es seine Kräfte und das Interesse erlaubten. In Konstantinopel vermischen sich die Fremden mit den Einheimischen und ruft endlich die Zeit sie wieder in ihr Vaterland zurück; so lassen sie in der

Residenz oft eine Menge Freunde und Verwandte, durch welche sie auf immer an sie gekettet bleiben.

Außerdem weiß man es ja, daß in Konstantinopel, wie in allen Hauptorten von Despotien, der größte Theil der Einkünfte des Reichs zusammengehäuft wird und die große Stadt am thrazischen Bosporus gleicht mehr wie irgend eine andere einem Abgrunde, von dem alles verschlungen wird, was die nahen und entferntern Provinzen darreichen. Und wo Geld ist, da sind auch Menschen, die es an sich zu reißen streben und ein Ort, der jährlich unermeßliche Geldsummen aus der Nähe und Ferne in sich aufnimmt, muß auch eine unermeßliche Bevölkerung haben. Wir wollen diesen Umstand etwas näher betrachten und die Leser werden über den enormen Mammon erstaunen, der sich periodisch hier anhäuft und von da aus in die Provinzen zurück ausbreitet.

Erstlich kommt die ganze Kopfsteuer aller Nichtmuselmänner des Reichs nach Konstantinopel und wie beträchtlich diese seyn müße,

wird man schon daraus abnehmen können, daß kaum der dritte Theil der Bewohner der Türkei Muhamedaner sind, wenn gleich ihre Zahl in der Hauptstadt die aller andern Nationen übertrifft. Alle Beglerbegs, alle Paschen, alle Mutschelims, alle Beys müßen jährlich diese Kopfsteuer von den Griechen, Armeniern und Juden in ihren respektiven Territorien erheben und in die kaiserliche Schatzkammer senden, und selbst Paßwan-Oglu hat dies gethan, wenn er auch gleich in allen übrigen Stücken gleich einem ganz unabhängigen Fürsten handelte. Dazu kommt nun noch der jährliche ansehnliche Tribut, den die Wodas der Wallachei und Moldau, die Fürsten mancher nichtmuhamedanischen Nationen, die Emirs mancher arabischen, kurdischen und turkomannischen Horden entrichten müßen. Alles dieses Geld wird aus allen Weltgegenden über Konstantinopel ausgeschüttet.

Ferner sind alle Einkünfte der Douane und Zölle zu Wasser und zu Land, in den Häfen und auf den Flüßen Eigenthum des Groß-

herrn. Wenn man bedenkt, wie groß der Handel in der Türkei ist, welche von so vielen Seiten vom Meere bespühlt und von so schönen Flüßen, als die Donau, der Euphrat, der Tygris und andere durchströmt wird; so läßt sich leicht ein Schluß auf die ungeheuren Geldsummen machen, die allein aus dieser Quelle nach Konstantinopel fließen müßen. Zwar hat der Ungehorsam und die Widerspenstigkeit der Paschen in den neuern Zeiten dieses Einkommen des Sultans beträchtlich vermindert; aber dennoch ist es noch groß genug, um hier mit Recht in Anschlag gebracht zu werden.

Der Kaiser ist außerdem nach den Reichsgesetzen alleiniger allgemeiner Erbe aller Staatsdiener, aller Minister und Befehlshaber des Reichs und kein Jahr vergeht, worin nicht dadurch allein viele Millionen Zechinen oder Piaster in die Schatzkammer gebracht werden. Es hat Paschen gegeben, welche Summen von Zwanzigen von Millionen durch Spekulationen und Erpressungen aufgehäuft hatten; nach ihrem Tode fiel das ganze ge-

sammelte Vermögen dem Großsultán anheim und Konstantinopel nahm es in seine Barrieren auf. Und welche ungeheure Summen kehren nicht von Zeit zu Zeit durch Konfiskationen in den großen Schatz zurück?

Alle Staatsämter werden in Konstantinopel so zu sagen an den Meistbietenden verkauft und nicht selten werden viele hundert tausende für eine einzige gegeben, und dies betrifft nicht nur die vom Zivilstande, sondern auch die militärischen und geistlichen. Will ein Türk, der im Divan, unter den sultanischen Günstlingen Gönner hat, der eine Schöne des Serails in sein Interesse zu ziehen verstand, Pascha werden, er muß Geld geben, muß alle übrige ehr- und habsüchtige Türken überbieten, welche nach eben der Stelle streben. Will jemand das Amt eines Mulah's oder Kadi's erlangen; er muß eine große Summe baar der Schatzkammer anbieten und kann er nicht so viel zusammenbringen, als verlangt wird, so muß er die Hebräer zu Hülfe rufen. Will ein Effendi oder Aga nach einem höhern Posten aufstre-

ben, er muß seine Hände und Taschen erst mit Piasterbeuteln oder blanken Zechinen gefüllt haben, ehe er das Mindeste hoffen kann. Will ein stolzer Grieche Dragoman oder Fürst zu werden hoffen, er muß Geld zusammenschießen oder borgen. Will ein schlauer Kaluger zur Würde eines Erzbischofs oder Patriarchen gelangen, seine Schlauheit hilft ihm nichts, wenn er kein Geld durch sie bekommen kann.

Man denke nun an die vielen Stellen, die in einem Reiche von so ungeheurem Umfange jahr-jährlich erledigt und zu vergeben seyn müßen, man erwäge, daß Ehrgeiz und Habsucht noch die einzigen Motive sind, welche den phlegmatischen Türken aus seinem Schlummer wecken können und man wird leicht in Gedanken die erstaunlichen Geldhaufen ermessen, welche auf diese Weise die Residenz bereichern. Nun betrachte man endlich noch die großen Revenüen der vielen Dschamien und Moscheen in Konstantinopel, die Menge milder Stiftungen, die alle reich dotirt sind, die ansehnlichen Besoldungen der Staatsdiener, wovon

der größte Theil doch in der Hauptstadt sich aufhalten muß, die vielen Pensionen, welche die Charges d'Affaires und Spione der Paschen und kleinern Befehlshaber genießen, das viele Geld, das als Geschenke oder Bestechungen hierherkommt und man wird leicht einsehen, daß in Konstantinopel der größte Theil alles in der ganzen Türkei zirkulirenden Geldes zusammenfließen und verzehrt werden muß, und daß diese Stadt als der Hebel des ganzen Kaiserthums betrachtet werden kann.

Wie viele Tausende von Menschen werden nicht durch dieses viele Geld nach Konstantinopel gezogen, wie viele Tausende werden nicht herbeieilen, um von dem goldenen Vließ ein Scherflein zu erhaschen, um aus der nie versiegenden Quelle der edlen Metalle zu schöpfen? Und wie viele Tausende lockt nicht der Ehrgeiz hierher, um Ämter und Stellen zu bekommen oder der Stolz, um in der Nähe des Throns ihre Reichthümer auszubreiten und wie viele andere Tausende sind nicht zu Handlangern, Wachen, Bedienten und Hü-

zern der namenlosen Häuser erforderlich, die sich hier in der Hauptstadt niederlassen?

Zuletzt muß noch die zahlreiche Menge von Sklaven in Betrachtung gezogen werden, die mit jedem Jahre fast aus allen Weltgegenden nach dem Bosporus eingebracht werden und die sich hier ansehnlich vermehren und bald mit den übrigen Einwohnern vermischen. Der Sklavenstand unter den Türken ist der mildeste in der ganzen Welt: man betrachtet die gekauften Individuen als Theile der Familie und giebt ihnen oder ihren Nachkommen über lang oder kurz fast immer die Freiheit. Seit der Besitznehmung von Thrazien durch die Osmanen hat Konstantinopel jährlich allezeit einen beträchtlichen Zuwachs an Bevölkerung durch den Sklavenhandel bekommen. Muhamed der Zweite führte, da er Amastris auf der Küste des schwarzen Meeres den Genuesern wegnahm, im Jahr 1460 fast alle Einwohner dieser Stadt hierher. Als Selim im J. 1514 Tauris eroberte, nahm er alle Handelsleute mit sich nach der Residenz und Barbaroßa führte öfters die

Einwohner des Archipelagus, die er bezwungen hatte, dahin; im J. 1537 wurden durch ihn allein 16000 Gefangene nach Konstantinopel gebracht, deren Nachkommen zum Theil noch jetzt hier leben. Und wie viele Sklaven haben nicht allein die Kriege mit Östreich und Rußland hierhergeführt? Noch im letzten Kriege, da Joseph durch sein Kordonsystem die Türkei zu erobern dachte, fielen die Türken mit Heeresmacht ins Banat ein und trieben die Einwohner ganzer Gegenden mit sich fort: über 70000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder sollen auf diese Weise auf einmal in die Sklaverei nach Konstantinopel gekommen seyn.

Als noch die kleine Tatarei, die Krimm, Kuban und die Länder des Kaukasus unter türkischer Oberherrschaft standen, war auch der Sklavenhandel von daher nach der osmanischen Hauptstadt äußerst beträchtlich. Man weiß es, daß die Tataren sehr oft in Rußland und Polen Streifzüge machten und jährlich eine ansehnliche Menge von Menschen aus diesen Gegenden zu Sklaven in der Me-

stopolis verkauften. Und aus Georgien, Zirkaßien, Karduel, Leskien .... wie viele Knaben und Mädchen von dem besten Menschenschlag wurden nicht periodisch hier eingeführt, wie viele unter die Konstantinopolitaner verhandelt. Zwar können die Tataren den Sklavenmarkt nicht mehr mit ihrer Beute bereichern, aber aus den Gebürgen des Kaukasus kommen doch noch von Zeit zu Zeit eine beträchtliche Anzahl von Sklaven und Sklavinnen an, obgleich die Russen sich hier immer fester zu setzen streben.

Doch ist der Zuwachs von Bevölkerung, den Konstantinopel von daher erhält, nicht mit demjenigen zu vergleichen, der ihm aus dem höhern Asien und aus Afrika zu Theil wird. Von diesen Ländern zieht die Hauptstadt der Osmanen alle jene zahlreichen Haufen von weißen und schwarzen Verschnittenen, von Sklaven und Sklavinnen von jedem Kolorit, welche die Harems und Palläste der Großen und das Serail des Sultans füllen. Die Sklaven von weißer, gelber und brauner Gesichtsfarbe kommen besonders von Basra

her und sind bisweilen den entferntesten indischen Ländern entsprossen, andere sind von den Kurden, Turkomannen und Tataren geraubt worden und werden aus Armenien eingeführt. Der größte Theil der Schwarzen hingegen kommt von Ägypten, wohin sie die Karavanen aus dem Innern von Afrika bringen; doch sind auch die Marokkaner, Algierer, Tuneser und Tripolitaner damit beschäftigt, die türkische Hauptstadt stets mit neuen Individuen aus der schwarzen Menschenrace zu versehen.

Auch ist es nicht allein der Spekulazionsgeist der Kaufleute, welcher Konstantinopel hinlänglich mit Sklaven versieht, sondern eine nicht unbeträchtliche Anzahl derselben kommt auch jährlich als Geschenk hier an, eine Sitte, die dem Orient eigen ist. Der Großherr, die Großen der Pforte erhalten immer Transporte von männlichen und weiblichen Sklaven von den Befehlshabern in den entferntern Provinzen und selbst die Fürsten der sogenannten Raubstaaten an den Gestaden Afrika's schicken ihrer eine nicht geringe Menge

hierher. Man kann zwar nie zu einem vollständigen Etat der jährlich hier eingeführten Sklaven und Sklavinnen gelangen; aber, nach einem kleinen Überschlag zu rechnen, muß sich ihre Anzahl doch jährlich auf viele Tausende belaufen.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Zusammenfluß aller Umstände und Einrichtungen zur Erhaltung einer beständigen ungeheuren Volksmenge in der Hauptstadt. — Unmöglichkeit, genaue Data von dem eigentlichen Etat der Bevölkerung von Konstantinopel zu bekommen. — Unsichere Kalküls. —

Nimmt man alle diese hier an einem Ort zusammentreffenden Ursachen zusammen; so wird man über die große Bevölkerung von Konstantinopel nicht mehr erstaunen; nirgends wo anders vereinigt sich so gleichsam Alles,

um eine ungeheure Menschenmenge an einer Stelle zu versammeln als hier, und keine Stadt der Welt kann so sicher auf immer neuen Zuwachs rechnen als die türkische Metropolis.

Dazu kommt nun noch die in jeder Hinsicht so verschiedene Organisazion eines orientalischen und europäischen Staats, nach welcher alles in der Hauptstadt zusammengedrängt ist, was in andern Ländern in die einzelnen Theile und Städte des ganzen Staatskörpers vertheilt wird.

Der Kern der Kriegsmacht des türkischen Reichs ist allezeit in Konstantinopel, nirgends wohnen so viele Janitscharen als hier und sie bekommen hier regelmäßig ihren Sold. Die Kriegsvölker der Paschen, Mutschelims und Begs werden von den Provinzen selbst unterhalten und die Befehlshaber, weit davon entfernt, noch Geld aus der Hauptstadt zu ziehen, müßen jährlich noch beträchtliche Summen dahin absenden. Die Provinzen müßen also immer ärmer werden, die Residenz immer reicher. Die Zahl der Leute, die zu

den Leibwachen, zu den Bostanschis, zu der Dienerschaft des Serails unterhalten werden müßen, ist kaum zu berechnen und welch eine ungeheure Menge von Individuen ist nicht bei den Großen beständig im Dienst.

Der Großherr hat nicht, wie europäische Monarchen, Lustschlösser in den Provinzen, auf denen er von Zeit zu Zeit residiren könnte, er ist und bleibt immer in Konstantinopel und dessen Environs und die Palläste in Adrianopel und Brusa selbst werden schon längst nicht mehr gebraucht. Er braucht darum auch nicht etwa einen Theil der Dienerschaft in großer Entfernung von der Hauptstadt zu unterhalten, alles was zum kaiserlichen Hofstaat gehört, hat seinen Aufenthalt für immer am Bosporus. Und wenn man es weiß, was dazu bei einem morgenländischen Monarchen gehört; so wird man daraus schon allein einen Schluß auf die Menge Menschen machen können, die an Konstantinopel gleichsam gebunden sind.

Die Verwandten des Kaisers und die Frauenzimmer des Serails ziehen ungeheure Ein-

künfte aus den Provinzen und alle leben mit ihren zahlreichen Dienerschaften für beständig in der Residenz. Es giebt in der Türkei keine Wittwensitze, keine Schlösser für apanagirte Prinzen von Geblüt, alles bleibt in Konstantinopel und folglich auch die vielen Tausende von Personen, die zum Gefolge gehören.

Der Vezir-Assem oder Großvezir, wie ihn die Europäer zu nennen pflegen, der die eigentliche executive Gewalt des Reichs in Händen hat, muß immer hier seinen Sitz haben und wenn er sich auch zur Zeit des Kriegs oder einer gefährlichen Empörung von der Hauptstadt entfernt; so ist dies doch gewöhnlich nur auf kurze Zeit. Viele Tausende von Menschen gehören zu seinem Hofstaat, zu seiner Leibwache, zur Dienerschaft seines Harems und alle haben also mit ihm ihren beständigen Aufenthalt in Konstantinopel.

Nun betrachte man noch den Mufti, die Großrichter, die Minister der Pforte, die Vezirs, die vielen abgedankten Paschen und Begs, welche hier leben und alle mit orientalischem Pomp leben und man wird leicht die

ungemessene Menge von Menschen berechnen können, die die Residenz füllen und wovon viele wieder ihre untergeordneten Diener und Sklaven unterhalten.

Alle Magazine, Zeughäuser und Kriegsarsenale des Reichs befinden sich hier und in ihnen finden ohne Unterlaß eine zahllose Menge von Menschen Arbeit und Nahrung. Alle hohe Offiziere und ehemalige Befehlshaber, welche keine Paschaliken verwalten, das ganze Artilleriekorps mit seinem ungeheuren Train, Alles was zum Geniekorps der Armee und zum Kriegsdepot gehört . . . . . . Alles muß allein in Konstantinopel gesucht werden. Die Befehlshaber in den Provinzen haben ihre eigenen Truppen und Alles, was zu ihrer Ausrüstung gehört; aber dies geht meistens die Regierung nichts an und jeder kann soviel unterhalten als er Lust hat: die Pforte bezahlt dafür nichts.

Der Kapudân-Pascha, der König der türkischen Meere und Inseln, mit seinem namenlosen Hofstaate, alle Ober- und Unteroffiziere der Marine, die Seearmee und die

Korps der Schiffsmatrosen, die großen Schiffswerfte und Seearsenale mit der ungeheuren Menge von Arbeitern . . . . alles das ist beständig in Konstantinopel. Zwar liegt oft ein Theil der Flotte in Gallipoli; doch befindet sich immer bei weitem der größere Theil der Kriegsfahrzeuge beständig im Hafen und Kanal der Hauptstadt und Gallipoli ist auch so nahe, daß es bisweilen noch mit zur Residenz gerechnet wird. Zwar befinden sich auch Schiffswerfte in den Dardanellen, in Sinope, Mitilene und Rhodus; aber sie kommen mit denen in Konstantinopel in keinen Vergleich und die größern Schiffe erhalten auch meistens hier ihren Bau. Außer den Kriegsfahrzeugen wird im geräumigen Hafen des Bosporus noch der größte Theil der Kauffahrteischiffe für die türkischen Länder errichtet und man wird leicht einsehen, wie viel Menschenhände dazu allein beständig erforderlich sind.

Die Münze des Reichs, ein großer Theil der Fabriken und Manufakturen der Türkei, die Hauptbanquiers und Speditionshändler

— alles das findet sich in Konstantinopel und die Haupt- und Residenzstadt des Kaiserthums ist auch zugleich die erste Handelsstadt: denn wenn auch in Smyrna, Salonichi, Aleppo, Antiochien, Alexandrien große Geschäfte gemacht werden, so übertreffen sie im Ganzen doch schwerlich die von Konstantinopel und wenn es ausgemacht ist, daß da nur der größte Handel statt finden kann, wo der größte Reichthum ist; so gebührt der letztern Stadt noch bei weitem der Vorzug.

Man sieht aus allem diesem, daß die Bevölkerung von Konstantinopel von enormer Größe seyn und die jeder andern europäischen Hauptstadt noch übertreffen müße; indessen wird doch niemand genau die Zahl ihrer Bewohner angeben können: es fehlt hier ganz und gar an Geburts- und Sterbelisten und selbst niemand in Konstantinopel, wäre er auch über alles übrige noch so gut unterrichtet, kann mit Bestimmtheit und Wahrscheinlichkeit gehörige Auskunft darüber geben. Auch ist die Bevölkerung an und für sich hier gar zu veränderlich. Man hat Beispiele ge-

habt, daß allein aus Konstantinopel sechzig bis hunderttausend Mann ins Feld gerückt sind; wie groß muß also nicht die Bevölkerung einer Stadt seyn, die allein eine solche Heeresmacht auf die Beine zu bringen im Stande ist, ohne daß man einen merklichen Abgang spüren konnte. Wie viel Tausende von Menschen rafft hier die Pest nicht in wenigen Wochen bisweilen weg und die Straßen bleiben doch immer so mit Menschen gefüllt, wie vorhin. Auch sind Zeiten gewesen, wo Heere von hunderttausenden von Kriegern aus Griechenland und Asien eine geraume Zeit in Konstantinopel, ihrem allgemeinen Versammlungsorte verweilten, und doch soll es nicht gar sehr merklich gewesen seyn, daß die Menschenmenge um diese beträchtliche Anzahl zugenommen habe.

Herr Baron von Hübsch, der bei seinem langen Aufenthalte in Pera, mannigfaltige Lokalkenntnisse in Ansehung der osmanischen Hauptstadt besitzt und dem in diesem Stücke gewiß zu trauen ist, versicherte mir, daß er ziemlich bestimmt wisse, daß gegen Ende des letzten östreichisch-russischen Krieges die totale

Bevölkerung von Konstantinopel sich gegen 800,000 Menschen belaufen habe, daß man aber in Erwägung ziehen müße, daß die Hauptstadt zahlreiche Truppenkorps aus ihren Mauern gegen den Feind gesandt und daß die Pest kurz vorher mit seltener Heftigkeit gewüthet habe. Dagegen hat es Zeiten und Umstände gegeben, worin Konstantinopel weit mehr als eine Million Menschen in sich faßte, wenn auch anderthalb Millionen wohl als übertrieben angesehen werden können.

Man hat es verschiedenemal versucht aus der Menge der Konsumtion des Getraides und Mehls die Bevölkerung von Konstantinopel auf eine wahrscheinliche Art zu bestimmen; aber auch dieser Kalkul täuscht gar sehr. Man weiß es, daß am Bosporus täglich ungefähr 14 — 16000 Kilos Getraide verzehrt werden. Ein solcher Kilo enthält 22 Oken und eine solche türkische Oke beträgt ungefähr 40 1/2 Unzen. Nimmt man nun an, daß ein Kilo Getraide 18 Oken Mehl giebt und daß man hier daraus ungefähr 27 Oken Brod bäckt und jeder Mensch ungefähr andert-

halb Pfund verzehrt; so würde ungefähr eine halbe Million Menschen herauskommen.

Selbst dieser Kalkul läßt sich allein in Konstantinopel führen: denn an keinem andern Orte der Türkei kann man etwas bestimmtes über die tägliche, wöchentliche, monatliche oder jährliche Konsumtion erhalten. In der Hauptstadt aber, wo die Regierung immer besorgt ist, es möchte Mangel und dadurch Aufruhr entstehen, hat sie es selbst über sich genommen, das Getraide zu den möglich niedrigsten Preißen zu vertheilen. Es wird vom schwarzen und weißen Meere hierher gebracht und in unermeßlichen feuerfesten Magazinen niedergelegt und der Miri versieht damit nicht nur die eigentliche Residenz, sondern auch Pera, Galata, Topana, Skutari, alle Vorstädte längs dem Kanal bis Kuchuk-Chikmagi und von da in gerader Linie bis Borgos und Domusdereh auf der Seite des schwarzen Meeres, die Prinzeninseln und alle Vorstädte hinter Skutari.

Man muß aber bedenken, daß eben die Besorgniß, welche man beständig hegt, es

möchte einmal in der Hauptstadt Mangel entstehen, ein Motiv ist, warum man eben kein wachsames Auge auf die zahllosen Kontrebandiers hat, welche hier ihr Spiel treiben und jährlich eine unermeßliche Menge Mehl und Getraide einführen. Es ist mir versichert worden, daß dies manches Jahr beinahe dem gleich komme, welches die Regierung vertheilen lasse. Und auch zu Lande soll eine beträchtliche Menge von Getraide nicht nur aus der Wallachei und Moldau nach dem schwarzen Meer, sondern auch aus Kleinasien nach Skutari auf verschiedene Rechnung kommen, wenigstens ist dies bisweilen der Fall gewesen.

Überdies ist der Verbrauch des Brodes unter den Morgenländern bei weitem nicht so stark als z. B. unter den Franzosen. Man hilft sich da mit Mais und Reis und es giebt viele Menschen unter den gemeinern Klassen, die gar kein Waizenbrod verzehren. Hier, wo die Natur so viele andere kräftige Nahrungsmittel in üppiger Fülle ausspendet, wo die Hitze des Klimas zur Mäßigung einladet, kann man oft dessen ganz entbehren, was

dem Abendländer Bedürfniß ist. Ich habe eine große Menge von Menschen gekannt, welche nur von Opium, Taback, Reis und Kaffee lebten, andere, deren Lebensmittel einen großen Theil des Jahrs hindurch nur aus Melonen und türkischem Korn bestand. Der Kalkul, welcher von der täglichen Vertheilung des Getraides hergenommen ist, kann also nie zu sichern Resultaten in Ansehung der Bevölkerung führen.

Man weiß auch, wie viel Lämmer periodisch in Konstantinopel verzehrt werden, da alles Schlachtvieh durch die Hände des Kaßah-Baschi gehen muß, der über alle Fleischer gesetzt ist. Ihre Anzahl beläuft sich wöchentlich ungefähr auf 3000 und also jährlich beinahe 160,000 Stück. Zwar gehen auch hier viele Unterschleife vor; doch kommen sie eben in keine Betrachtung. Aber auch hieraus, wie wenig bestimmt läßt sich da in einer Stadt wie diese auf mögliche oder wirkliche Volksmenge schließen? —

Zwar wird in der Levante ohne Vergleich mehr Lamm- als Rindfleisch verzehrt; aber

darum ist es doch nicht das einzige. Wie viel Geflügel, wie viel Fische sieht man nicht auf den Tafeln der Türken und wie viel Wildpret, wie viel Krebse werden nicht bei den Griechen und Armeniern verbraucht. Und die vielen Franken in Konstantinopel suchen sie nicht meistens nach vaterländischer Art zu leben und wie viele giebt es unter ihnen, auf deren Tischen das ganze Jahr hindurch kein Gericht Lammfleisch erscheint. Aber überhaupt liebt man im Orient weit mehr vegetabilische als animalische Speisen und es giebt hier wohl Tausende von Menschen, bei denen Fleischspeisen immer eine Seltenheit sind.

Nicht sicherer ist der Kalkul, den man für die Bevölkerung von der eigentlichen Stadt Konstantinopel auf die Menge der Leichen gegründet hat, die durch die Thore nach dem hinter der Hauptstadt liegenden großen Todenhof gebracht werden. Im Jahre

1770	soll	ihre	Anzahl	gewesen	seyn:	5200
1771	=	=	=	=	= :	5150
1772	=	=	=	=	= :	6030
1773	=	=	=	=	= :	5450

1774	5000
1775	5300
1776	5010
1777	5306
1778	8520
1779	9210
1780	7600
1781	8300
1782	9500
1783	10200
1784	9600
1785	8200
1786	7600
1787	7620
1788	6900
1789	7020
1790	8030
1791	7960
1792	6800
1793	5990
1794	6600
1795	7100
1796	6300
1797	6826

1798	.	.	.	.	.	6269
1799	.	.	.	.	.	7030

Diese Liste ist mir als völlig genau von einem Renegaten mitgetheilt worden, der Logofeth oder Sekretair bei dem Kadileskir von Rumeli, dem Großrichter von Europa, war. Ich glaube ihm um so eher trauen zu dürfen, da an den verschiedenen Thoren von Konstantinopel wirklich die Einrichtung statt findet, daß die vorübergehenden Leichen aufgezeichnet und nachher in eine gemeinschaftliche Liste gebracht werden.

Da die türkische Hauptstadt ein sehr gesunder Ort ist; so würde man nach der Rechnung des Wahrscheinlichen diese Summen mit 36 multipliziren müßen, um Resultate für die ganze Bevölkerung zu erhalten. Man sieht, daß sehr verschiedene Summen herauskommen müßen und daß nach diesem Kalkul die wirkliche Volksmenge zu verschiedenen Zeiten sehr veränderlich war und ungefähr zwischen 200,000 und 400,000 Menschen fiel. Pest und Krieg hatten ohne Zweifel großen Einfluß auf

diese Verschiedenheit, aber außer diesen doch noch andere zufällige Nebenumstände.

Man weiß es, daß die Türken noch immer Asien als ihr eigentliches Vaterland zu betrachten pflegen und auch die Konstantinopolitaner zeigen diese Vorliebe für den Boden ihrer Voreltern unter andern dadurch, daß sie immer weit lieber auf den großen Gottesäckern auf der asiatischen Seite des Bosporus, hinter Skutari und an andern Orten von Anatoli begraben seyn wollen als auf den Todesäckern auf der europäischen Seite. Man kann nahe beim Hafen tagtäglich Leichen sehen, die nach der jenseitigen Küste übergeschifft werden, um da eine Ruhestätte zu finden und auf den weitläuftigen skutarischen Feldern werden jährlich Tausende von Muselmännern von der europäischen Seite des thrazischen Kanals zur Erde bestattet. Aus den Thorlisten von Konstantinopel läßt sich also nichts sicheres schließen und die eigentliche Bevölkerung bleibt unbekannt, so genau auch jene verfaßt seyn mögen.

Daß übrigens manche Angaben in Anse-

hung der Volksmenge der türkischen Hauptstadt übertrieben seyen, läßt sich schon daraus abnehmen, daß der Boden, worauf das eigentliche Konstantinopel, mit Weglassung aller Vorstädte in Europa und Asien, noch keinen so grozen Umfang hat, als Paris. Und wie hoch sind nicht die Gebäude der französischen Metropolis, wie viel Stockwerke sind da nicht übereinander und alle bewohnt bis zu den Dächern hin; dagegen wie viel Raum nehmen nicht die türkischen Wohnungen, mit ihren Hintergebäuden, Harems und Gärten ein, und wie wenig Etagen haben sie nicht. Schon daraus läßt sich also sicher festsetzen, daß das eigentliche Konstantinopel nicht von so viel Menschen bewohnt seyn könne als Paris. Und betrachten wir die vielen abgebrannten Stellen, die großen öden, mit Häusertrümmern bedeckten, Plätze innerhalb den Mauern der osmanischen Residenz; so müßen wir noch mehr in dieser Meinung bestärkt werden.

Drei und funfzigstes Kapitel.

Ein Blick auf die türkische Staatsverfassung. — Daraus entstehende Hindernisse für den Wohlstand der Türkei und der Hauptstadt. — Einige Betrachtungen über den Despotismus überhaupt und den osmanischen insonderheit. — Folgen der Unkultur. —

So groß und unermeßlich aber auch die Volksmenge von Konstantinopel und dessen Umgebungen in Europa und Asien seyn mag; so würde sie doch noch bei weitem beträchtlicher seyn können, wenn die türkische Regierung etwas aufgeklärter wäre. Aber ein barbarischer Despotismus untergräbt alle Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, ist der größte Feind aller Thätigkeit und Betriebsamkeit und stürzt den Staat über lang oder kurz in eine Tiefe von Elend, aus dem er nur

durch völlige Auflösung sich herauszureißen vermag. Da wo der Despotismus mit Vernunft und Beurtheilungskraft an der Hand der Erfahrung geführt wird, kann er unter gewißen Umständen selbst wohlthätig für die Völker seyn; aber ist er mit Unwissenheit und Barbarei gepaart, dann leitet er um so sicherer und gewißer dem Untergange entgegen.

Das ganze osmanische Kaiserreich gleicht jetzt einem Luftballon, der von verschiedenen einander entgegengesetzten Winden getrieben, bald hier bald dahin sich bewegt und nur einen Orkan zu erwarten scheint, um in alle Weltgegenden zu zerplatzen. Es gleicht einem Greise, der im Zeitalter seiner Jugend wohl Thaten, die ihn berühmt machten, verrichtete, jetzt aber seinen eigenen Ruhm überlebt hat und mit einem Fuße schon in dem Grabe steht, das ihm kraftvolle Jünglinge gruben. Wäre es nur möglich, die Türken aufzuklären, legte ihre Regierung nur einige von den Grundsätzen ab, die sie bei allen ihren Handlungen beseelen, vielleicht könnte es sich von seiner Schwäche wieder erholen, gleich einem

Riesen, dem lange die Arme gebunden waren und dem die Bande plötzlich gelöst werden. Und was würde dann nicht bald aus Konstantinopel, aus dem Bosporus werden können?

Sowie die Sachen hier aber jetzt stehen und auch wohl bleiben werden, bis alles, aus den Fugen gerissen, in ein Chaos übergeht, das nur durch fremde Kräfte wieder zur Ordnung und zum Ebenmaas zurückgebracht werden kann, muß die Türkei immer ärmer, unglücklicher und menschenleerer werden und bald dürfte auch die Hauptstadt wohl dies allgemeine Elend empfinden. Die ganze Staatsverfassung der Osmanen scheint nur für die Jugendjahre eines plötzlich sich emporwälzenden Koloßes und für die Zeiten des Vandalismus berechnet zu seyn; aber dem Reiche eine lange Dauer zu begründen, ist sie am wenigsten tauglich. So lange noch Eroberungen zu machen, Länder zu verwüsten und reiche Städte zu plündern waren, wirkte sie mit stets erneuerter Energie; jetzt da sie, sich gleichsam nur selbst überlassen, durch den Drang der Umstände, gleich einer fremdartigen Erschei-

nung aus einem längst verflossenen Zeitalter, da steht und ihr Würgeschwerd lediglich gegen ihre eigene Brust richten kann; jetzt droht das morsche Gebäude zu zerfallen und allmälig nichts wie ein ungeheures Feld von Ruinen dem Auge des Beschauers darzubieten.

Betrachten wir die Schwachheiten etwas genauer, die den kranken Körper drücken, laßt uns einige der Hauptursachen erwägen, die ihn von Jahr zu Jahr dem Grabe näher bringen. Wer wird es leugnen, daß des Menschen erste Sorge auf Eigenthum gerichtet ist; bevor er dies nicht gefunden hat, verlangt nicht, daß er Anhänglichkeit an euren Staat äußern soll. Ehe er nicht Herr ist, sträubt sich seine ganze Natur dagegen, Bürger zu seyn und diese Neigung zu herrschen zieht sich in festen, wenn gleich dünnen Fäden durch das ganze Gewebe seiner Empfindungen. Er gehorcht nur, wenn er herrschen kann; er gehorcht, um herrschen zu können; er gehorcht dem Gesetz um so lieber, je höher der Grad von Herrschaft ist, welchen es ihm einräumt. Und diese Herrschaft muß sicher

seyn, sicher für ihn und seine Nachkommen, muß von niemanden gestört werden können, wenn sie einmal rechtmäßig erlangt worden ist.

Nomaden, mögen sie nun Triften für ihre Heerden, oder Felder für ihre Saaten suchen, achten nimmer das Dein, weil ihnen das Mein unbekannt ist und so lange die Türken Nomaden und nomadische Eroberer waren, war kein Motiv vorhanden, auf Sicherheit des Eigenthums zu denken. Das Wohl aller schmolz da gleichsam in den Gluten persönlicher Wünsche und niemand konnte nach einem dauerhaften Besitz verlangen, weil jeder gefaßt seyn mußte, es bald wieder zu verlassen. Aber wenn der Mensch einen Punkt gefunden hat, auf welchem er sich nach Belieben sicher regen kann, erweitert sich sein Herz und im seligen Gefühle seines Glücks sinkt er am Altare des Vaterlandes nieder, um ihm ewige Liebe zu schwören. Allein nie haben sich die Türken bis zu dieser Stufe von Bildung erhoben, ihre Regierung beherrscht sie gleichsam noch als Nomaden und ein großer

Despotismus lähmt alle emporstrebende Kräfte der Individuen.

Seit jeher war der Orient die Wiege des Despotismus und vielleicht ist auch keine Regierungsform dem Klima und dem Naturel der Einwohner angemessener als diese. Denn wenn es nicht geleugnet werden kann, daß alle Anordnungen und Veranstaltungen der Menschen mit ihrer individuellen Lage und Konstitution in genauestem Verhältnisse stehen, nichts aber mehr auf beide in Einwirkung ist, als die Beschaffenheit und das Klima des Landes, das von diesen Menschen bewohnt wird; so wird man nicht ohne Grund aus der Erfahrung mehrerer Jahrtausende den Schluß ziehen können, auf welche Art und Weise die Bewohner dieses oder jenes Landes regiert werden müßen, damit alle sich gleichsam gezwungen fühlen, auf das möglich Größte zur Glückseligkeit ihrer Mitbürger mit ihren Kräften und Anlagen beizutragen und so den einzigen wahren Zweck aller Staaten und menschlichen Nationalverbindungen zu erreichen. Zwar muß dabei auf die ver-

schiedenen Kulturstufen Rücksicht genommen werden, auf welchen die Menschen und die Nationen in diesem oder jenem Zeitalter stehen; aber dies wird nicht hindern, zu etwas allgemeinen Schlüßen gelangen zu können.

Dort, wo die brennende Sonnenhitze ein stets loderndes Feuer im menschlichen Busen erhält, wo die Begierden und Leidenschaften nicht nur ohne Unterlaß geweckt, sondern auch in jedem Moment zum wilden Aufbrausen geneigt sind, dort wo das moralische Gefühl, das in jeder Menschenbrust schlägt, so leicht und daher so oft eine für die Gesellschaft höchst verderbliche und schädliche Richtung nimmt, dort ist an keine ächtrepublikanische Verfassung zu denken, da muß der Grund einer jeden Regierung, man mag ihn auch nennen, wie man will, despotisch seyn.

Schon hieraus ist klar, daß der ganze Erdboden nicht auf einerlei Art regiert werden könne, daß eine über die ganze tellurische Oberfläche sich erstreckende Universalmonarchie an und für sich eine Chimäre ist und daß weder die republikanische Verfassung all-

gemein vollkommener genannt werden könne als die despotische, noch umgekehrt: indem für jedes Land diejenige Regierung die beste und vollkommenste ist, welche mit der Beschaffenheit des Landes und der daraus sich ergebenden Lage und Konstitution seiner Bewohner am meisten übereinkommt.

Auch hat man es schon in den ältesten Zeiten eingesehn, daß die despotische Regierung die beste Staatsverfassung für manche Länder sey. Als nach des Kaisers Kambyses Tode und nach der Ermordung des Smerdi's in Persien der ganze kaiserliche Stamm ausgestorben war, versammelten sich die persischen Großen und Weisen und überlegten, was für eine Regierungsform dem Reiche am angemessensten sey. Man war anfangs Willens, die republikanische Regierungsform einzuführen, man fand aber nachher, daß dies nicht thunlich sey und man mußte wieder zur despotischen zurückkehren.

Daß aber Despotieen mit der Kunst der Staatsverwaltung und wo Herkommen und Gesetze entscheiden, im Stande sind, Länder

des Orients zur höchsten Stufe des Glanzes und des Wohlstandes zu bringen, davon haben wir an China und Japan die frappantesten Beispiele, deren Nationen zwar auch, gleich andern viele Revolutionen haben erleiden müßen, ehe sie zu derjenigen Verfassung gelangten, die am meisten für sie passend war, die aber dennoch allein unter allen Staaten des Morgenlandes fortgedauert haben, da neben und um sie alles über den Haufen fiel. Was fehlt den Chinesern und Japanesern als europäische Kultur, um sie zu den glücklichsten und aufgeklärtesten Völkern zu machen? — Und erwartet nicht mit Recht das despotische Rußland, das eine halbe Welt in seinen Gränzen umfaßt, von seinem Alexander alles Heil für die Zukunft, alle Macht und Glückseligkeit, wozu es von der Natur berufen zu seyn scheint.

Aber jede Regierungsverfassung, welche die Kunst der Staatsverwaltung nicht inne hat, muß über lang oder kurz unter ihren eignen Ruinen begraben werden und sowie innere Empörungen ein Reich in kurzer Zeit in eine

Wüste umschaffen können, so folgt dem Despotismus ohne Grundsätze der Staatsverwaltung, zwar in längern Perioden aber doch gewiß, völlige Auflösung und Zerstörung auf dem Fuße nach. Keine despotische Regierung aber widerstrebt allen Grundsätzen der Staatsökonomie sosehr als die osmanische und keine erwartet darum auch ihren jähen Sturz so gewiß als diese.

Der Muhamedanismus an und für sich ist schon ein Zerstörer aller Gesellschaft und wenn nun noch Unkultur und Barbarei hinzukommen, wenn ein wilder Despotismus seine Schrecken verbreitet, wie unglücklich muß da nicht ein Land, ein Volk werden? Welches wehmüthige, beklagenswürdige Schauspiel liefert nicht die ganze lange Küste der Barbarei, ist nicht das große Persien bis auf den heutigen Tag das Theater von beständigen Empörungen, ist es nicht gleich einem Lande, das voller Schutt und Trümmern liegt, mußte nicht das reichste Kaiserthum der Erde, jenes ungeheure Konvolut von Staaten, das das Reich des großen Moguls κατ᾽ ἐξοχὴν

genannt wurde, selbst zusammenstürzen, und endlich welchen traurigen Anblick gewähren nicht jene unter der Despotie der Osmanen seufzende Länder unter dem Himmel Ioniens's, Kappadozien's, Bythynien's, Griechenland's, Syrien's, Mesopotamien's? — Was war nicht Konstantinopel, als es zur Hauptstadt der Welt erhoben wurde, und was ist es jetzt?

Zwar hat auch der türkische Despotismus durch die Länge der Zeit manche Abänderungen, manche Einschränkungen erlitten, aber diese, durch Barbaren angeordnet und bisweilen durch Gewalt erworben, haben die Sache mehr verschlechtert als verbessert. Ursprünglich war er nämlich durchaus willkührlich, durch kein Gesetz oder Herkommen beschränkt: der Sultan konnte seinen Pfeifenstopfer zum Vezir-Assem erheben und dem größten seiner Generale und Minister die seidne Schnur zusenden, welche sie noch küssen und mit Freuden ihren Hals zum Stranguliren dahingeben mußten, kurz er konnte über Leben und Seyn, über Vermögen und Eigenthum aller

seinem Szepter Unterworfenen schalten und walten, wie es ihm beliebte und immer der strengsten Ausführung seiner Befehle gewiß seyn. Aber wie sehr haben sich die Dinge geändert, ob man gleich in der Konstitution selbst keine Abänderung getroffen hat: der Großherr regiert jetzt mehr der Form als der That nach und die Paschen lassen sich schon längst nicht mehr die Köpfe abschlagen, wann es dem Kaiser gefällt, wie ehemals. Alle, welche stark genug sind, ihre Rechte mit dem Säbel in der Faust zu vertheidigen, streben mehr oder weniger nach gänzlicher Unabhängigkeit vom Throne und das Reich hat statt Einen jetzt einen ganzen Haufen von Despoten erhalten.

Welche Folge von unsäglichen Bedrückungen, von namenlosen Eingriffen in die ursprüngliche Konstitution dieser einzige Umstand schon mit sich führe, läßt sich leicht begreifen und was Wunder also, daß das, was Taleyrand von den Nordamerikanern sagt: c'est un peuple de voyageurs, noch weit mehr in Ansehung der Türkei statt finden muß.

Der Einwohner verläßt hier aus Fürsorge für seine Familie, aus Noth, aus Furcht vor den unerschwinglichen Abgaben, aus Unwillen über den harten Druck den Heerd, den er von seinen Vätern erbte, um sich an einem andern Orte ein Eigenthum zu gründen, das seinen Wünschen mehr entspricht als das bisherige. Bald aber wird sein Aufenthalt ausgekundschaftet, auch nun wird er bedrückt, in kurzem wird er auch diese neue Wohnung überdrüßig und zieht mit Weib und Kindern noch weiter und siedelt sich wieder wo anders an. Viele Jahre verstreichen, ehe er endlich eine Scholle findet, auf welcher er sich festsetzt. In dieser Lage weiß und kennt er nichts als sich, er hat kein Vaterland, das sich seiner Liebe bemächtigte, er irrt fremd herum auf dem Boden, auf dem er erzeugt ward.

Keine Stadt der Levante aber ist dem beständigen Zufluß von solchen Emigranten mehr ausgesetzt als Konstantinopel: die Regierung sieht sich sogar bisweilen genöthigt, ordentliche Transportationen zu verordnen, damit die Übervölkerung der Hauptstadt nicht

gar zu sehr überhand nehme. Dies trift besonders die vielen Tausende von Lastträgern und Galiondschis. Das Gewerbe dieser Leute ist so einträglich, daß sich ganze Haufen von Menschen dazu drängen, aber nur ein Theil derselben erhält die Erlaubniß dazu. Das Patent, das sie bekommen, ist auf eine gewiße Zeit beschränkt, sobald diese verflossen ist, müßen sie ihr Geschäft aufgeben, um andern Platz zu machen, und diejenigen, bei denen keine besondern Ursachen vorhanden sind, warum sie bleiben müßen, werden genöthigt die Stadt wieder zu verlassen, in der des Pöbels schon zu viel ist. Gegen diese in der That hier nur zu nöthige Einrichtung muß indessen oft gefehlt werden, das liegt in der Natur der Sache und werden meine Leser von selbst einsehen.

Daß durch diese immerwährende Emigrationen von dem platten Lande in die Städte jenes aber von Tag zu Tag mehr entvölkert werden müße, ist an und für sich klar: denn selten oder nie kehrt ein Individuum, das sich einmal in einer Stadt und besonders in der

Hauptstadt angesiedelt hat, in die Dörfer zurück. Von Jahr zu Jahr gehen mehr Menschen aus der produzirenden Klasse in die nur verzehrende über und, wenn dies so fortgeht, dürfte leicht eine Zeit kommen, wo die schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde nichts als den Anblick öder Plätze darbieten würden. Die Regierung thut keinen einzigen Schritt, diesem Unheil zu steuern und erscheint so blind, daß sie nicht einmal den Abgrund bemerkt, in den sie zuletzt selbst stürzen muß und der zu ihren Füßen immer größer und tiefer wird.

Überhaupt müßen die Türken jedem unbefangenen Beobachter als eine Nation vorkommen, die in Absicht auf mögliche Bildung sich noch völlig und durchaus in ihrer Kindheit befindet, und von einer solchen hat der kultivirte Mensch längst die Bemerkung gemacht, daß sie nur zerstören, nicht hervorbringen kann. Ach! es ist schmerzlich, die kostbaren Denkmähler der Kunst in Griechenland und Rom, die Bibliothek in Alexandrien, die sieben Wunderwerke der alten Welt durch

den Vandalismus und die Barbarei der Vorzeit verloren zu sehen; aber noch schmerzlicher vielleicht für den Kosmopoliten, Nationen, die sosehr von der Natur zur Kultur bestimmt zu seyn scheinen, so roh und unwissend zu finden. Sowie das Kind seine bunte nürnberger Puppe zerbricht, so blickt der rauhe Muselmann stolz auf die Unglaubigen, wenn er zwischen Ruinen wandeln kann; doch dieser Versuch wird nur ephemer seyn, die gütige Hand des Schicksals und der Natur wird ihn ersezzen. Und dann wird auch die Reihe an dich kommen, majestätischer Bosporus! prächtiges Konstantinopel! wieder zu glänzen unter den Städten, wie Zythere unter den Sternen am Himmelsgewölbe und dein Hafen wird einem Mittelpunkte gleichen, in welchem sich die Schiffe des Orients und Okzidents vereinigen, um brüderlich mit einander die Produkte ihres Fleißes und ihrer Industrie und die Erzeugnisse ihrer Länder zu vertauschen. —

Vier und funfzigstes Kapitel.

Besuch des großen Pferdemarkts zu Skutari. — Die morgenländischen Pferde. — Ihre Eigenschaften und Zurichtung. — Behandlung und Futter. — Theure Preiße und starke Konkurrenz. — Noch etwas über die Gegend zunächst um die asiatische Vorstadt. — Einige merkwürdige Menschengruppen. — Eine Naturseltenheit. — Weinberge und Todesäcker nebst Betrachtungen über beide. — Wohnhäuser für die Arbeiter der Gräber. — Die Störche in der Levante. —

Voll von den trüben Gedanken, was Konstantinopel ist, und was es seyn könnte, legte ich mich nieder, Traumgebilde seltsamer Art neckten die unruhige Phantasie und der frühe Morgen fand mich nachdenkend auf einer Terrasse liegend, die mir die Aussicht bis zu

den schönen Gebürgen bot, welche den Horizont gegen Osten umfassen und die bereits der erste Schimmer des allmälig hinter ihnen heraufsteigenden Tages mit Rosen kränzte. Tief und rein war das Blau des Himmels; die Brust schwellten aromatische Düfte, frisch und erquickend schwamm die Luft um mich her und ich fühlte mich einer bessern Welt nahe.

Meine Seele verliert sich in düstern Betrachtungen über das Universum, das vor mir ausgebreitet liegt und ruft auf einmal alle glänzende und schreckliche Epochen ins Gedächtniß zurück, die der Bosporus erlebte. Ich bedarf der Zerstreuung, um meine Ideen wieder aufzuhellen und beschließe die Stadt ein wenig zu durchstreifen. Noch einmal blicke ich zum Kanal hin, schärfer werden schon die blauen Umriße der entferntesten Hügel, die ersten Strahlen der majestätischen Urquelle alles Lichts scheinen das Himmelsgewölbe zu entflammen und spiegeln sich bereits in dem Krystall des von einem sanften Lüftchen zart gekräuselten Meeres, das mit der

ganzen es umgebenden Natur wie vom Schlummer zu erwachen scheint.

In rosigen Morgenduft gehüllt verlasse ich das abgelegene Häuschen des Freundes, bei dem ich die Nacht diesmal zugebracht hatte, und nicht hundert Schritte von dem Orte, dessen friedliche Ruhe selten durch eine menschliche Stimme unterbrochen wird — und volles rauschendes Leben umströmt mich. Ich sehe mich in Staubwolken gehüllt und ein brausendes Meer von Menschen flutet mir von allen Seiten entgegen.

Ich trete bei einem Armenier ein, um ein paar Gläschen süßen Rosolio zum Frühstück zu nehmen und lege mich ins Fenster, von dem ich einen großen Theil der Hauptstraße von Pera zu übersehen vermag. Ergötzend ist der Anblick für den Fremden auf dem langen Thalwege und bei den bunten Häusern hin. Bald wird man hier nach den englischen, bald nach den holländischen, französischen, italiänischen Küsten, bald in die Gefilde Hesperien's und Griechenland's, bald in die rauhen Gegenden Rußland's und Polen's

und des gemäßigtern Deutschland's versetzt, je nachdem das Auge auf diese oder jene Menschengruppen trifft, und sie bis in ihre Schenken, Wohnungen und Keller verfolgt. Welch ein sonderbares, bunt durch einander greifendes Gemisch von Eigenheiten, neueuropäischen und morgenländischen Sitten, Physiognomieen, Sprachen, Kleidungen, Schiffskostümen! Welch eine Mannigfaltigkeit von Szenen für den kalten Zuschauer!

Indem ich so da sitze in Betrachtungen verloren, eilen einige meiner Bekannten vorüber und laden mich ein, mit ihnen zum Pferdemarkt nach Skutari zu fahren. Die Neugierde trieb mich: ich hatte noch nie einem morgenländischen öffentlichen Roßverkauf beigewohnt und meine Freunde beredeten mich leicht, ihnen zu folgen.

Wir wollten den Menschentumult an der Rheede von Topana, dem gewöhnlichen Einschiffungsorte der Peraer, vermeiden und nahmen einen Umweg zum Hafen hin. Thaufunkelnd lag vom Gebirg sich in leicht wogende Hügel absenkend das muntere Thal. Die

zartgrünen, hin und wieder nur noch von der gestrigen Sonnenhitze versengten Wiesenplätze strahlten gleich einem Haufen zahlloser Diamanten, doch schon schienen die Wassertropfen in entzückende Wohlgerüche um uns zu verduften; ein junges, erneuertes Leben zeigte sich überall in der ganzen Pflanzenwelt, indem kleine verlorne Fußsteige uns allmälig bergab leiteten und die herrlichen Zypressen, bald nachläßig verstreuet, bald zu den schönsten Gruppen vereinigt, uns mit leichtem Schatten umgoßen.

Uns zur Linken tauchte sich dann die Sonne in ein purpurrothes Wolkenmeer, das eben dem Meere entstiegen zu seyn schien und warf ihre Strahlen mitten durch die von den Morgenwinden in mancherlei Gestalten am östlichen Horizont hin und her getriebenen Wolken in den prächtigsten Farbenmischungen über uns hin, währenddem andere entferntere Gegenden des Himmels in glänzendem Saffranäther gebadet erschienen.

Voll von Gefühl für die schöne Natur erreichten wir das Gestade und kaum hatten

wir eine Gondel bestiegen, als sie mit einer solchen Schnelligkeit fortgerudert wurde, daß sie kaum die Wellen zu berühren schien. Meinen Lesern ist die Pracht des Hafens und seiner unvergleichlichen Umgebungen bereits bekannt, warum soll ich sie noch einmal zu schildern wagen? Vor mir spiegelte der auf der Morgenseite leicht bewölkte Himmel sich in den beweglichen Fluten und bewirkte den anmuthigsten Farbenwechsel auf den klaren, durchsichtigen Wogen. Rechts in weiter Ferne schienen einige hochliegende Gegenden der dort das Hafenthal schmückenden Inselgruppen aus dem Meeresschaum emporzusteigen. Zackigte Felsenketten strahlten sich von den Gewäßern zurück, die stürmisch, von den Frühlüften emporgehoben, gegen sie anschlugen und schäumend wieder zurückstürzten. Das Getöß auf den namenlosen theils still liegenden theils sich bewegenden Schiffen umsaußte von allen Seiten das Ohr und vermischte sich mit dem wilden Lärm auf den gegenüberliegenden Ufern.

Wir hatten nun bald das vom Serail ge-

bildete Kap vor Augen und drehten uns mehr link's, um dem Sitze des Kaisers und seiner reizenden Schönen nicht zu nahe zu kommen: denn diese Regel müßen alle den Hafen und den Kanal befahrende Schiffchen befolgen. Nicht lange, so hatten wir die große asiatische Vorstadt erreicht, ich sage Vorstadt nach dem gemeinen Sprachgebrauch: denn wie kann man eigentlich einen Ort so nennen, der, durch das Meer von der Hauptstadt getrennt, alles besitzt, was zu einer besondern großen Stadt in der Türkei gehört: Dschamien, Bäder, Grabmähler, Hans, lange bevölkerte Straßen, eine Menge großer Gebäude? Doch ähnlicher sogenannter Vorstädte sind eine Menge um Konstantinopel, wenn sie auch insgesammt an Größe und Umfang von Skutari übertroffen werden, worin man alles findet, was von einer Stadt verlangt wird.

Einer meiner Begleiter wußte gut Bescheid in den Gassenlabyrinthen und wir kamen eher an dem Ort unserer Bestimmung an, als ich erwarten konnte. Nur eine Bemerkung

darf ich meinen Lesern nicht vorenthalten. Sowie man in Skutari eintritt, findet man Alles schon weit orientalischer als auf der europäischen Seite des Bosporus und in der Hauptstadt selbst. Jeder Schritt beinahe erinnert, daß man hier sich unter dem brennenden Himmel Asien's befindet. Die vielen engen, sich durchkreuzenden, zum Theil bedeckten Gassen, die platten Dächer, die kleinen sparsamen, mit Gittern statt der Glasplatten versehenen, Fenster, die schattigen und duftenden Orangen- Zitronen- Pomeranzen- Zedratbäume, die über die Mauern der Steinmassen herabhängenden Hecken von Lorbeer, Myrthen, Lauro-Zerasus, Jasmin, die vielen Rosmarinbüsche zwischen den Zypressen und Zedern .... alles giebt dem Ganzen einen gewißen morgenländischen Charakter, der dem aufmerksamen Beobachter sehr auffallend seyn muß.

Aber nicht nur dieses, sondern auch die Menschen hier mit ihrer bräunlichern und schwärzern Gesichtsfarbe, mit den dunkeln, feurigen, durchdringenden Augen, mit ihren

noch längern Zügen und sprechendern, lebendigern Physiognomieen, mit der größern Lebhaftigkeit in der Sprache, mit dem orientalischen Feuer in ihrer ganzen Figur werden immer mehr morgenländische Menschen und der Unterschied ist wirklich sehr in die Augen fallend, wenn man durch eine schnelle Gondel in kurzer Zeit von Konstantinopel nach Skutari sich versetzt sieht. Diese Verschiedenheit zwischen den Einwohnern beider Städte ist so merklich, daß man sogleich die einen für Europäer, die andern für Asiaten erkennt. Und auch in der Tracht gehen die Bewohner Skutari's von den Konstantinopolitanern ab: sie ist hier schon völlig asiatisch und weit mehr einem wärmern Himmelsstrich angemessen, unerachtet der Ort so nahe bei unserm Welttheil liegt.

Den Basar fanden wir bereits mit Käufern und Verkäufern angefüllt. Pferde von allen Gegenden des Orients waren hier zu erblicken, eins übertraf das andere noch an Schönheit und edlem Bau und nirgends konnte fast die Wahl schwerer seyn als hier. Aber der rei-

chen Liebhaber waren auch so viele versammelt, daß einer den andern mit Hunderten von Zechinen abbot.

Die morgenländischen Pferde haben von den europäischen viel verschiedenartiges, sowohl in Ansehung ihrer Natur und Konstitution, als der Behandlung. Sie sind sehr feurig und muthig und doch gehorsam und gelehrig. Man lehrt sie nur Schritt und Galopp, aber sie stehen auf einen Wink, auf den leisesten Druck der Hand selbst mitten im Laufe, können sich auf die gewandteste Weise umschwenken, über Graben und Hecken setzen und oft auch mit den Reitern Flüße durchschwimmen. Vom Trab wissen sie nichts, aber einen desto schönern, stolzern Schritt gehen sie auch, und wenn sie galoppiren sollen, halten sie meistens den langen Schweif hoch in die Luft über den Rücken empor, wie unsere Engländer mit ihren Stutzschwänzen, und wedeln damit gleich den Hunden.

An Schnelligkeit und Gelenksamkeit übertreffen sie bei weitem die europäischen, selbst die englischen und als mittelmäßige natürliche

Wettrenner könnten alle ohne Unterschied dienen. Aber ganz vorzüglich sind sie zu lange anhaltenden Strapazen und Märschen gemacht: dauerhaftere und unermüdlichere Pferde habe ich nie gesehen.

In der ganzen Levante werden sie mit etwas Gerste und geschnittenem Stroh gefüttert, das ihnen jedesmal Morgens und Abends gereicht wird. Aber sie fressen auch häufig alles, was man dem Rindvieh zu geben pflegt: Türkisches Korn, Salat, allerhand Gemüßekräuter, Melonen, gelbe Rüben, Zichorien, Quecken rc. Und dabei befinden sie sich immer so frisch, munter und wohl, daß man von vielen Krankheiten im Orient gar nichts weiß, denen diese Thiere bei uns unterworfen sind.

Die Hufeisen der türkischen Roße sind von den unsrigen sehr verschieden. Es sind runde, breite, eiserne Reifen, ohne eine Lücke darin. Die Türken sowohl als die Griechen behaupten, daß diese Art des Beschlags weit vortheilhafter als die europäische sey. Das morgenländische Gezäume ist nicht viel von dem abendländischen verschieden, die Sättel,

worauf die Reiter wie auf Stühlen sitzen, sind den alten deutschen sehr ähnlich, die Steigbügel so breit, daß man mit dem ganzen Fuß darin steht und die Schaberacken weit auf die Erde herunterhängend.

Übrigens übertreffen die orientalischen Pferde die unsrigen noch weit an Treue und Anhänglichkeit an ihre Herren; man erzählt davon Beispiele, die an's Romanhafte zu gränzen scheinen, wenn man diese Thiere nicht genauer kennt. Dies hat gewiß seinen Grund in der Erziehung und milden Behandlung. Schrecklich ist es bisweilen anzusehen, wie unbarmherzig und grausam die niedern Stände unter den Europäern mit diesen Thieren umgehen; in der Levante ist so etwas fast unerhört und die Milde, womit man hier das edle Roß behandelt, die Sorgfalt, womit man es pflegt und wartet, wird auch reichlich von ihm belohnt.

Es fanden sich auf dem Basar Pferde aus Anatolien, Arabien, Ägypten, Armenien, Persien und der Tatarei in Menge und Käufer und Verkäufer waren sowohl im Kostüme

als im Dialekt sehr verschieden. Die Mäkler befanden sich in der größten Thätigkeit und der Handelsgeist, mit Gewinnsucht gepaart, schien auf allen Gesichtern gemalt. Die Pferde waren zwar sehr verschieden, sowohl im Kolorit als im Bau; aber die meisten hatten doch eine schwarze oder braune Farbe und im Ganzen schienen sie mir einen vortreflichen Schenkelwuchs und fast keins ein so starkes Kreuz und einen so langen Hals zu haben, als ich bei den europäischen Pferden bemerkt zu haben mich erinnern konnte.

Man weiß, daß nirgends kaum so viel Betrug begangen wird als auf einem europäischen Roßmarkt, wie da die lahmen Pferde laufen können, die trägen muthig und gelenksam, die blinden sehend und die kollerigen geduldig sind. In der Levante fällt dies größtentheils weg, weil fast alle Orientaler Pferdekenner sind und die kleinste Hinterlist von ihrem aufmerksamen Auge wahrgenommen werden würde. Und dann wird auch gewöhnlich jedes Pferd vorher auf einige Zeit dem Käufer zur Probe überlassen und der

Verkäufer erhält nicht eher sein Geld, bis alle die guten Eigenschaften bewährt gefunden worden sind, die er angepriesen hat.

Die meisten der anwesenden Roße waren Hengste, wenige nur Stuten; von Wallachen weiß man im Orient nichts und ein Türk würde es auch beinahe für eine Schande halten, auf einem verschnittenen Pferde zu reiten. Er findet es seinem Stolze angemessen, immer einen Hengst unter sich zu haben: die Stuten werden nur zum Lasttragen und zu Reisen mit Karavanen gebraucht. Die nomadischen Araber lieben hingegen besonders bei ihren weiten Exkursionen und Zügen die weibliche Hälfte des Pferdegeschlechts: weil sie gelehriger, duldsamer und dauerhafter als die männliche von ihnen gehalten wird, und verkaufen ihre jungen Hengste an die Türken, bei denen sie immer eine Menge Abnehmer finden.

Ich erstaunte über die hohen Preiße, wofür manche der Pferde verkauft wurden, man kann daraus zum Theil auf den Reichthum von Konstantinopel schließen. Die arabischen

Hengste wurden jedoch am theuersten von allen bezahlt, nicht selten wurden 1000 Zechinen für ein einziges gegeben. Man sollte denken, in einem Lande, wo die Natur so reich ist und das Futter beinahe umsonst zu haben ist, müßten auch die Pferde wohlfeil seyn; aber die starke Konkurrenz thut hier alles und die Liebhaberei der Türken für Pferde ist so groß, daß bald alle verkauft sind.

Wir rißen uns auf eine Zeit aus dem Gewühl und gingen in eine Art von Kaffeepavillon, das längs dem Basar aufgebaut war. Unser unglücklicher Genius führte uns aber mitten unter den dicksten Haufen der israelitischen Welt. Es waren größtentheils Mäkler, die eifrig mit den Kauflustigen beschäftigt schienen und ihnen allerhand glänzende Vorspiegelungen zu machen suchten. In einer Ecke saß ein großer Sänger — vielleicht ein Vorsänger einer benachbarten Synagoge, welcher seine Kadenzen im hebräischen kauderwelschen Dialekt bisweilen zum Besten gab und ein poßirliches Zwischenspiel auf die Bahn brachte.

Nachdem wir schleunig eine Tasse Kaffee hinuntergeschlürft hatten, sputeten wir uns, daß wir davon kamen und bald zog etwas ganz Anderes unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir stießen nämlich auf eine Naturseltenheit, deren ich nicht umhin kann zu erwähnen. Es war ein Mann aus Angora gebürtig, türkischer Abkunft, nach dem Zeugniß mehrerer Anwesenden von 129 Jahren. Er hatte 66 männliche Kinder erzeugt, die weiblichen konnten wir nicht erfahren. Enkel und Urenkel hatte er in ganz Vorderasien zerstreuet. Sein Körper war noch stark, seine Sinne verrichteten noch alle ihre gewöhnlichen Funktionen und seine Hände schienen eine Fülle von Muskelkraft zu haben. Alte Männer werden in Europa oft weibisch, der gegenwärtige Greis war noch ganz Mann und seine Miene hatte einen Ausdruck von Heroismus, der bezauberte.

Neben ihm saß auf einem Polster ein anderer alter Türk in trauter Freundschaft und beide sprachen eben von den Kriegen, die sie einst mitmachten und den Thaten ihrer Na-

tion, als wir hinzutraten und der seltene Greis einen aus unserer Gesellschaft, der ihn genauer kannte, anständig grüßte. Wie der Vorhang eines Schauspiels auffliegt und die strömende Helle jetzt den Sinn und das Gefühl des Zuschauers erweitert, so entfalteten sich auch vor den greisen Muselmännern ihre frohen Jugendjahre, wo sie noch auf dem Atmeidan ihre Schwerder schwenkten und auf den Plätzen den Jirid warfen. Eine Anzahl junger Türken hatte sich in einem Halbzirkel um die beiden Alten gelagert und hörte ehrfurchtsvoll zu, was sie sprachen.

Wir traten nun ins Freie. Die Gegend um Skutari ist, wie schon mehrmals gesagt, eine der reizendsten, die man sich denken kann und auf der andern Seite stellte die See, auf der ein langer Streif von Glanz zitterte und die in der hellen Ferne die Segel von einer Menge Schiffchen sehen ließ, die sich nach allen Richtungen längs der Oberfläche hinschlichen, eine Ansicht dar, die eben so groß als die des festen Landes schön war. Man erblickt die lebendige Stadt, das unermeßliche

Konstantinopel gegenüber, die blühende Landschaft und die hohen grünen Gebürge in der Ferne von den blauen Meereswogen bespült. Man sieht überall Gärten und Wäldchen, und Wiesen und Hügel voll von Erzeugnissen, die nur ein solcher Himmel in solchem Überfluße darreichen kann. Man hat die Aussicht bald durch die anmuthigsten Landschaftsgruppen begränzt, bald ins Unendliche erweitert. Wo ist der Claude Lorrain, der uns einmal das entzückende Schauspiel geben wird, das die Natur hier aufstellt?

Sowie aber oft in der Welt die fremdartigsten Dinge neben einander liegen, so auch hier. Mitten zwischen den weitläuftigen, mit schattigen Zypressenbäumen bepflanzten, muselmännischen Gottesäckern, welche sich hinter und neben Skutari hinziehen, erblickt das Auge mit Weinstöcken gezierte Plätze und Hügel, welche den durch Gedanken des Todes geschreckten Wanderer zur Freude und zum Lebensgenuß einladen und ihn auf manche

Augenblicke die Grabstätten vergessen machen kann, über die er hinschreitet.

Doch wenn die Dinge auch fremdartig sind, sind sie darum nicht auch, von einer gewißen Seite betrachtet, einander ähnlich genug? Ist nicht der Todenhof auch ein Weinberg und wie vielseitig ist nicht diese Analogie? — Verlieren nicht die Reben im Herbste Früchte und Blätter; welken sie nicht hin und bedeckt man sie nicht den traurigen Winter hindurch mit Erde? Aber im Frühling beginnt da nicht ihre Auferstehung von neuem und geht da nicht nach langer Ruhe ein geistiges Wesen in ihnen hervor, das unendlich mehr Dauer und Kraft hat, als eine leicht vergängliche Rebe? Welch ein angemessenes Bild, wie ein geistvoller Schriftsteller sagt, unserer Schicksale hienieden und von unserm Schicksale jenseits? Ist es nicht weit passender als das, was man von den Metamorphosen des Schmetterlings abzunehmen gewohnt ist? Ja groß ist der Gedanke und nicht minder wahr: Des Menschen Ichheit verläßt einst die Beschränkung, in die sie hier gebannt ist und

geht ein in jenen schrankenlosen Zustand, wo ihrer Thätigkeit kein Ziel gesetzt ist.

Und diese reizenden Weinberge von Gräbern, deren Umfang unabsehbar ist und welche von fern einer ungeheuren in Ruinen liegenden Stadt gleichen, ersetzen hier an den Gestaden eines immerdar lebendigen Meeres die Palläste und Gärten, die Europäer, wenn sie Eigenthümer des Bosporus wären, dahin zaubern würden. Der ernste und Jahr aus Jahr ein grüne Schatten der majestätischen Zypressen giebt es zu erkennen, daß überall eine religiöse Gewohnheit diese üppigen Örter der Ruhe der Verblichenen bestimmt hat. Diese prächtige und mannigfache Ausstellung von Grabmählern, eines gezierter und reicher als das andere, diese melancholisch zerstreuten Baumgruppen, diese von buntem Blumenflor strahlenden Wiesengründe und Grasplätze vom anmuthigsten, weichsten Grün, diese schattigen Lauben und wohl verzierten Kapellen erheben die Seele des neben den Gräbern der Verstorbenen hinwandelnden Spaziergängers zu einer Inbrunst, die sehr von dem wider-

strebenden Gefühl verschieden ist, das europäische Kirchhöfe dem Gemüthe zu erpressen pflegen.

O! möchten wir Abendländer doch in dieser Gewohnheit den Morgenländern nachahmen: man sollte, wie hier, auch in Europa, die letzten Wohnplätze der Menschen immer in den reizendsten Bezirken, die bei jedem Orte sind, anlegen, um die Bilder und Umgebungen des Todes etwas lieblicher zu machen. Liegt vielleicht nicht darin ein Mitgrund, warum für den Orientaler der Gedanke des Todes das schreckhafte nicht hat, womit er das Innerste des Europäers erfüllt, warum jener sich ihm muthig in die Arme zu werfen weiß, wenn dieser bei größerer Bildung und Philosophie verzagt? Wenn unsere Seelen nach diesem Leben in ein Paradies kommen sollen, warum läßt man unsere Körperhüllen in einem Thale Benhinnon vermodern? warum bemühet man sich nicht, dem Tode durch das Äußere etwas von seinem Schrecken zu benehmen und ihn jener sanften Ruhe ähnlicher zu machen, die im täglichen Nachtschlummer über uns ausgegossen ist?

Froh wandele ich hier Grabhügel und Todenmonumente vorüber und bei jedem Schritt redet eine neue Szene zur Seele und besänftigt und rührt sie; aber der Eindruck, der in dem Gemüthe zurückbleibt, hat nichts schreckhaftes, nichts fürchterliches: er giebt nur ein süßes Gefühl von Theilnahme mit Wehmuth vermischt. Hier knieen Weiber nieder und begießen die Erde, in welche sie Blumen gesäet haben und welche die Leichname theurer Kinder bedeckt; sie sind vielleicht eine halbe Tagereise weit hergekommen, um sich diesem religiösen Geschäft zu weihen und in ihrem Benehmen liegt so etwas Feierliches, das unwiderstehlich hinreißt und Mitgefühl bei den Vorübergehenden erweckt. Dort sind Muselmänner bemühet, mit aberglaubischer Sorgfalt junge Zypressenbäume zu pflanzen und ältere zu warten. Hier hat sich einer auf den Hügel niedergeworfen, der die Gebeine eines Freundes in sich faßt, dort hält ein anderer ein stilles Gebet am Grabe eines Verwandten. Hier blickt ein Türk bewegt zum Himmel und läßt eine Thräne fallen auf den marmornen

Turban, der auf der Todtenstätte des verblichenen Vaters prangt, dort umfaßt ein bekümmerter und gebeugter Vater den Stein, der die Stelle verkündigt, wo sein Sohn, vielleicht sein einziger Sohn! begraben liegt.

Und auf der andern Seite wird das Gemüth durch entgegengesetzte Eindrücke mit fortgerissen: denn siehe rings um mich her prangt der Menschen frohe Zahl, wie zu einem stolzen Fest geschmückt, in schimmernden Gewändern, sie eilt vorüber der Freude entgegen und achtet der Traurenden nicht, die neben ihnen ihre Zeit so frommen Ergießungen des Herzens weihen, und nicht fern von den Örtern des Todes und der Verwesung erhebt sich aus der nahen großen Stadt ein dumpfer Donner von Lärm und Volksgeschrei in jubelvollen Tönen und steigt in wildem Sturm gen Himmel. Und des Gewühls ist kein Ende und der Wirrwarr von Thätigkeit, den das Leben in den mannigfachsten Formen entwickelt, scheint tausendmal die Stimmen der Klagenden zu übertönen, die hier sich ganz der Traurigkeit dahin gegeben haben.

Mitten auf dem unermeßlichen Platze von Grabstätten erblicke ich menschliche Wohnungen von grünen Bäumen beschattet. Es sind die Bildhauer und Vergolder, die Maler und Steinmetze, welche hier ihren Aufenthalt haben und die Gräber mit ihren Arbeiten schmücken. Sie sind unaufhörlich beschäftigt und eine Menge Türken sind anwesend, um Bestellungen zu machen. Ein Haufen Steine und Marmorstücke liegt auf einem Platze aufgehäuft. Hier kann jeder befriedigt werden, von welchem Stande oder Geschlechte er auch sey und jeder sich nach Belieben ein Sommer- oder Winterkleid wählen, wie der französische Lafontaine sagt.

Nicht fern bemerke ich ein besäetes Feld, auf welchem ein Haufe Störche so ruhig und ohne Scheu einherschreiten und Futter suchen, als wären sie die zahmsten Hausthiere. Im Orient sind diese Thiere heilig und es wäre da ein schweres Verbrechen, wenn man eins derselben ums Leben brächte. Die Einwohner lassen sie lieber ihre Erndte verder-

ben, als daß sie es wagen sollten, ihnen etwas zu Leide zu thun.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Blicke auf die Vorzeit Asiens und des Bosporus insonderheit — Europa und das Morgenland. — Kurze Übersicht der Geschichte von Konstantinopel von der Zeit, worin sie Konstantin der große zur Metropolis der Welt erhob, bis zu der emporwachsenden Macht der osmanischen Sultane. — Erste Niederlassung der Türken auf europäischem Grund und Boden. — Eroberung von Gallipoli und Adrianopel durch die Muselmänner. — Abwendung der Gefahr, worin schon damals das griechische Kaiserthum schwebte, durch den Angriff des Weltstürmers Timur auf das osmanische Reich. —

Vor mir Konstantinopel und die ganze unendliche Küste von Europa und neben mir das große prächtige Skutari und die mit Gärtchen, Wäldchen und Städten besäeten weit ausgedehnten Gestade Asien's sitze ich da auf

einem weichen grünen Rasenteppich und in meiner Seele wälzt sich ein Gedanke hinter dem andern her und läßt im Gemüthe Eindrücke zurück, die nicht verschiedener und mannichfacher seyn können.

Wie kann doch ein Meerarm, von nicht viel mehr als einer Stunde in der Breite, die Veränderung hervorbringen, die sich in allen meinen Empfindungen ausstellt! Oder vielmehr wie kann er eine so große Differenz zwischen zwei Welttheilen setzen, die sich so nah sind und sich doch so wenig gleichen. Wie hat doch die Natur so ungleich ihre Wohlthaten austheilen können zwischen zwei einander so nahe liegenden Kindern! Wenn ich Europa betrachte, das ich eben verlassen habe, und Asien, das sich zu meinen Füßen ausbreitet, mit welcher ganz neuen Verwunderung werden Augen und Geist erfüllt: Die Erzeugnisse der Erde sind plötzlich zu einer kolossalischern und energischern Vegetation emporgewachsen: denn hier reift alles an der Sonne, hier ist alles leichter und lieblicher, heller und glänzender als auf den gegenüber-

liegenden Gestaden. Und die Menschen, welcher entzückenden morgenländischen Sorglosigkeit überlassen sie sich hier, wovon man in unsern Nordländern keinen Begriff hat; ist denn die asiatische Erde so verschieden von der europäischen und die asiatische Luft wirkt sie denn so ganz anders auf die Geschöpfe des Erdballs als die europäische?

Ich besteige einen der Hügel, die mit zahllosen höher aufsteigenden Bergen den gemeinschaftlichen Namen Bugurthu-Daghi führen und mein Blick schweift über weit ausgedehnte mit Myrthen-, Lorbeer-, Akazien-, Orangen-, Maulbeerbäumen bedeckte Wiesengründe hin, auf denen das schönste Grün und die buntesten Blumen dem Auge entgegenwallen, und der Kanal mit seinen unnennbaren Schönheiten gleicht mehr einem schönen Fluß, der in einem unermeßlichen Garten dahinströmt, als einem Meere, das zwei andere mit einander verknüpft. Es kommt mir vor, als rufe mir ein unsichtbarer Genius, gleich einem Echo, die ganze Geschichte dieser berühmten Gestade und Asien's ins Gedächtniß

zurück. Die großen Thaten, deren Augenzeuge dieser klassische Welttheil des Alterthums war, stehen in frischem Andenken vor meiner Seele und Gedanken an die graue Vorzeit füllen mein Innerstes an.

Hier war das Vaterland Zoroaster's, Moses, Jesus, Muhamed's: Asien, die Wiege aller Religionen, welche die Menschheit so beglückten und so unaussprechlich unglücklich machten. Hier wütheten und mordeten und kriegten einst Semiramis und Zyrus, Kambyses und Darius, Genzis-Khan und Timur; von hier kamen jene unzählbaren Völkerschwärme herab, die auch Europa's Länder in menschenlose Wüsten und die Städte in Ruinen umwandelten. Was sind die kleinlichen Streitigkeiten, die kleinen Differenzen, die Europa beunruhigten, gegen jene monströse Stürme, welche Asien vom Bosporus bis zum Ganges erschütterten und die Schicksale von ganzen Welttheilen entschieden?

Sechs bis siebenhundert Schritte Meer haben den Faden zerschnitten, den eintausend

Meilen Land nicht zerschneiden konnten, den Faden, der mich an mein Vaterland, an Europa, an mein Zeitalter festknüpfte; ich bin nun der Zeitgenosse verflossener Jahrhunderte und Jahrtausende geworden. Bis hierher ist die Kultur nicht gekommen, die aus Europa's Busen erwachte und den ganzen Welttheil erwärmte; hier hinter mir tausende von Meilen der Unkultur, Kaiserthümer und Königreiche, Völker und Völkerstämme, die meinen Landsleuten kaum den Namen nach bekannt sind; dieser Meeresstrom ist die Scheidewand der Wissenschaften und Künste von der Barbarei und dem Aberglauben.

Aber siehe hier nahe bei mir ist der Ort, wo Xenophon, eben so berühmt als Geschichtschreiber als in den Annalen der Kriegsgeschichte, seinen merkwürdigen Rückzug beendigte, hier erblickten die zehntausend Griechen, die mit ihm das Wagestück vollbrachten, zum erstenmal Europa wieder. Und hier ist der Tempel, den Herostratus verbrannte, den jedermann kennen würde, wenn auch der Name des Erfinders der Boußole unbe-

kannt wäre. Nicht fern von hier strömt der Granikus, an dessen Ufern einst Alexander dem persischen Kaiserreiche den ersten Stoß beibrachte und das Gebürge Taurus, das Kleinasien von Kappadozien, Pontus und Bithynien trennt; ich suche den Schatten des Mithridates und erblicke das Grab Hannibal's, des größten der Helden, den die Welt je sah und der, in weiter Entfernung von den vaterländischen Laren, hier jenseits der Gegend, wo noch Chalzedon in seinen Trümmern liegt, seinen großen Geist den Göttern empfahl.

Und wenn ich nun hinüberblicke zu den jenseitigen Gestaden und die unermeßliche Stadt betrachte, die vor mir da aufgethürmt steht, welche eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die Metropolis Europa's war, und durch ihren Glanz selbst Rom, die alte Hauptstadt der Welt, verdunkelte: dann staune ich unwillkührlich über den sonderbaren Wechsel der Dinge und die Schicksale der Nationen beschäftigen alle meine Gedanken.

Konstantin, der sogenannte Große, der

die Stadt, die noch bis auf den heutigen Tag seinen Namen trägt, im Jahre 331 nach Christi Geburt zu seiner Residenz und zugleich zu der neuen Hauptstadt der römischen Weltherrschaft bestimmte, wandte alles an, sie dieser Ehre würdig zu machen: sie sollte Rom, wo nicht übertreffen, doch wenigstens gleich kommen; und mehrere Städte des römischen Reichs mußten ihre kostbarsten Denkmähler hergeben, um diese glückliche Nebenbuhlerin zu bereichern. Dies war die Periode des höchsten Glanzes, den der Bosporus erlebte; doch nur zu oft kommt in dem Laufe der Dinge das zur Abnahme, was erst kurz vorher zur höchsten Stufe emporgestiegen ist.

Vielleicht ist es den Lesern des gegenwärtigen Gemäldes nicht unangenehm, sich bei dieser Gelegenheit mit mir in die Vorzeiten Konstantinopels zu versetzen und der Geschichte seines Verfalls und seiner Schicksale einige Augenblicke zu weihen. Ein paar Jahrhunderte hatte die unermeßliche Stadt Konstantin's gestanden in aller ihrer Pracht, Feuer und Erdbeben hatten ihr nur wenig nehmen können;

da kamen im 7ten Jahrhunderte die Gewaltthätigkeiten der Bilderstürmer und im 12ten die Verwüstungen der Kreuzfahrer und raubten ihr manche ihrer Kostbarkeiten; dennoch aber blieb sie noch immer die erste Stadt von Europa, bis sie endlich in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, im Jahr 1453, Sultan Muhamed der Zweite mit stürmender Hand eroberte und das Kreuz auf ihren Thürmen mit dem halben Monde verwechselte.

Diese große Begebenheit gehört zu denjenigen, die nicht blos das Schicksal eines einzelnen Reichs bestimmen, sondern vielmehr der ganzen Weltgeschichte, bis auf unsere Zeiten ihre Richtung geben, und erst in unsern Tagen scheint sie allmälig ihren Einfluß zu verlieren, bis eine neue große Begebenheit ihre Stelle einnimmt und für die künftigen Jahrhunderte eine neue Reihe von Aussichten eröffnet. Man ist übrigens seit jeher fast gewohnt gewesen, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken gleich einem halben Wunder zu betrachten; aber überdenkt man etwas genauer die Umstände, welche den

Bosporus in die Hände der Muselmänner brachten; so wird man leicht einsehen, daß die Sache nicht wohl anders kommen konnte.

Durch die Einnahme Konstantinopel's ward nicht allein der letzte Rest des mächtigsten Reichs der Welt, nachdem es volle zweitausend Jahre unter so manchen Abwechselungen geblühet hatte, gänzlich zernichtet, sondern es setzte sich zugleich ein fremdes Volk, durch Abkunft, Sitten, Religion und Sprache völlig von allen übrigen Einwohnern Europa's verschieden, in diesem Welttheile fest, unterwarf sich die glücklichsten Länder desselben und drohte zu wiederholtenmalen auch die übrigen zu verschlingen.

So merkwürdig diese Begebenheit wegen ihrer Folgen ist; so merkwürdig ist sie auch an sich selbst. Szenen des Schreckens und Blutvergießens sind mit allen Eroberungen von Städten verbunden; aber selten geht das Schauspiel so ins Große, als bei diesem Fall der Hauptstadt des Morgenlandes, und von wenig Weltbegebenheiten hat die Geschichte solche Beispiele des Heldenmuthes und

Nationalgeistes aufbewahrt, als wir von diesem großen Tage aufgezeichnet finden. Die Türken kämpften unter ihrem Sultan wie die Römer unter Scipio und die Griechen gaben in ihrer Vertheidigung nichts weder an Muth noch Beharrlichkeit den Karthagern nach.

Man kennt die ungestüme Tapferkeit der von Opium und Fanatismus berauschten Osmanen, man bewundert sie ja noch heut zu Tage, wenn ihre Undisziplin gleich der wohlberechneten Taktik europäischer Bataillons nicht gewachsen ist; man weiß die Verachtung, womit sie dem Tode entgegen gehen, voll von dem Glauben an Prädestination. Nie haben sie größere Proben von allen diesen abgelegt als damals, da eine Kaiserstadt die Belohnung des Sieges, und ein Held wie Sultan Muhamed ihr Anführer war. Und wenn gleich der hartnäckige Muth der Griechen, selbst durch Verzweifelung gestählt, endlich nachgeben mußte, so ist es doch ein großes Schauspiel, den letzten christlichen Kaiser des Morgenlandes, nach einer heldenmüthigen

Gegenwehr, unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben zu sehen. Wir sehen daraus, wie hinfällig und vergänglich jede irdische Größe ist und wie Reiche doch zuletzt zerfallen können, die Anfangs für die Ewigkeit bestimmt zu seyn schienen.

Es waren gerade hundert Jahre vor der Eroberung von Konstantinopel, daß die Türken es zum erstenmal versuchten, in Europa festen Fuß zu fassen. Schon vorher hatten sie die vormaligen Provinzen des morgenländischen Kaiserthums sich unterwürfig gemacht; es gehorchte ihnen Kleinasien ganz und die innerlichen Unruhen in Konstantinopel selbst gaben ihnen nicht allein erwünschte Gelegenheit, ihre Eroberungen in Asien fortzusetzen, sondern verschaften ihnen sogar eine Einladung, von Seiten der einen Parthei nach Europa zu kommen.

Johannes Kantakuzenus, der Freund und Vertraute Kaiser Andronikus des Jüngern, war von ihm zum Vormund seines unmündigen Sohnes bestellt worden; allein kaum hatte Kantakuzenus, nach dem Tode des

Kaisers, im Jahr 1341 dies Geschäft übernommen, als sich gegen ihn in Konstantinopel eine mächtige Parthei bildete, an deren Spitze die verwittwete Kaiserin Anna, der Patriarch der Hauptstadt und der Groß-Admiral standen.

Des Hochverraths angeklagt, und abwesend zum Tode verurtheilt, sah Kantakuzenus weiter keine Wahl vor sich als zwischen dem Schaffot und dem Thron. Aber um den letztern zu besteigen, bedurfte er auswärtiger Hülfe. Diese suchte und erhielt er bei den Türken; durch sie gelangte er zu einer Herrschaft, die er zehn Jahre behauptete, bis es ihm gefiel oder er gezwungen ward, den kaiserlichen Pallast mit einem Kloster zu vertauschen.

Durch diese genaue Verbindung, die durch die Heirath seiner Tochter Theodora mit dem Sohne des türkischen Emirs Orchan noch enger geknüpft ward, hatten die Osmanen Gelegenheit, als Freunde in Europa Eingang zu finden. Eine zahlreiche Kolonie ließ sich an den Ufern des Hellesponts nieder

und der erste Ort, dessen sie sich bemächtigten, war Gallipoli. Die Lage dieser Stadt ist so bequem und einladend für den Eroberer auf den asiatischen Gestaden, daß jeder, der sein Augenmerk auf Thrazien richtete, den Anfang damit machte, sie in seine Gewalt zu bringen.

Da die Mauern der Stadt noch durch die Kriege der griechischen Kaiser mit den Kataloniern, welche sich auf einige Zeit hier festgesetzt hatten, in Trümmern lagen; so war es einem Soliman, Orchan's Sohne leicht, sie im J. 1357 in seine Gewalt zu bekommen und Amurath der Erste konnte schon seine Residenz im J. 1360 zu Adrianopel aufschlagen. Denn nach der Besitznahme des Hafens von Gallipoli war nichts leichter, als von Asien aus immer mehr Truppen nach Europa überzusetzen und nach und nach einen Theil von Thrazien nach dem andern sich zu unterwerfen.

Zwar handelten die Osmanen Anfangs mit vieler Klugheit und Muselmänner und Christen schienen eine Zeitlang sich gut zu ver-

tragen; doch war leicht einzusehen, daß dieses freundschaftliche Vernehmen von nicht gar langer Dauer seyn würde. Denn der Unterschied zwischen beiden Völkern war zu groß, die Eroberungssucht der Türken schien immer weniger in Gränzen gehalten werden zu können und der kleine Theil von Rumeli, den die griechischen Kaiser noch inne hatten, war bereits fast ganz von muselmännischen Besizzungen umgeben.

Bajazeth der Erste, der Sohn und Nachfolger Amurath's, sah die Wichtigkeit von Gallipoli wegen des Übergangs von Brusa nach Adrianopel, den beiden damaligen Hauptstädten des osmanischen Reichs ein, er ließ den Hafen reinigen und erweitern und die Stadt mit Festungswerken umgeben, und eben dadurch befestigte er auch seine Herrschaft in Europa. Nicht lange — es war im Jahr 1396 — so stand er schon vor Konstantinopel und unmöglich hätte diese Hauptstadt über ein halbes Jahrhundert noch den türkischen Waffen widerstehen können, wenn nicht ein neuer unerwarteter Sturm die türkische Herr-

schaft in ihrer Grundfeste erschüttert und Bajazeth selbst von dem Thron in die Sklaverei geworfen hätte.

Timur, häufig von europäischen Geschichtschreibern auch Tamerlan genannt, ein Mongolischer Khan, einer der größten Eroberer, aber auch zugleich einer der größten Menschen, die die Geschichte kennt, erregte denselben. Gebohren bei Samarkand an den Gränzen von Persien, in einem Zeitalter, wo seine Nation durch innere Kriege zerrüttet ward, hatte er von seinen Knabenjahren an sich in Schlachten herumgetummelt. Bis in sein 25tes Jahr focht er für die Rechte seines Stamms und für seine eigene, als er zuletzt, von der Menge seiner Feinde überwältigt, unterzuliegen schien. Seine Truppen wurden geschlagen und der künftige Welteroberer irrte mit seinem Weibe und sieben Begleitern in der Wüste umher. Auch diese wurden ihm entrissen und um sein eigenes Leben zu retten, blieb ihm kein anderes Mittel, als durch einen der reißendsten Ströme,

den Oxus zu schwimmen, über den er vorher mit seinen Truppen gegangen war.

Sein Entschluß war bald gefaßt, er warf sich in die Wellen, und brachte an das jenseitige Ufer nichts, als sich selbst. Aber bald sammelten sich mehrere seiner alten Anhänger um ihn; der Ruhm seiner Thaten vermehrte ihre Zahl und in seinem 34sten Jahre glückte es ihm, durch ihre Unterstützung den Thron von Samarkand zu besteigen. Er ward dadurch Herr eines mächtigen Reichs, allein eine Erhöhung, die jeder andere vielleicht als den Gipfel des Glücks angesehen hätte, betrachtete er nur als die Grundlage desselben.

Von Samarkand aus verbreiteten sich jetzt seine siegreichen Heere, an deren Spitze er selber focht, über ganz Asien; Persien, Indien und die chinesische Tatarei wurden Provinzen seines Reichs und nachdem er so den Osten und Süden besiegt hatte, wandte er sich gegen Westen nach Kleinasien, wo die Eroberungen von Bajazeth und seine eigenen sich berührten. Nach zweijährigen Dro-

hungen und Zurüstungen, welche Bajazeth zwangen, die bereits angefangene Belagerung von Konstantinopel wieder aufzuheben, gingen endlich beide große Herrscher, an der Spitze ihrer unermeßlichen Heere, auf einander los. Das von Timur wird nach der geringsten Angabe auf 800000 Mann und das von Bajazeth halb so stark, wenigstens 400000 Streiter geschätzt und der vierzehnte Julius 1402 war der merkwürdige Tag, an welchem auf der Ebene von Angora in Anatolien das Schicksal beider Heere entschieden wurde.

Es war eine der schrecklichsten und blutigsten Schlachten, die die Erde je gesehen hat, die Armee der Osmanen bestand aus den tapfersten und geübtesten Heerschaaren des Reichs und die Mongolen, Sieger von ganz Asien, trotzten auf ihre überlegene Menge. Lange dauerte der Kampf und des Mordens war kein Ende; doch zuletzt siegte Timur und selbst der türkische Sultan fiel ihm in die Hände.

Hätte der Beherrscher der Mongolen eine

Flotte gehabt; so würde diese Schlacht ohne Zweifel den völligen Untergang der türkischen Herrschaft nach sich gezogen haben und vielleicht auch Konstantinopel selbst ihm gehuldigt haben. Denn wer hätte es ihm wehren wollen oder können, nach Europa überzugehen und den dortigen Überrest der türkischen Macht gänzlich zu unterdrücken? — So aber, da er keine Schiffe hatte, machten die Küsten von Asien zugleich die Gränzen seiner Eroberungen aus und bald nach jener entscheidenden Schlacht wurden der Sieger und der Besiegte durch den Tod sich wieder gleich gemacht. Bajazeth überlebte seine Gefangenschaft nur zwei, Timur nur drei Jahre. Er starb 1405 und sein ungeheures Reich, von dem ein Theil nachher das Reich des sogenannten großen Moguls ausmachte, zerfiel so schnell, als es entstanden war.

Dieser Völkersturm von Asien her, der das türkische Reich bis an den Rand des Verderbens führte, befreiete eben dadurch auch die Christen und besonders Konstantinopel selbst auf eine Zeitlang von den Anfällen der Tür-

ken. Nach der Gefangennehmung Bajazeth's geriethen noch dazu seine Söhne unter einander in bürgerliche Kriege, die bis auf das Jahr 1413 dauerten und deren weitere Erzählung nicht hierher gehört. Aber bei dem allen ließ es sich leicht voraussehen, daß diese Ruhe von keiner langen Dauer seyn würde. Jener Sturm hatte zwar dem Baume seine Zweige geraubt, aber der Stamm war stehen geblieben, und bald sproßten auch die Zweige aufs neue hervor.

Kaum hatte Timur die asiatischen Provinzen der Türken wieder geräumt, so kamen diese auch wieder in den Besitz davon. Muhamed der Erste, der jüngste Sohn des unglücklichen Bajazeth, erhielt um das Jahr 1413 nicht allein das Übergewicht über seine Brüder, sondern vertrieb auch die letzten Überreste der Mongolen aus Kleinasien und sein Sohn Amurath der Erste, der 1421 zur Regierung kam, ging wieder nach Europa über, eroberte Adrianopel von neuem und schlug da wieder den Sitz seiner Regierung auf, wie sein Großvater Bajazeth. Bald vereinigte er nun

auch alle vormaligen Provinzen und stellte auf diese Weise den vorigen Glanz des türkischen Reichs in eben dem Maaße wieder her, als es den Christen jetzt wieder aufs neue furchtbar ward.

Wenn es die Griechen auch hätten vermeiden wollen, an den Streitigkeiten der Söhne Bajazeth's Theil zu nehmen; so hätten sie es dennoch nicht gekonnt, da die eine oder die andere Parthei immer Schutz oder Hülfe bei ihnen suchte. Ihr politisches Interesse hätte es, da die Sachen nun einmal so weit gekommen waren, unstreitig erfordert, immer die Parthei des Schwächern zu nehmen, diesen gegen den Mächtigern zu unterstützen und eben dadurch die Streitigkeiten zu unterhalten, die das einzige Mittel waren, ihren eigenen Untergang, wo nicht gänzlich abzuwenden, doch wenigstens aufzuschieben. Allein Kaiser Manuel war unvorsichtig genug, sich mit dem mächtigen Muhamed, Amurath's Vater zu verbinden, eine Freundschaft, die nicht länger dauern konnte, als es die Konvenienz des Mächtigern erforderte.

Und in der That, kaum sah sich Amurath der Zweite auf dem Throne, so stand er auch schon im Jahr 1422 mit einer mächtigen Armee vor den Thoren von Konstantinopel. Doch die Stunde dieser berühmten Kaiserstadt war noch nicht gekommen; innere Unruhen, die im osmanischen Reiche ausbrachen, zwangen den muselmännischen Herrscher, nach einem Zeitraum von zwei Monaten die Belagerung aufzuheben, und sich mit einem jährlichen Tribut und der Einräumung alles Gebiets, das den Griechen noch außerhalb Konstantinopel und seinen Vorstädten übrig war, zu begnügen.

Dies waren die Begebenheiten, die der muselmännischen Eroberung von Konstantinopel zunächst vorhergingen; aber es bedurfte keines Propheten, um das künftige Schicksal des Bosporus vorher zu verkündigen. Man brauchte auf der einen Seite nur die Schwäche des griechischen Kaiserthums und auf der andern die Stärke der osmanischen Herrschaft zu betrachten, um des völligen Sturzes des erstern schon im Voraus gewiß zu seyn.

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Begebenheiten, welche der muselmännischen Eroberung von Konstantinopel zunächst vorhergingen. — Über die Lage und Politik Europa's im damaligen Zeitalter. — Versuche der Päbste und Kaiser, eine Vereinigung der abend- und morgenländischen Kirche zu Stande zu bringen. — Das Unternehmen Königs Ladislaus, die Muselmänner aus Europa zurückzutreiben. — Blutige aber für die Christen unglückliche Schlacht mit Amurath. — Anlegung von festen Schlössern durch die Türken an den Mündungen des Bosporus. — Immer näher und furchtbarer zieht sich das Gewitter über Konstantinopel zusammen. —

Erwägt man die Lage, worin sich die eine Hälfte des nun ganz christlich gewordenen zersplitterten römischen Kaiserreichs und das

übrige Europa befand; so wird man sich vielleicht darüber wundern, daß die übrigen abendländischen Mächte es nicht ihrem Interesse gemäß fanden, mit vereinigten Kräften eine fremde Nation mit einer Religion, die allen Christen ein Greuel war, aus ihrem Welttheile zu vertreiben und Konstantinopel, diesen für die Ruhe von Europa so wichtigen Ort, von einer Gefahr zu befreien, die jetzt mit jedem Tage größer wurde und der — wie leicht vorauszusehen war — es doch in der Länge der Zeit nicht entgehen konnte. Noch war die Macht der Türken in Europa nicht so fest begründet, daß eine Vereinigung der gesammten Christenheit ihr nicht hätte die Spitze bieten können und wie viel mußten nicht alle abendländische christliche Völker zu befürchten haben, wenn die Muselmänner erst Meister des Bosporus geworden waren.

Aber unglücklicher Weise war das westliche Europa von dem östlichen durch eine Scheidewand getrennt, die die beiden Theile selbst mit vereinigten Kräften, ungeachtet aller gemachten Versuche, nicht niederzureißen

vermochten. Verschiedenheit von Meinungen in einigen Glaubensartikeln war's, die diese Scheidewand bildete, und durch welche die berühmte Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche entstanden war, die bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Zwar hätten diese Streitigkeiten, ihrer Natur nach, auf politische Verbindungen eigentlich keinen Einfluß haben sollen, allein man stand damals in dem Wahn, nicht eher eine politische Freundschaft errichten zu können, ehe man sich nicht über die Religionsstreitigkeiten verglichen hätte. Dieses Schisma der christlichen Religion war das Unglück von Konstantinopel, ohne dasselbe würde das türkische Reich schwerlich jemals die Macht in Europa erlangt haben, die es nachher so fürchterlich machte.

Bei der damaligen Lage der Dinge mußten ohnehin alle politischen Verhandlungen durch die Hände der Päbste gehen, deren eigenes Interesse es erforderte, eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen zu der ersten Grundlage eines Traktats

zu machen. In der That hatte man an dieser Vereinigung auch schon lange gearbeitet. Päbste und Kaiser hatten sich schon zu wiederholtenmalen dazu die Hände geboten, ja sogar mehrere Kaiser selbst, waren deshalb in Person von Konstantinopel nach Italien gegangen; aber eine Menge Ursachen trafen zusammen, warum diese Unterhandlungen nothwendig fruchtlos ablaufen mußten.

Die wiederholten Drohungen und Angriffe der Türken waren gewöhnlich das Signal zu der Erneuerung derselben gewesen, und wenige Jahre vor dem Fall der Kaiserstadt, da ohnehin die wachsende Größe Amurath's immer furchtbarer ward, schien sich die bequemste Gelegenheit zu der Ausführung dieses Plans darzubieten, da schon seit dem Jahre 1417 die Häupter der abendländischen Kirche, auf dem berühmten Konzilium zu Kostnitz und nachmals zu Basel, versammelt waren. Eine Vereinigung beider Kirchen zu Stande zu bringen, mußte eine zu glänzende Aussicht für sie seyn, als daß sie gar nicht hätten ihr Augenmerk darauf richten sollen.

Man fing daher Unterhandlungen mit Johannes Paläologus, dem vorletzten christlichen Kaiser der Morgenländer an; Pabst und Konzilium wetteiferten, ihn für sich zu gewinnen; und als er sich endlich entschloß, selber nach den Abendländern zu kommen, so eilte eine päbstliche Eskadre nach Konstantinopel, um ihn und seine Begleitung abzuhohlen, und im Jahr 1438 landete er schon in Venedig.

Was nur an Gold und Kostbarkeiten in Konstantinopel aufzutreiben gewesen war, das hatte man zu diesem Zuge verwandt, um so viel möglich in einem glänzenden Aufzuge zu erscheinen; aber es war ein Bettelstolz, der um so viel eher in seiner wahren Gestalt sich zeigen mußte, da das stolze und reiche Venedig alle seine Kräfte aufbot, den sogenannten Beherrscher des Morgenlandes auf eine, seiner würdige, Weise zu empfangen.

Zu Ferrara fanden sich Kaiser und Pabst. Der letzte versuchte es hier, ein neues Konzilium zu versammeln, da die zu Basel versammelten Väter keine Lust hatten, über die

Alpen zu kommen, und man schloß, unter gewißen Modifikazionen der streitigen Lehrsätze eine Vereinigung, von der es sich voraus sehen ließ, daß sie so gut wie gar keine war, da sie von Seiten der Abendländer nicht allgemein angenommen ward, und der Kaiser und die morgenländische Geistlichkeit nicht daran gedacht hatten, daß sie mit einem Federzuge nicht den Glauben ihres Volks ändern könnten.

Im Jahr 1440 kam der Kaiser nach einer fast zweijährigen Abwesenheit wieder nach Konstantinopel zurück, und der allgemeine Unwille, mit dem er empfangen ward, zeigte ihm schon hinreichend, wie fruchtlos seine Reise gewesen sey.

Wenn es indessen gleich unmöglich war, eine Glaubensvereinigung durch diese Zusammenkunft zu Stande zu bringen; so lag dem Pabste doch zu viel daran, der Welt wenigstens einige Früchte davon zu zeigen. Sowie einst im eilften Jahrhundert die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zu vereinigen, durfte er freilich

nicht mehr hoffen; aber darum brauchte er es doch nicht ganz aufzugeben, bei einzelnen christlichen Mächten etwas auszurichten, und der damalige politische Zustand von Europa berechtigte ihn noch mehr dazu.

Zwar durfte er von den westlichen Reichen sich keinen Beistand versprechen, denn diese waren entweder mit ihm gespannt, oder hatten genug unter sich zu thun; aber desto eher von den östlichen. Die Kronen von Ungarn und Polen waren damals auf dem Haupte von Ladislaus vereinigt, einem jungen feurigen Könige, dessen eigenes Interesse es erforderte, die türkische Macht zu schwächen, so viel es ihm möglich war. An Johann Hunniades, dem Woiwoden von Siebenbürgen, einem glücklichen Abentheurer hatte er einen tüchtigen General; der griechische Kaiser versprach, aus allen Kräften die Sache der Christenheit zu unterstützen, und der Name eines Religionskriegs war nachdrücklich genug, um die Gemüther der Polen und Ungarn zu entflammen. Auch rechnete man auf die Hülfe von Venedig und Genua.

Was sonst noch für Bedenklichkeiten da seyn mochten, die räumte die Beredsamkeit des päbstlichen Legaten weg; der Krieg ward beschlossen, und Ladislaus ging im Jahr 1443 über die Donau. Das Glück begleitete seinen Zug, und da die türkischen Waffen gerade an einer andern Seite beschäftigt waren, so bot man ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Friede an. Die versprochenen Vortheile bestimmten Ladislaus dieselben anzunehmen, und die Türken schienen mit geringer Aufopferung ein Ungewitter abgewendet zu haben, das ihrer ganzen europäischen Herrschaft den Untergang drohte.

Aber man kann es sich leicht vorstellen, wie groß die Unzufriedenheit des Pabstes und der übrigen Verbündeten seyn mußte. Die ganze Absicht des Kreuzzugs ward dadurch verfehlt; sie alle gingen leer aus, und Ladislaus war der einzige, der die Vortheile zog.

Kaum war daher der Friede geschlossen; so ward auch das Klagen allgemein; jetzt eben, hieß es, sey der günstigste Zeitpunkt da, um den Erbfeind der Christenheit auszurotten; die

Venezianischen und Genuesischen Flotten hätten den Hellespont besetzt, die Griechen selber hätten sich gerüstet und was wichtiger sey als alles dieses, in den türkisch-asiatischen Provinzen sey ein heftiger Aufruhr gegen Amurath ausgebrochen.

Diese letzte Nachricht war es besonders, die auf Ladislaus Eindruck machte; der päbstliche Legat führte ihm zugleich zu Gemüthe, daß er durch den geschlossenen Frieden ein Verräther der Christenheit geworden sey, und daß er so wenig verpflichtet seyn könne, denselben zu halten, daß es vielmehr Pflicht sey, ihn zu brechen. Diese wiederholten Vorstellungen machten endlich Eindruck auf das Gemüth des Königs; er hatte den Winter über Zeit sich zu bedenken, und die Entscheidung fiel zu seinem eignen Unglück endlich nach dem Wunsche des Pabstes aus.

Im Jahr 1444 ging er mit seiner Armee wieder über die Donau, brach den kurz vorher beschwornen Frieden und drang aufs neue in die türkischen Provinzen ein. Seine siegreichen Truppen rückten ohne Widerstand vor,

bis sie endlich zu Warna am schwarzen Meere in Bulgarien Sultan Amurath selbst, an der Spitze eines Heeres von 60000 Mann, gegen sie ankommen sahen.

Amurath hatte nicht lange vor dieser Begebenheit, aus Hang zu einem ruhigen Leben, freiwillig die Regierung niedergelegt, sich nach Asien in die Einsamkeit begeben, und war Willens hier den Rest seiner Tage zuzubringen. Allein der einbrechende Sturm von Ungarn her, riß ihn wieder aus seiner Ruhe; seine Soldaten, die unter ihm gewohnt gewesen waren zu siegen, wollten auch nur unter ihm fechten, und auf die Treulosigkeit der Christen bauete er seine Hoffnung zum Siege.

Von Asien her eilte er zuerst nach Adrianopel; der genuesische Admiral, der mit seiner Flotte den Hellespont besetzt hielt, ward bestochen, ihm den Übergang zu erleichtern; und von Adrianopel aus rückte er nun an der Spitze seiner muthigen Kriegsschaaren den Christen entgegen. Warna war, wie vorher gesagt, der Ort, wo beide Heere sich tra-

sen, und der zehnte November 1444 der Tag, der ihr beiderseitiges Schicksal entschied.

Als der Sultan mit seinem Heere sich zeigte, sank schon den Christen der Muth, da sie ihn stärker und sich schwächer sahen, als sie vorher selbst geglaubt hatten; und sie hätten vielleicht einen Rückzug der Schlacht vorgezogen, wenn es nicht zu diesem zu spät, und Ladislaus weniger entschlossen gewesen wäre, zu siegen oder zu sterben.

Bei dem ersten Angriff, der auf die Flügel der türkischen Armee geschah, wurden diese zum Weichen gebracht, und Amurath selbst soll schon auf der Flucht begriffen gewesen seyn, als ein alter Janitschar seinem Pferde in den Zügel fiel und ihn an seine Pflicht erinnerte.

Schnell raffte er, durch das Zureden des muthigen Kriegers wie von neuem beseelt, seine geschlagenen Haufen wieder zusammen, rief mit aufgehobenen Händen den Gott der Wahrheit und seinen Propheten als Rächer der Treulosigkeit der Christen an, und drang an der Spitze seiner Janitscharen, die noch

frisch waren und am Gefecht keinen Antheil genommen hatten, auf die Christen ein.

Diese hatten beim Vorfolgen ihre Glieder getrennt und sich zu weit vorwärts gewagt, und prallten daher an den geschlossenen Reihen der Janitscharen, wie an einer Mauer, ab. Die Flügel der türkischen Armee gewannen dadurch Zeit, sich wieder zu stellen, und griffen sie auf den Seiten an. Ladislaus selbst verlor sich in dem Getümmel der Schlacht. Amuraths eigene Lanze soll ihn vom Pferde geworfen haben, genug, er fiel und sein abgehauener Kopf war für die Türken das Panier des Siegs, sowie für die Christen das Signal zur Flucht. Zehntausend Polen und Ungarn fielen in der Schlacht und Johannes Hunniades rettete nur mit vieler Mühe die geringen Überbleibsel des geschlagenen Heeres.

So sank also die letzte Stütze des griechischen Kaiserthums und offenbar war durch diese ganze Unternehmung die Lage desselben nicht nur nicht besser, sondern um vieles schlimmer geworden. Der Religionshaß war

dadurch nur mehr noch angefacht, und die Griechen wurden jetzt als erklärte Feinde der Osmanen betrachtet.

Amurath hatte die vorgehabte Vereinigung der Christen schon mit scheelen Augen angesehen und auf alle Weise zu verhindern gesucht. Er hatte jetzt die Folgen davon erfahren; der treulose Friedensbruch mußte ihn natürlich noch mehr erbittern, und ihn hinreichend lehren, daß keine Sicherheit für seine Nation in Europa sey, so lange Konstantinopel ihm nicht die Thore geöffnet habe. Auch konnte dieser Stadt ihr Schicksal nicht mehr zweifelhaft bleiben; allein so sehr auch Kaiser Johannes Paläologus zu fürchten und Amurath zu hoffen Ursache hatte, so war es doch von der Vorsehung beschlossen, daß dieser so wenig den Thron von Konstantinopel besteigen, als jener ihn verlieren sollte. Ein kühner und glücklicher Abentheurer war es, der den Fall der Kaiserstadt noch um einige Jahre aufhielt; aber es war nur, um sie einem desto schrecklichern Schicksal dahinzugeben.

Es war Georg Kastriota oder Skanderberg (Fürst Alexander) wie die Türken ihn nannten, der das Gewitter noch auf einige Zeit vom Bosporus ablenkte, das sich schon so furchtbar an dessen Horizont zusammengezogen hatte. Er ist zu sehr in der Geschichte jener Zeit berühmt und zusehr als mithandelnde Person darin verflochten, als daß wir ihn hier mit Stillschweigen übergehen könnten. Als der vierte Sohn von Johann Kastriota, Fürsten von Albanien, kam er, als dessen Land in eine osmanische Provinz verwandelt ward, schon in früher Jugend an den Hof des Sultans, erhielt eine muselmännische Erziehung und focht nachher in den türkischen Heeren.

Aber, war es Ehrgeiz oder Rachsucht über das ihm geraubte Fürstenthum seines Vaters, er wollte nicht als Unterthan dienen, und fand Mittel, durch einen kühnen Streich sich desselben wieder zu bemächtigen. Als im Jahr 1443, bei dem glücklichen Einfall von Ladislaus, seine Truppen geschlagen waren, so machte er sich die herrschende Verwirrung zu

Nutze, überfiel den Reis-Effendi, setzte ihm den Dolch auf die Brust, und zwang ihn, ihm auf der Stelle im Namen des Sultans das Patent oder den Firman auszufertigen, in dem er zum Gouverneur von Albanien, seinem väterlichen Fürstenthume ernannt wurde.

Zitternd gehorchte der Reis-Effendi auf die Drohungen des Jünglings, und als Skanderberg hatte, was er wollte, stieß er ihm das Messer ins Herz, damit sein Geheimniß nicht verrathen werden könnte. Noch dieselbe Nacht warf er sich auf sein Pferd, und eilte von wenigen seiner Vertrauten begleitet, geradesweges nach Albanien.

Der Firman des Sultans öffnete ihm ohne Mühe die Thore von Kroya, der Hauptfestung des Landes, und kaum sah er sich in dem Besitz derselben, als er die Maske abzog, dem Propheten und dem türkischen Oberherrscher den Gehorsam aufkündigte, und sich als rechtmäßigen Besitzer seines väterlichen Fürstenthums huldigen ließ. Unternehmungen der Art waren in jenem Zeitalter weit eher mög-

lich als jetzt: da eine Menge Abentheurer auf den ersten Ruf als Miethtruppen zusammenflossen, und da der Religionshaß allein im Stande war, die Anhänger der verschiedenen Partheien zu bewaffnen.

Der Ruhm seiner Tapferkeit, und der Eifer für die Religion, deren Sache er verfocht, versammelten bald um ihn ein Heer, mit dem er, unterstützt durch seine eigene Klugheit und Erfahrung, in den gebürgigen Gegenden Albaniens sich in den Stand gesetzt sah, den wiederholten Angriffen der Türken, bis an das Ende seines Lebens, glücklich zu widerstehen. Was allen Manifesten der Päbste, allen Anstrengungen verbündeter Mächte nicht hatte gelingen wollen, das führte ein einziger kühner Jüngling aus: er bändigte die Eroberungssucht der Osmanen, demüthigte ihren Stolz und zeigte dem ganzen christlichen Europa durch sein heldenmüthiges Beispiel, daß auch Muselmänner nicht unbesiegbar seyen.

Von nun an beschäftigten die Unternehmungen gegen diesen albanesischen Rebellen, den man nie ganz zu unterdrücken vermochte,

und einige andere innere Unruhen Amurath — der ohnehin die Ruhe liebte und nur gezwungen zur Ausführung von Thaten schritt — so sehr den Rest seiner Tage, daß der Sitz des griechischen Kaiserthums Ruhe hatte, bis er sowohl als Johannes Paläologus von der Szene abgetreten war. Der letzte starb 1448 und der erste 1451. Der Nachfolger von jenem war, nach einigen Streitigkeiten, sein ältester Bruder, Konstantin Paläologus, der Nachfolger von Amurath aber, sein ungleich größerer Sohn, Muhamed der Zweite.

Die ersten Unternehmungen von beiden Monarchen zeichnen am besten ihren Charakter. Myhamed, dessen erster und einziger Gedanke, Eroberung von Konstantinopel und Vertilgung des morgenländischen christlichen Kaiserthums war, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch schon anfing, den Griechen Trotz zu bieten. Der Kanal nach dem schwarzen Meer ist für die Hauptstadt selbst von der größten Wichtigkeit, da sie einen großen Theil der benöthigten Zufuhr von da-

her erhält. Amurath hatte schon an demselben auf der asiatischen Küste ein festes Schloß angelegt, Muhamed beschloß ein gleiches an der europäischen Küste zu thun, um den Kanal ganz in seiner Gewalt zu haben.

Umsonst machten die Griechen Vorstellungen dagegen, eine trotzige Antwort war alles, was darauf von Seiten des Sultans erfolgte. „Der Grund und Boden ist mein — ließ er erwiedern — und ich will doch sehen, wer es mir wehren will?" Konstantin, der neue griechische Kaiser, sah die Folge ein, die diese Unternehmung haben würde, und — zum Ruhme muß man es ihm nachsagen — er war der einzige, der Muth genug hatte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen; aber seine Vorstellungen waren zu schwach, um Eindruck auf seine Minister zu machen, die einen gewissen, aber spätern Untergang einer möglichen, wenn gleich wenig wahrscheinlichen, Rettung vorzogen.

Muhamed bauete also ungestört fort, und es konnte ihm nicht schwer werden, einen

Vorwand zu Feindseligkeiten zu finden. Die übermüthige Begegnung der Türken erbitterte die Griechen immer mehr und mehr, und wie jene es einst so weit trieben, daß sie ihre Pferde in dem Getraide der letztern weiden ließen, kam es zu einem Gefecht, worin von beiden Seiten mehrere erschlagen wurden.

Dieser Vorfall (im Junius 1452) war das erste Signal zu offenbaren Feindseligkeiten, und verbreitete Schrecken in der Hauptstadt. Die Thore wurden geschlossen, aller Verkehr hörte auf, und Muhamed selbst machte kein Geheimniß mehr daraus, daß die Vollendung seiner Festungswerke, die ihn zum Herrn des Bosporus machten, ihn allein noch abhielten, die Belagerung anzufangen. Er vollendete sie noch im Herbste desselben Jahres und ein Tribut, den er von allen durchfahrenden Schiffen forderte, war die erste Folge davon.

Der Winter ward von beiden Seiten auf eine sehr verschiedene Weise zugebracht. Muhamed rüstete sich zu seinem großen Vorhaben; die Provinzen seines Reichs mußten

ihm Truppen liefern; seine Hauptsorgfalt aber war auf die Verbesserung und Vermehtung seiner Artillerie gerichtet. Da der Gebrauch des groben Geschützes, sowie des Schießpulvers überhaupt, damals noch in seiner Kindheit war, so glaubte man, die Größe der Kanonen sey es, die sie furchtbar machte, und es wurden daher einige von so ungeheurer Größe verfertigt, daß man vermuthete, wenige Schüsse aus denselben würden hinreichend seyn, die Wälle und Mauern von Konstantinopel zu Grunde zu richten.

Ganz anders sah es dagegen in Konstantinopel aus. Daß das Ungewitter, das sich schon zusammengezogen hatte, bald losbrechen würde, sah man voraus; aber wo sollte man Mittel finden, es abzuwenden, oder sich dagegen zu schützen? In dem westlichen Europa war kein Beistand zu hoffen; Frankreich und England waren unter einander im Kriege, und Kaiser Friedrich der Dritte hatte mit seinen eignen Unterthanen und den Ungarn und Böhmen viel zu viel zu schaffen, als daß er hätte an den Türkenkrieg denken

können. Auch war selbst der Religionshaß in diesen unglücklichen Zeiten so groß, daß die griechischen Christen ihre abendländischen Brüder weit mehr als die Muselmänner haßten.

Zwar war Konstantinopel auch damals noch eine sehr volkreiche Stadt, man zählte über 100000 Einwohner, die im Fall der Noth die Waffen tragen konnten; allein nach einer genauern Musterung fand man doch unter diesen nicht mehr als 4000, auf die man sich bei der Vertheidigung des Orts verlassen konnte. Und wie sollten diese eine so weitläuftige Metropolis gegen die Anfälle so zahlreicher Heere beschützen? Die einzige Hoffnung gründete sich auf den Muth und die Thätigkeit des Kaisers selbst, der nichts unterließ, um sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die 4000 Mann wurden tagtäglich in den Waffen geübt; zu ihnen kam noch eine Verstärkung von 2000 Mann tapfrer Miethtruppen, unter der Anführung eines edlen Genuesers, Giustiniani. Die Mauern und Festungswerke wurden ausgebessert

und der Eingang zum Hafen, um den feindlichen Flotten das Einlaufen zu verwehren, mit einer dicken eisernen Kette gesperrt. In diesem Zustande erwartete man, zwischen Furcht und Zagen, Entschlossenheit und Verzweifelung getheilt, den Feind und ach! nur zu bald erschien er, um das Loos der ersten Stadt der Welt so furchtbar und schrecklich zu entscheiden.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Rüstungen Sultan Muhamed's zur Belagerung von Konstantinopel. — Seine Heeresmacht und Vertheidigungsanstalten der Griechen. — Mehrere glücklich abgeschlagene Stürme der Muselmänner. — Sieg einer griechischen Flotille über eine türkische. — Neuer Plan Muhamed's, die Stadt durch ein unerhörtes Manöuvre zur Übergabe zu zwingen. — Angst und Schrecken in der Metropolis. — Großer allgemeiner Sturm der Türken und Einnahme der Stadt mit dem Säbel in der Faust. — Schreckliches Blutbad, furchtbarer Muth der Belagerer und verzweifelte Gegenwehr der Belagerten. — Triumphirender Einzug des Siegers und allgemeine Plünderung. —

Sobald es die Jahrszeit erlaubte, versammelte Muhamed seine Kriegsschaaren. Von allen Seiten strömten Muselmänner herbei, die die Begierde nach Beute anlockte und Krieger aus Asien und Europa folgten dem

Panier des Sultans in solchen Haufen, daß bald eine Armee von mehr als 250000 Mann gegen den Bosporus aufbrach. Die kleinern Städte, die den Griechen noch übrig waren, beugten sich vor dieser gewaltigen Heeresmacht, wie das niedere Gesträuch vor dem kommenden Sturmwind und schon am 6ten April 1453 pflanzte der Oberherrscher der Osmanen seine Fahnen vor den Thoren von Konstantinopel auf.

Von den drei Seiten der großen Stadt konnte nur die Landseite angegriffen werden. Der Hafen war völlig gesperrt und die muselmännische Flotte zu schwach, als daß man von der Meerseite her hätte einen Angriff wagen können. Die Bestimmung der Flotte war daher eigentlich, die Zufuhr abzuschneiden, indem sie die beiden Meerengen besetzt hielt, während daß der Sultan die Stadt von der Landseite bestürmte. Zu diesem Ende bildete seine Armee eine Linie, die sich von der Spitze des Hafens an südlich bis an's Meer oder bis an das Schloß der Siebenthürme erstreckte.

Den Mittelpunkt des türkischen Heeres bildete das Korps der Janitscharen, das aus ungefähr 15000 Mann auserlesenen Truppen bestand und bei dem sich Muhamed in Person befand; die übrigen Truppen waren auf beiden Seiten ausgebreitet, und eine Vertheidigungslinie diente ihnen zur Schutzwehr. Die Vorstadt Galata an der andern Seite des Hafens, war von einem besondern Korps eingeschlossen, nicht um sie zu belagern, sondern nur zu bewachen; denn sie stand damals mit der Hauptstadt selbst in einem besondern Verhältniß. Sie war den, in der Gegend des schwarzen Meeres einst mächtigen Genuesern schon vor 200 Jahren von den Griechen als ein Lehn eingeräumt worden, hatte nachher bei der abnehmenden Macht des griechischen Kaiserthums, theils durch Güte, theils durch Gewalt, sich manche wichtige Vorrechte erworben, und vor dem Anfang der jetzigen Belagerung durch einen Privattraktat, den Muhamed ihr gern bewilligte, weil es in seinem Belieben stand, wie lange er ihn halten wollte, eine Gefahr von sich abzuwenden

gesucht, der sie doch früher oder später unterliegen mußte.

Wenn man auf diese Weise die Macht der Belagerten und des Belagerers gegen einander abwiegt; so scheint die Wagschale freilich so sehr auf die Seite des Letztern zu sinken, daß man glauben sollte, die Erstern würden auch keinen Augenblick das Gleichgewicht haben erhalten können. Aber wenn man bedenkt, daß die Belagerungskunst und der Gebrauch des schweren Geschützes damals noch in ihrer Kindheit waren; daß die Belagerten Zeit gehabt hatten, ihre Festungswerke herzustellen; daß sie einen entschlossenen Anführer an ihrer Spitze hatten; und endlich daß es bei ihnen nur Sieg oder Untergang galt; so sieht man leicht, daß der türkische Eroberer dennoch Schwierigkeiten zu besiegen hatte, die alle seine Thätigkeit und Entschlossenheit erforderten.

Die Art der Befestigung durch eine doppelte Mauer, mit einem tiefen Graben in der Mitte, brachte es mit sich, das der Belagerer seine erste Hoffnung auf sein schweres Ge-

schütz setzen mußte. Er mußte die vordere Mauer niederschießen, und sich einen Weg durch den Graben bahnen, um die hintere bestürmen zu können. Von vierzehn verschiedenen Batterien ward daher die vordere Mauer unablässig beschossen und die Schwere des Geschützes ersetzte den Mangel der Geschwindigkeit, worin man in jenen Zeiten noch nicht den bewunderungswürdigen Grad erreicht hatte, bis zu welchem man in unsern Tagen gekommen ist. Die größte seiner Kanonen, die unter dem Namen der Kanone des Muhamed bekannt ist, schoß eine steinerne Kugel von 600 Pfund. Nur siebenmal des Tages konnte man sie abfeuern; die ungeheure Maschine sprang dennoch zuletzt, und beschädigte eine Menge Menschen, die ihr nahe waren.

Das anhaltende Feuer, dem die Türken, durch die Erfahrung belehrt, nach und nach eine immer bessere Richtung zu geben lernten, blieb nicht ohne Würkung; ein Theil der vordern Mauer stürzte ein, und die Türken machten sogleich einen Versuch, durch die

Öffnung vorzudringen, und den Graben auszufüllen. Ein hölzerner Thurm mit Faschinen ausgefüllt, und auf Räder gestellt, ward gegen die Öffnung gebracht, und diente zugleich zum Magazin für die Ausfüllung des Grabens und zum Rückhalt bei den Angriffen auf die Mauer. Dieser erste Versuch schien in der That einen glücklichern Ausgang zu versprechen, als man erwarten konnte.

Die ungeheure Menge Faschinen, die oft mit den Menschen zugleich in den Graben gestürzt wurden, füllten einen Theil desselben aus, und ein Thurm in der feindlichen Mauer litt so beträchtlich, daß nur die einbrechende Nacht die Muselmänner zwang, einen Angriff zu endigen, den sie den folgenden Tag gewiß zu vollenden hofften. Aber die Thätigkeit des griechischen Kaisers, und der Eifer seiner Soldaten vereitelte alle Erwartung. Der hölzerne Thurm ward in dem Dunkel der Nacht in Flammen gesetzt; der Graben wieder ausgeleert, und der beschädigte Thurm in der Mauer nach Möglichkeit wieder hergestellt.

So ward dieser erste Angriff glücklich zurückgeschlagen, und während Muhamed noch darüber tobte, ging den Christen unvermuthet ein neuer Strahl von Hoffnung auf. Auf des Kaisers Betrieb waren auf den Inseln des Archipelagus einige Schiffe mit Lebensmitteln, Ammunition, und Truppen ausgerüstet, und bald nach jenem Angriff erschienen fünf davon, die gerade nach Konstantinopel steuerten.

Der Anblick derselben belebte auf einmal wieder die niedergeschlagenen Gemüther der Belagerten; aber mit dieser Freude vereinigte sich auch sogleich die ängstliche Besorgniß, daß diese Hülfe vielleicht vergeblich seyn möchte: denn wie sollten die Schiffe den Hafen erreichen? Sie hatten zu lange gezaudert, um ohne Gewalt dahin gelangen zu können; die türkische Flotille hatte bereits bei dem Hellespont Posto gefaßt, und ein Seegefecht mußte erst die Entscheidung geben, ob sie in den Hafen von Konstantinopel einlaufen sollten oder nicht?

Die muselmännische Flotte stellte sich in

Schlachtordnung, und bildete, stolz auf ihre Übermacht, einen halben Mond, dessen Spizzen die beiden Ufer berührten. Die christlichen Schiffe, besser bemannt und regiert, wenn gleich geringer an Zahl, segelten kühn auf sie los und die Küsten des Meers waren mit unzähligen Zuschauern bedeckt, die, indem sie ängstlich auf den Ausgang harreten, jede ihre Parthei durch ihren Zuruf aufzumuntern strebten.

Muhamed warf sich selbst zu Pferd und jagte ans Ufer, sein Anblick und seine Stimme ermunterte seine Soldaten; und ungeduldig, daß er nicht selber am Gefecht Antheil nehmen konnte, spornte er zu wiederholtenmalen sein Pferd in die Wellen des Meeres. Vor seinen Augen ward jezt das Gefecht zum zweitenund selbst zum drittenmal erneuert; aber bei diesem dritten Angriff, heftiger und blutiger als die beiden ersten, mußte die Übermacht der Türken der Geschicklichkeit der Christen weichen; sie brachen glücklich durch die türkische Linie, jagten ihre zerstreuete Flotte mit großem Verlust aus einander, und

segelten in vollem Triumph, und unter lauten Zurufungen des Volks, über die niedergelassene Kette, die den Eingang sperrte, in den Hafen von Konstantinopel.

Dieser Vorfall schlug die Hoffnungen Muhamed's nicht wenig nieder. Sein Plan, die Stadt blos von der Landseite zu bestürmen, war dadurch so gut wie vereitelt, denn wenn ihm dies vorher schon unmöglich gewesen war, wie konnte er hoffen, es jetzt auszuführen, jetzt da seine Macht in eben dem Maaße geschwächt, als die der Feinde gewachsen war? Es blieb ihm also nichts übrig, als die Macht der Feinde dadurch zu schwächen, daß er sie zertheilte, indem er die Stadt von mehrern Seiten zugleich angriff.

Aber auch hier schienen unüberwindliche Schwierigkeiten zu seyn. Die Hafenseite war durch die vorgezogene Kette gesperrt und die Seeseite zu gut befestigt, und seine Macht zu schwach, als daß er hoffen konnte, von dorther einen glücklichen Angriff zu wagen.

Die Kette, die den Hafen verschloß, durch die Gewalt seiner Schiffe zu sprengen, erlaubte ihm der schlechte Zustand und die Schwäche seiner Schiffe nicht. Und überall waren Festungswerke, mit Bewaffneten gefüllt, die jedes Vorhaben vereiteln konnten, noch ehe es ausgeführt war.

Allein eben diese Unvollkommenheit des Seewesens, besonders der Kriegsschiffe, machte ihm die Ausführung eines andern Plans möglich, den man bei unsern Schiffen für unmöglich halten würde, wovon wir aber in der ältern Geschichte, als die Kriegsschiffe noch nicht zu jener kolossalischen Größe empor gewachsen waren, ähnliche Beispiele finden.

Da ihm der gewöhnliche Eingang zum Hafen versperrt war, so beschloß Muhamed sich einen andern zu bahnen, und da er seine Schiffe nicht zu Wasser hereinbringen konnte, es zu Lande zu thun. Um die Vorstadt Galata herum ward ein Weg geebnet und mit Brettern belegt, diese wurden mit Fett bestrichen, damit die darauf gelegten Walzen desto

besser rollten, und so ward der Plan zu einem Unternehmen gemacht, das nicht weniger unglaublich scheint, als das Felsensprengen mit Essig, das Hannibal einst versuchte, wenn es nicht durch die eben angeführten Umstände gemildert, und durch das einstimmige Zeugniß aller Geschichtschreiber bestätigt würde.

Nachdem also jene vorläufigen Anstalten gemacht waren, wurden achtzig leichte Fahrzeuge, von 50 bis 30 Rudern an die Küste des Bosporus gebracht. Man setzte sie auf Rollen, und zog sie durch Winden vorwärts, und so kletterte, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, diese muselmännische Flotte in Einer Nacht das Ufer herauf, steuerte mit aufgespannten Segeln über die Ebene und ward auf der andern Seite in das Wasser des Hafens gelassen; an einer Stelle, die zu seicht war, als daß die ungleich größern Schiffe der Christen sich ihnen hätten widersetzen können.

Diese Unternehmung verbreitete um desto größern Schrecken in der Stadt, je außeror-

dentlicher und wunderbarer sie war. Man hatte mit einem Gegner zu thun, der auch im Stande war, das Äußerste zu wagen, und der um desto furchtbarer ward, je mehr Hindernisse man ihm in den Weg legte.

Auch versäumte Muhamed nicht, diese erste Bestürzung der Christen zu benutzen. Sobald er den obern Theil des Hafens mit seiner Flotte und seinen Truppen eingenommen hatte, baute er daselbst einen Damm oder vielmehr eine schwimmende Batterie, die er mit seiner schwersten Artillerie besetzte und damit unabläßig die Hafenseite beschoß. Zwar versuchten es die Griechen, sie in Brand zu stekken, allein der Versuch kam ihnen theuer zu stehen: sie verloren mehrere ihrer besten Schiffe und einen Theil ihrer bravsten Truppen.

So von beiden Seiten geängstigt, ohne Hoffnung einer Rettung von außen, sah Konstantinopel sein unvermeidliches Schicksal sich nähern. Die unaufhörliche Kanonade von der Landseite her, hatte mehrere Thürme und einen Theil der Mauer eingestürzt; die

geringe Anzahl der Vertheidiger war durch Gefechte und Arbeiten aller Art geschmolzen, und der Geist der Uneinigkeit und des Argwohns verbreitete sich unter den noch übrigen in eben dem Maaße, als die Gefahr zunahm. Gebete, Versprechungen und eigenes Beispiel war Alles, wodurch Konstantin den Muth der Seinigen beleben konnte; zu schwache Waffen gegen einen so mächtigen Feind.

Muhamed auf seiner Seite glaubte, daß jetzt die Stunde gekommen sey, wo ein allgemeiner Sturm seine Unternehmungen mit Sieg krönen würde. Seine Anerbietungen (er forderte Tribut und Übergang zu seiner Religion) waren verworfen worden, und er erklärte daher, daß er entweder den Thron von Konstantinopel besteigen oder sein Grab vor ihren Mauern finden wolle.

Die Veranstaltung zum Sturm wurde gemacht, und der Tag, den er dazu wählte, wurde durch astrologische Deutungen bestimmt. Es war der 29te May des 1453ten Jahres, der 53te Tag nach dem Anfang der Belagerung, und der dritte Pfingsttag für die Chri-

sten. Ruhig floß das Meer, prächtig ging die Sonne auf und die Elemente selbst schienen im voraus den Sultan als Sieger zu begrüßen. Sobald der Tag grauete, war alles schon in Bewegung im muselmännischen Lager und muthig schwangen die Janitscharen ihre Säbel, die sie bald in das Blut der Ungläubigen zu tauchen sich sehnten.

Ein Plan, wie man ihn bei unsern neueuropäischen Heeren zu machen pflegt, war bei einer so wenig disziplinirten Armee, wie die osmanische nicht möglich; Muhamed konnte nur im Allgemeinen die Plätze bezeichnen, wo man angreifen sollte, und den Offizieren seine Befehle ertheilen; das wie mußte er diesen und den Soldaten überlassen. Mehr als alles jedoch würkten seine Drohungen und seine Versprechungen, die stärksten Mittel in der Hand eines Despoten.

Am Tage vor dem Sturm hatte er seine vornehmsten Heerführer versammelt; unvermeidliche Todesstrafe ward jedem Feigherzigen oder Saumseligen gedroht; hingegen das Gouvernement einer Provinz demjenigen ver-

sprochen, der zuerst die feindlichen Mauern ersteigen würde. Eine allgemeine Reinigung nach muselmännischen Sitten sollte den Beistand der Gottheit verschaffen, während daß die Christen und der griechische Kaiser durch ihre Gebete in der Sophienkirche, jetzt zum letztenmal, ebendenselben zu erflehen suchten.

Muhamed wollte, daß der volle Tag Zeuge seines Ruhms seyn sollte; seine Truppen hatten daher die Nacht ruhig im Lager zubringen müßen, wenn gleich ihr Feldgeschrei schon den Belagerten die Schrecken des kommenden Tages verkündigte. „Gott ist Gott und Muhamed sein Prophet!" ertönte es von allen Seiten her, während daß der Schein ihrer Wachtfeuer den Horizont in Flammen zu setzen schien. Kaum aber begann der Tag durchs Himmelsgewölbe zu blicken; so änderte sich das Schauspiel. Muhamed bestieg das Roß, das ihn so oft zum Siege getragen hatte, das allgemeine Signal zum Sturm und zur Schlacht ward gegeben und die eben aufgegangene Sonne blitzte in hunderttausen-

den von Schwerdern, gezogen zum Mord der Brüder.

Ein fürchterliches Feuer von allen Batterieen eröffnete die Szene und in den Dampf gehüllt, naheten sich die Schiffe und die Kriegsschaaren den Mauern. Die leichten Schiffe des Sultans kamen in den obern Theil des Hafens bis unmittelbar an die Stadt. Sie waren mit Sturmleitern und allen nöthigen Geräthschaften versehen, und der Angriff war hier vornemlich gegen die westliche Spitze der Stadt gerichtet, wo sie von den Landtruppen am ersten konnten unterstützt werden.

An der Landseite war die vordere Mauer durch das anhaltende Kanonenfeuer schon größtentheils niedergeschossen, und hatte durch ihre Trümmer zugleich manche Theile des Grabens ausgefüllt. Die erste Arbeit des Belagerers war daher, dies Werk zu vollenden. Der Troß seiner Armee mußte voran, um dem Kern der Truppen, der nachfolgen sollte, mit ihren Faschinen und Körpern den Weg zu bahnen. Die Christen hielten diesen ersten Angriff standhaft aus; keins ihrer Geschoße

flog vergebens; bei den dicken Haufen der vordringenden Feinde war es unmöglich zu fehlen; aber die Körper der Erschlagenen selbst wurden ihnen nachtheilig, weil sie nur dazu dienten, den nachfolgenden den Weg durch den Graben zu bahnen, in den sie herabgestürzt wurden.

Doch die Menge ihrer Feinde übertraf die Zahl ihrer Pfeile und Kugeln. Muhamed ließ immer neue Haufen von Kriegern vorrükken, bis er glaubte, daß der Weg für den Kern seiner Truppen hinreichend gebahnt sey. Jetzt sollte der entscheidende Zeitpunkt kommen, wo es Sieg galt oder Tod. Das Korps der Janitscharen, bisher ruhig, um mit frischen Kräften fechten zu können, brach jetzt auf; Muhamed selber zu Pferd, an der Spitze eines andern Haufen von 10000 Mann unterstützte und ermunterte sie; ein unbeschreibliches Kriegsgeschrei durchlief die Reihen des furchtbaren Heeres der Muselmänner.

Der Donner der Batterieen ward von allen Seiten verdoppelt und während daß ihre schwarzen Dampfwolken die ganze blutige

Szene verhüllten, drang dieser wilde Haufen, gleich einem unaufhaltbaren Sturmwinde vorwärts. Die Leichen der Gemordeten und die Ruinen der gefallenen Mauern bahnten ihnen den Weg durch die Graben. Und Furcht und Schrecken befiel die geängstigten Einwohner der Stadt, da die flammenden Säbel der Muselmänner ihren Wohnungen immer näher rückten und ihr barbarisches Geschrei alle Lüfte erfüllte.

Die zweite Mauer war von den muthigen Kriegern Muhamed's bald erreicht und da jeder der erste seyn wollte, um den versprochenen Preiß zu erhalten, klimmten sie gleich Ameisen daran hinauf. Haßan, ein Janitschar von riesenmäßiger Größe, soll der erste gewesen seyn, der sie erstieg. Von 30 seiner Gefährten, die das Abentheuer zugleich mit ihm wagten, fielen 18, und ob er gleich selbst durch das Gedränge wieder zurückgestoßen ward, so folgten ihm dennoch Haufen von andern, denen sein Säbel Platz gemacht hatte. Das Getümmel wuchs in jedem Augenblick,

und das Siegsgeschrei der Türken war das Sterbelied des griechisch-römischen Reichs.

Noch aber widerstanden die Christen, so lange der Kaiser und ihre Anführer an ihrer Spitze kämpften. Giustiniani, der Genueser, war der erste, den eine Wunde zwang, das Gefecht zu verlassen; er suchte Rettung; aber fand sie nur auf einige Tage: denn bald nachher starb er an seinen Wunden. Er und der Kaiser waren die Seele des Gefechts gewesen; sein Rückzug, dem viele seiner Truppen folgten, neigte die Wagschale zuerst merklich auf die Seite der Türken, und schwächte den Widerstand der Vertheidiger.

Auf allen Seiten, durch und über die Mauer, drangen jetzt die Muselmänner vor, und vergeblich strebte der Kaiser einem Strome Einhalt zu thun, der allenthalben seinen Damm durchbrach. Doch wollte er der letzte seyn, der weggerissen ward! Umgeben von seinen auserlesensten Kriegern, die reihenweise zu seinen Füßen fielen, kämpfte er so lange bis die Wagschale sank. Die letzte Stunde seines Reichs hatte geschlagen, und er war

entschlossen, sie nicht zu überleben. Um der Gefahr der Gefangenschaft zu entgehen, warf er den Purpur von sich, der ihn auszeichnete, mischte sich aufs neue ins Gefecht, und verlor sich endlich im Getümmel der Schlacht. Die Geschichte hat sein Ende nicht aufgezeichnet; er fiel von unbekannter Hand; aber begraben unter den Ruinen seiner Herrschaft und mitten unter seinen Braven, errichteten ihm diese zu gleicher Zeit sein Grab und sein glorreichstes Monument.

Mit seinem Fall war auch die Eroberung von Konstantinopel vollendet. Während daß an der Landseite auf diese Weise die Mauern erstiegen wurden, öffneten sich die Türken auch an der Hafenseite einen Eingang in die Stadt. Und schrecklich donnerte das Geschütz von den Schiffen und wie berauscht stürzten Muselmänner ohne Zahl mit blutigen Messern und Säbeln, mit einem furchtbar von den Hügeln wiederschallenden Siegesgeschrei in die Straßen und metzelten fast ohne Widerstand alles nieder, was ihnen der Zufall entgegenführte.

Was noch von Vertheidigern übrig war, das flüchtete sich jetzt in das Innere der Stadt; und da ihnen die Wälle ihren Schutz versagt hatten, so suchten sie ihn bei den Altären und in den Kirchen. Und in tausendfältigen Echos ertönte das Gebrüll der Feuerschlünde, das Geklirr der Waffen und das Getöß der Bewaffneten, die sich bereits durch alle Straßen verbreiteten. Der Schrecken mit einem unbeschreiblichen Gewirr von Flüchtlingen drang nun schon bis zu den entferntesten Quartieren der Metropolis; Weiber, Kinder und Alte suchten eben da Schutz, wo die Soldaten ihn suchten; ein unwillkührlicher Zug trieb sie in zahlloser Menge nach der Sophienkirche, und binnen einer Stunde war dies weitläuftige Gebäude vollgepfropft von Unglücklichen, die hier zitternd den Ausgang ihres Schicksals erwarteten.

Und jetzt erfolgten die Szenen des Schreckens und Jammers, über welche die Hand des Geschichtschreibers lieber einen Vorhang zieht. Man kennt die Barbarei und wilde Ausgelassenheit der Osmanen. „Die Beute

sey ihrer, nur der Gebäude sollte man schonen" — war der Befehl des Sultans. Die Raubgier selber hemmte allein das Blutvergießen, denn die Einwohner wurden von nun an nur zu Sklaven gemacht, aber was sich von Kostbarkeit fand, ward geraubt und Kunstwerke und Bibliotheken auf immer vernichtet.

Die Eroberung war in wenig Stunden vollendet. Noch vor Mittag hielt Sultan Muhamed seinen triumphirenden Einzug in seine neue Hauptstadt. Er war zu Pferde, umgeben von seinem ganzen Gefolge, und zog mitten durch eine unendliche Reihe von Bewaffneten, von Gold und Silber strahlend, durch die Hauptstraße St. Romanus nach der Sophienkirche. Vor ihren Thoren stieg er von seinem Pferde. Sklaverei war das Loos der Unglücklichen, die sich dorthin geflüchtet hatten; und die erste Kirche der Griechen ward noch denselben Tag in die erste Dschamie der Türken verwandelt.

So endigte sich die Geschichte dieses in den Annalen der Welt so merkwürdigen, so

folgereichen Tags, der Konstantinopel bestimmte, die Hauptstadt eines neuen Reichs zu werden; sie ward aufs neue ausgebessert und bevölkert und Muhamed wählte sie zur Residenz der osmanischen Herrschaft für sich und seine Nachfolger, eine Ehre, die sie bis auf unsere Zeiten behauptet hat. Vieles, sehr vieles hat sich seitdem hier verändert und der Bosporus eine ganz neue Gestalt angenommen, in der der Alterthumsforscher nur mit Mühe die Ruinen der Vorzeit erblickt. Doch gewiß kommt ein Tag, der auch dieser Metropolis ein neues Schicksal bringt und, indem er die hunderttausenden von halben Monden umstürzt, an ihre Stelle ein Wappen setzt, das das Gepräge der Kultur des Zeitalters an sich trägt, und die raschen Begebenheiten des Tages machen es nur zu wahrscheinlich, daß dieser Zeitpunkt nicht mehr sehr fern seyn kann.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Rückkehr nach Skutari. — Unterschied der asiatischen und europäischen Türken. — Verdorbenheit der Konstantinopolitaner und Tugenden der Asiaten. — Bevölkerung und Reichthum von Skutari. — Spaziergang auf der linken Seite der Stadt. — Kalzedon, der Leuchtthurm und Fanari-Kirsk. —

Wenn man so die Geschichte des Bosporus in Gedanken durchläuft, wie wird da nicht der Genuß verbittert, den die schöne Natur hier gewährt. Ach! und wohin man blickt, trauert einen das traurige Bild der Verwüstung und Barbarei noch an. Gegenden, die ein Eden werden könnten, liegen wüste und öde und kaum zeigt sich nahe an einer Stadt, worin 70000 Erdbürger hausen, hin und wie-

der eine Anlage, die auf menschliche Kultur deutet.

Wir kehrten in die Stadt zurück, um das wehmüthige Gefühl des Kosmopolitismus in Betrachtungen über die rege, lebendige Menge aufzulösen. Auf den Straßen sieht man die Gesellschaft in ihrer Auflösung, in ihrem Chaos; aber ich gestehe gern, daß sie mich auch in dieser Gestalt anzieht. Im Ganzen scheinen mir die Physiognomieen der Menschen, ob sie gleich meistens dem Moslemismus angehören, hier mehr zutrauliches und einladendes zu haben als auf der gegenüber liegenden europäischen Seite des Kanals. Vielleicht daß sie hier auch weniger verdorben sind als da, daß sie einfacher leben, mit einem Worte reinere Asiaten sind.

Diese Bemerkung fand ich durch einen meiner Begleiter bestätigt. Er sagte mir, daß es allgemein bekannt sey, daß die skutarischen Türken weit bessere Menschen wären als die eigentlichen Konstantinopolitaner: sie wären nicht sosehr mit andern Nationen vermischt und lebten mehr nach der Sitte ihrer Väter.

Ich habe nachher auf meiner fernern Reise nur gar zu oft erfahren, daß dies nicht nur in Ansehung Skutaris wahr sey, sondern überhaupt auf den größten Theil der asiatischen Osmanen passe. Nirgends habe ich eine so große Korruption unter den Türken angetroffen als in der Hauptstadt des Reichs und je mehr ich mich von ihr entfernte und in's Innere von Asien drang, desto braver fand ich diese Nation.

Auch ist an keinem Orte der Levante die Üppigkeit, der Stolz, die Eitelkeit und die Trägheit unter den Muselmännern so groß als in Konstantinopel. Man lebt zwar in andern wärmern Gegenden des Reichs köstlicher, man kann für das nämliche Geld mehrere Bedürfnisse befriedigen, sich mehrere Genüsse verschaffen; aber man lebt doch immer im Ganzen einfacher und hält sich mehr von dem Prunk entfernt, der in der Metropolis herrscht. Und schon in Skutari scheinen mir die Türken weniger phlegmatisch als in der Hauptstadt und bei den niedrigern Klassen findet man hier keine Spur von jener Indolenz, je-

dem heiligen Müssiggange, der in den volkreichen Gassen von Madrid und Neapel so auffallend ist. Die Hitze des Klimas erzeugt zwar die Begierde nach Ruhe; aber diese Apathie wird durch die größere Lebendigkeit und Empfänglichkeit der Sinne, durch das wärmere Blut, das in den Adern der Organe strömt, wieder besiegt, und es scheint, daß man unter diesem Himmel, nicht aus angeborner Trägheit, sondern nur darum nach Ruhe und Gemächlichkeit verlangt, um desto frischer und besser genießen zu können.

Überall, wohin ich blicke, ist der Trieb nach Thätigkeit in eines jeden Miene ausgedrückt und eilenden Schritts treibt jedes Individuum seinem Ziele zu, gerade als ob an jeder Straßenecke ausgerufen würde: Die Zeit sey das kostbarste, was der Mensch hat. Und wie unterhaltend ist es nicht, das verschiedene Benehmen der sich, gleich einem Wogenmeere wälzenden, sehr gemischten Menge zu betrachten und die Mannigfaltigkeit der Trachten und Mundarten anzuschauen.

Ich sah unter andern das Beispiel von

Versöhnlichkeit zwischen zweien Muselmännern, einem Türken und einem Barbaresken. Sie waren einander an einem dritten Orte Feind geworden und hier stießen sie ganz zufällig auf einander. Einem dritten Muselmann, der Freund von beiden war, gelang es, sie wieder auszusöhnen und nun war es ein rührender Anblick zu sehen, wie sie sich umarmten, gegenseitig an die Brust drückten und auf Bart und Schultern küßten.

Man sagt sonst gewöhnlich, die Türken wären rachsüchtig und vergäßen erlittene Beleidigungen nie. Aber von Natur sind sie es so wenig wie andere Nationen: dieser Geist der Rachsucht, den wir so häufig bei ihnen antreffen, hängt genau mit der Schwierigkeit zusammen, Gerechtigkeit zu erlangen, sowohl gegen Große wegen ihrer Macht als gegen ihnen Gleiche wegen der Protektion von Vornehmen. Nur daraus müssen die Motive der Mordthaten erklärt werden, die hier oft öffentlich begangen werden und die Thäter finden dadurch zugleich ihre Rechtfertigung. Die Regierung muß dies selbst einsehen, da sie

den Mord aus Rache nicht selten unbestraft läßt. Der größte Theil der Ermordungen, die unter den Türken vorfallen, sind keine Verbrechen, sondern eine Gerechtigkeitspflege, die sich jeder herausnimmt, selbst auszuüben. Alle Nationen haben in ihrer Kindheit solche kriminelle Gerechtigkeiten unter sich geduldet und selbst das Duell ist nichts als ein Überbleibsel davon und dient zugleich als Bestätigung dieses Satzes.

An einer andern Ecke war ein Kameel umgefallen und die gaffende Menge stand in den buntesten Gruppen um das todte Thier herum. Nichts kann merkwürdiger seyn, als ein Volksauflauf in einer orientalischen Stadt für den fränkischen Neuling. Welche Farben da im größten Gemisch als vorübergehende Erscheinungen dem Auge entgegenleuchten; wahrhaftig ein künstliches Farbenklavier, nach des großen Eulers Theorie berechnet, könnte keine größere Wirkung hervorbringen. Und welch ein Getöß in einander verschmelzender und gegeneinander stoßender Töne fremdartiger Zungen und Sprachen; welche Pantomi-

men in den Gebehrden der einzelnen Individuen!

Wenn man übrigens überhaupt von den großen Städten sagen kann, daß die Menschen in denselben mehr moralisirt als zivilisirt seyn: denn indem ein jeder nur darauf bedacht ist, seinen Standort in der Gesellschaft zu behaupten und zu vertheidigen, erläßt man sich da gegenseitig alle überflüssige Façons; so muß dies noch weit mehr von den großen morgenländischen Städten gelten. Hier bekümmert sich niemand um den andern; hier stört keiner jemanden durch Komplimente und Verbeugungen, durch Kratzfüße und Höflichkeitsbezeigungen; hier kann jeder unbeobachtet beobachten, so viel er Lust hat. Und dies Ungenierte hat immer vielen Reiz für mich gehabt und ich möchte es wohl den Örtern unserer Kleinstädter wünschen.

Doch noch etwas über diese große außereuropäische Stadt selbst. Der größte Theil ihrer Einwohner besteht wie schon gesagt aus Muselmännern; indessen haben sich doch auch viele griechische, armenische und jüdische Fa-

milien an diesem reizenden und für den Handel und Verkehr so bequemen Orte niedergelassen und Skutari ist jetzt nicht nur eine große Stadt, sondern auch eine Handelsstadt, die gewiß wenigstens zum zweiten Range der Handelsplätze in der Türkei gehört.

Sie dient den meisten Karavanen, die aus dem Innern von Asien nach dem Bosporus kommen, oder dahin abgehen, zum Versammlungsort und zur Hauptniederlage ihrer Waaren. Schon dieser Umstand allein könnte einen Ort in Nahrung und Wohlstand bringen, wenn nicht Skutari an und für sich eine reiche Stadt wäre. Hier wohnen nämlich eine Menge wohlhabender Türken, welche theils auf der Küste von Asien sich ihrem wahren Vaterlande näher zu seyn dünken, theils nicht gern unter den Augen des Hofes und seiner zahllosen Diener sich befinden mögen, ohne doch die Reize des Bosporus zu entbehren.

Außerdem hat die Regierung mancherlei Institute und Anstalten hierher verlegt, worunter ich besonders die Buchdruckerei rechne, worin jetzt beständig gearbeitet wird und eine

nicht geringe Anzahl von Fabriken und Manufakturen, worin besonders baumwollene und seidene Zeuge verfertigt werden, setzt die Stadt in den Stand, mit der gegenüberliegenden Hauptstadt an und für sich schon, einen beständigen Handel zu unterhalten.

Außer Konstantinopel selbst und Galata ist daher auch wohl kein Ort am Bosporus so stark bevölkert als Skutari. Die Rheede ist ohne Unterlaß mit Schiffen und Tschaiken angefüllt und in den weitläuftigen Hans wimmelt's von einheimischen und ausländischen Kaufleuten.

Will der Franke, der einige Zeit in diesen Gegenden verweilt, übrigens den Charakter und die Lebensart der Osmanen in ihrer ganzen Ächtheit und Schlichtheit betrachten und sich von der Einfachheit ihrer ursprünglichen Sitten und Gebräuche überzeugen; so gehe er nicht nach Konstantinopel, sondern komme hierher nach Skutari. Dort ist alles zu vermischt mit fremden Lebensweisen, hier hingegen in voller Reinheit. Und dann wird er vielleicht bald einen ganz andern Begriff von

den Türken bekommen, sie schätzen und lieben lernen: denn es werden dir alsdann Tugenden nicht entgehen, die selten in zivilisirteren gesellschaftlichen Vereinen statt haben dürften.

Zu Skutari residirt einer der großen Mulahs des Reichs, der die ganze Gerechtigkeitspflege unter sich hat. Seine Jurisdiktion umfaßt die ganze asiatische Seite des Kanals des schwarzen Meeres und erstreckt sich noch mehrere Meilen weit in's feste Land hinein. Unter ihm steht ein Naib oder Lieutnant und viele Kadis. Für die Handhabung der Polizei befindet sich hier eine Garde von Bostanschis mit einem Chef, der unmittelbar vom Bostanschi-Baschi im Serail abhängt, und ein Korps Janitscharen, deren Anführer unter dem großen Janitscharen-Aga zu Konstantinopel steht.

Mit der einzelnen Beschreibung der verschiedenen Gebäude, worunter die Dschamien und größern Hans wie Riesen über die zahllosen andern Häuschen emporstehen, halten wir uns jetzt nicht auf: meine Leser mögen

mich lieber ins Freie auf die linke Seite der Stadt begleiten, die gleichfalls sehr reich an mannigfaltigen Abwechselungen ist und dem beobachtenden Wanderer nicht minder ergiebigen Stoff zum Nachdenken darbietet als die rechte.

Auch hier ziehen sich lange mit Gruppen von Zypressenbüschen und Bäumen bekrönte muselmännische Gottesäcker in weiten Strekken hin, welche von fern den Anblick eines ungeheuren Feldes voll Ruinen gewähren und sich gegen Süden mit den Überbleibseln der wirklichen Ruinen von Kalzedon vermischen. Wollte man alle diese unermeßlichen Todtenfelder in den Environs des Bosporus mit Getraide bebauen, ganz Konstantinopel würde ein halbes Jahr davon leben können und sich nicht wie jetzt in die Nothwendigkeit versetzt sehen, so ängstlich bisweilen die Winde zu beobachten und die Schiffe zu erwarten, welche aus nördlichen, östlichen und südlichen Gegenden Zufuhr brinjen. Und wollte man sich der zahllosen, zum Theil kostbaren, Steine bedienen, die an diesen Örtern verschwendet

sind, man könnte eine neue Mauer um die ganze große Hauptstadt aufführen.

Eben die Erscheinungen, welche sich auf der rechten Seite von Skutari uns dargebotenen hatten, erneuerten sich auch hier. Man sah eine Menge traurender Muselmänner und wehklagender und betender Weiber neben den Grabsteinen und unter ihnen bemerkte ich auch viele Pilger und Pilgerinnen aus fernen Provinzen, die herbeigereist waren, ihren theuren Todten schuldige Opfer zu bringen.

Man bedient sich allerlei Mittel, die Vorübergehenden anzulocken, sich den Grabhügeln zu nähern und ihr Gebet mit dem der Verwandten und Freunde zu vereinigen, und das ist auch — wo ich nicht irre — wohl ein Grund mehr, warum die Gottesäcker bei den Türken immer, soviel als Terrain und Umstände es verstatten, neben Heerstraßen oder sehr gangbaren Wegen angelegt werden.

Auf und neben den großen oben und unten an den Grabhügeln errichteten Steinen sitzen oder liegen da die Betenden in frommer Andacht versunken und machen mancherlei

Gebehrden nach muhamedanischem Brauch. Der gemeinste Wunsch ist, daß Gott die Todten von der Quaal befreien wolle, die sie von den schwarzen Engeln auszustehen haben und Muhamed der große Prophet wird dabei oft um Beistand angefleht und „Gott ist barmherzig!“ lallen zu wiederholtenmalen, und besonders am Anfang und am Ende die bewegten Lippen der Traurenden.

Auch Speisen und Getränke sah ich an verschiedenen Orten aus der Stadt nach den Todtenplätzen bringen; besonders pflegt dies an Feiertagen und häufig jeden Freitag zu geschehen. Dann erblickt man immer große Haufen von Türkinnen, welche ihre Teppiche und Matten hier auf und neben den Hügeln der Verstorbenen ausgebreitet haben und ihre Mahlzeit halten. Der Pöbel glaubt, daß dadurch den Todten etwas zu gute gethan werde und die Frauenzimmer stehen in dem Wahn, durch diesen Gebrauch den Hunger und Durst ihrer Männer und Kinder in der Unterwelt stillen zu können. Darum wird von ihnen auch nicht selten Wasser auf die

Gräber geschüttet, um sie zu erquicken. Doch die vernünftigern unter den Muselmännern wollen, fern von diesem grassen Aberglauben, dadurch, daß sie Speisen an diese Orte bringen lassen, nur den Zweck erreichen, daß die Vorübergehenden herbeigelockt werden mögen, sich da, wo die Gebeine ihrer Verwandten verscharrt liegen, eine Zeitlang aufzuhalten und fromme Wünsche und Gebete zum Himmel zu schicken.

Wenn man das Skutarische Serail, nebst seinen weitläuftigen Umgebungen und Gärten, Rechts hat liegen lassen, kommt man in eine Gegend, die viel Anziehendes hat. Das Terrain ist wohl angebauet und prangt mit allen köstlichen Produkten des Ostens und in den Environs der größten der asiatischen Vorstädte liegen auf dieser Seite außer den vielen Sultanischen Anlagen und Kalzedon noch gegen zehn morgenländische Dörfer, die alle ein wohlhabendes Äußere haben und wegen der Nähe des Bosporus eine reiche Nahrung genießen.

Wir gehen eine weite Strecke fort und

vor uns erheben sich mit rauhen Felsenmassen bedeckte Hügel, neben denen sich die reizendsten Thäler hinsenken. Der Boden, den wir betreten, ist klassisch und ruft dem Alterthumsforscher manche trübe Erinnerung in's Gedächtniß zurück: denn hier stand einst Kalzedon mit seiner unaufhörlich lebendigen Rheede, an der die Schiffe von Norden und Süden sicher Anker warfen und die Stadt mit ihren Reichthümern füllten. Hier hatte einst griechischer Geschmack und Kunstsinn Werke für die Unsterblichkeit aufgebauet und hier lebte jene Kolonie des Pelopones, die in so kurzer Zeit zu solcher Blüthe heranwuchs. Und jetzt sind nichts wie Trümmer mehr übrig von jenen Werken der Vorzeit und der Muselmann, der stolz zwischen ihnen herschreitet und verachtungsvoll auf jede Art einer bessern Kultur herabblickt, entreißt sie immer mehr dem Boden, um seine Brunnen und Tempel, seine Grabstätten und Monumente mit Resten der vergangenen Griechenwelt zu schmücken.

Doch wohin versteige ich mich: ich wollte die Gegend skizziren und verliere mich in Be-

trachtungen der Vorwelt. Aber wenn man durch eine merkwürdige Landschaft seinen Wanderstab treibt, muß man auf beide Seiten blicken, sonst lernt man nur ihre eine Hälfte kennen. Freilich geht dadurch in mancher Hinsicht manches verloren; aber dies kann der Mensch, bei der Beschränktheit seiner Sinne, nicht vermeiden und bei einem gewissen Verlust erfordert die Klugheit, alles zu berechnen, was ihn ersetzen oder wenigstens verringern kann.

Wir wollen nach dem Dorfe wallfahrten, das jetzt an die Stelle von dem alten Kalzedon steht und wirklich entschwinden bald dem Gemüthe die trüben Gedanken an längst verflossene Zeiten, wenn die schöne Natur dem bewegten Auge hier ihren schimmernden bunten Teppich darreicht und ihm Szenen gewährt, die sich nur selten dem Reisenden darbieten. Zwar werden vielleicht noch lange Reihen von Jahren in das Meer der ewigen Vergangenheit herabfließen, ehe auf diesen einladenden Plätzen, in diesen immergrünen Wäldchen ein sentimentalischer Korydon den

Namen seiner Geliebten in den Stamm der gepflanzten Bäume eingraben wird, ehe künstliche, geschmackvolle Gärten die Stelle nachläßig bebauter und der Natur so zu sagen überlassener Felder einnehmen werden und in den Obsthainen Bacchanten ihren Dithyrambus zur Ehre des Freudengebers anstimmen und zephyrleichte Dryaden harmonisch ihr Lied dazwischen singen: denn unbekannt und ein Greuel sind dem rohen Muselmann europäische Freuden und fränkische Vergnügungen. Aber ist unter diesem Himmel die kunstlose Natur nicht reich genug an Schönheiten und wird des Menschen Geschicklichkeit und Geschmack auf deutschem Boden jemals die Reize hervorzurufen vermögen, die hier der Schoos der Erde so üppig von selbst darbietet?

Indeß mitten unter Felsen, Ruinen und Hügeln auf frischem Wiesengrün die Silberpappel und der Nußbaum, die Zypresse und die Akazie in die Krystallenfluthen eines Stroms sich zu tauchen scheinen, der, liebliche Kühlung um sich her breitend, hier seine Gewässer dem weißen Meere entgegenwälzt, stel-

len sich auf der einen Seite eine Menge Häusergruppen dem Auge dar, zwischen denen Alles in bunter Thätigkeit begriffen ist und an die Betriebsamkeit der alten Kalzedonier erinnert. Und wenn man nun näher tritt, was ist es anders als der Seidenbau, der hier unter so viele Hände Leben bringt und der in so schöner Harmonie mit dem milden himmlischen Klima steht.

Überall im Innern der Wohnungen und auf den Plätzen unter freiem Himmel das beständige Geräusch der Haspeln und Weberstühle und neben den weißen und rothen Häusern Haine mit Pflanzungen von Maulbeerbäumen geschmückt. Und die Arbeiter, worunter auch Griechinnen sind, wie rastlos treiben sie nicht ihr Tagewerk, mit welchem Eifer heben sie nicht die Arme? Wie sehr kontrastirt dies Benehmen nicht gegen das sonstige, nur nach Ruhe, Bequemlichkeit und Lebensgenuß strebende, Phlegma der Türken und wie sehr zeigt es nicht, daß dies nicht in ihrer Wesenheit, sondern in äußern Umständen begründet ist.

Aber kein Pinsel kann malen, keine Feder beschreiben, welche reizende Aussicht sich dem trunkenen Auge darbietet, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, den Berg zu ersteigen, auf welchem links von dem Dörfchen der große Leuchtthurm thront. Das feste Land von Asien bildet an diesem Orte einen Kap, der weit ins Meer hervorschießt und Kap von Kalzedon noch jetzt genannt wird und am Fuße des Leuchtthurms hat Sultan Soliman der Zweite einen aus mehrern Gebäuden bestehenden Pavillon erbauen lassen, der mit schönen Gärten und Baumpflanzungen umgeben ist und bei den Türken Fanari-Kiosk heißt.

Hat man den Gipfel dieses Bergs erklimmt; so hat man auf der einen Seite das breite weite Meer mit seinen schillernden Wogen und in der Ferne das Häusergewimmel der Hauptstadt und ihrer vornehmsten Vorstädte, das eben in dieser Distanz eine Wirkung macht, die unvergleichlich ist. Auf der andern Seite befindet sich ein weites, durch mannigfaltige Erhöhungen geziertes Thal,

das mit einer Frischheit, die nur im Osten zu finden ist, alle jene Naturschönheiten dem Auge entfaltet, die einem so milden Himmelsstriche eigen sind. Man erblickt über dichte Wäldchen Berge in der Ferne, von zahlreichen Dörfchen malerisch umzogen und hin und wieder Gebäude, gleich Feenschlössern in den Wolken. Und unter seinen Füßen hat der Wanderer hier die üppigste Vegetation in ihren tausendfältigen Nüanzen und Farben und dort den hellschimmernden, immer lebendigen, immer regsamen Kanal, der sich gleich einer stets wandelbaren breiten Landstraße zwischen den anmuthigsten Gegenden hinzieht und zuletzt in einem lichten Streifen verschwindet.

Neun und funfzigstes Kapitel.

Ein Gang zur Dschamie des Sultan-Achmed's. — Prachtvolle Erscheinung dieses Gebäudes auf dem Hippodromus. — Das Kolossalische und Majestätische seiner Doms, Säulen und Minarets. — Der Vorhof des Tempels. — Ein Blick in das Innere desselben. —

Aufs weiche Gras gelagert saßen wir lange, in den Anblick der schönsten Umgebungen versunken. Wir waren sechs Stunden fast ohne Unterlaß auf den Beinen gewesen und ein so langer Spaziergang, bald hügelauf bald hügelab, in den sengenden Strahlen der Morgensonne hatte alle unsere Kräfte erschöpft. Die Mittagsstunde rief uns nach Pera zurück und wir waren froh in der Nähe ein Tschaike zu finden und uns dadurch den weiten Rückweg zu ersparen.

Bei der Tafel im Hotel fand ich ein paar Engländer, die den Vormittag das Innere der Sophienkirche besichtigt hatten, und den Nachmittag damit zubringen wollten, die Sultan-Achmed's Dschamie in Augenschein zu nehmen. Ich gesellte mich gern zu ihnen, da ich dies schöne und prächtige Gebäude von Konstantinopel ebenfalls nur von außen zu bewundern bisher Gelegenheit gehabt hatte.

Als wir auf den Hippodromus traten, war gerade der muselmännische Gottesdienst zu Ende, die Menge strömte aus dem großen Tempel in ihre Wohnungen zurück und es war uns dies um so lieber, da wir als Nichtmuselmänner jetzt erst die Erlaubniß haben konnten, das Innere des Pallastes zu betrachten. Durch unsern Janitscharen, den wir mitgebracht hatten, wendeten wir uns an einen Scherif, welcher uns die Erlaubniß des Eintritts gegen ein Honorar von 8 Piastern auswirkte.

Es giebt gewisse Schauspiele, welche dadurch nichts von ihrem Effekt verlieren, daß

ihr Hauptinhalt in einem Prolog angekündigt wird. Und gerade so erging es mir mit dem Anblick des Innern dieses kolossalischen Gebäudes, das als eins der vorzüglichsten und kostbarsten Denkmäler der morgenländischen und maurischen Baukunst gelten kann, und der nicht minder überraschend auf mich wirkte, weil ich darauf vorbereitet war. Doch zuvor Etwas von dem Äußern desselben.

Neben der Sophienkirche ist ohne Zweifel der Sultan-Achmed's Tempel die schönste und größte aller Dschamien nicht nur in Konstantinopel, sondern auch im ganzen osmanischen Reiche und wenn ich nach meinem Gefühl urtheilen darf, so möchte ich diese noch jener vorziehen. Kolossalisch und doch zierlich ist Alles an ihr und, in der Nähe und Ferne angeschauet, erscheint sie immer mit der nämlichen imposanten Größe. Der Sophientempel hat durch mancherlei Umgebungen und Anhängsel, womit er unter mehrern Sultanen von verschiedenen Baumeistern ist versehen worden, mehr Entstellungen als Verschönerungen erhalten und jetzt hat er fast

mehr das äussere Ansehn eines Aggregats von Gebäuden als eines einzigen Prachtpallastes, besonders wenn man ihn von einer gewissen Seite betrachtet; nur in großer Nähe oder auch in großer Ferne imponirt er.

Die Dschamie Sultan Achmed's muß ihrem Erbauer einen ungeheuren Kostenaufwand verursacht haben und man sagt, daß die geschicktesten Baumeister des Orients den Plan dazu entworfen und ausgeführt hätten. Indessen erkennt man doch leicht, daß die Sophienkirche ihnen zum Muster gedient hat.

Übrigens hat dieses Gebäude auch das Besondere vor allen übrigen kaiserlichen Dschamien, daß diese alle ohne Unterschied von Sultanen erbauet wurden, die Länder eroberten und die gemachte Beute darauf verwendeten, jene hingegen, obgleich nicht minder prachtvoll als die übrigen, von einem Kaiser gestiftet ward, der minder in dieser Hinsicht in den Annalen der Geschichte glänzt. Die unermeßlichen Dotationen, deren eine kaiserliche Dschamie bedarf, die vielen Personen, die aus der Kasse derselben besoldet und erhalten werden

müssen, die fast unerschwinglichen Kosten, die die Schaffung eines solchen Kolosses aus einem Nichts gleichsam erfordert, machten auch dies nothwendig und die osmanischen Sultane wären in der That nie im Stande gewesen, so ungeheure Prachtwerke der Baukunst, wie diese Dschamien sind, aufzuführen, hätten sie nicht alles auf Kosten fremder überwundener Völker bestreiten können.

Man erzählt, daß mehr Eitelkeit als Frömmigkeit beim Kaiser Achmed das Motiv war, warum er den großen Plan zu diesem Pallaste entwarf: er wollte dadurch seinen Namen verewigen und wirklich, so lange das Reich der Osmanen und das jetzige Konstantinopel fortdauern werden, wird er als ruhmvoller Erbauer des schönsten Gebäudes der Hauptstadt bei allen kommenden Generationen genannt werden.

Aber man giebt ihm zugleich Schuld, daß er, eines eiteln Ruhmes wegen, die Kräfte des Reichs und die Kassen des Serails erschöpft habe, daß er, um sich einen Namen bei der Nachwelt zu machen, das Volk durch

neue Auflagen gedrückt und eine Menge Ungerechtigkeiten begangen habe. Die Geistlichkeit, die Lehrer des Gesetzes und selbst der Mufti sollen daher Gegenvorstellungen gemacht haben, als der Sultan den Plan zur Ausführung bringen wollte, und als er dennoch, alles Widerspruchs ungeachtet, durch die Beharrlichkeit des Großherrn zu Stande kam; so gab man dem Gebäude, noch eine lange Zeit nachher, den Beinamen des Tempels der Ungläubigen.

Auch der Platz, worauf diese Dschamie aufgeführt worden ist, ist sehr gut gewählt: er ist in einem der vornehmsten, volkreichsten und reichsten Quartiere der Hauptstadt, bei dem ersten und größten Atmeidan oder freien Platze und auf einem Hügel, der sich allmählig und unmerklich erhebt und dadurch noch die Täuschung hervorbringt, daß man den Pallast für noch größer hält als er wirklich ist. Das Serail und die Wohnungen der ersten Staatsbedienten der Pforte sind in der Nähe, nicht fern sind die Kays und der Hafen, die weit unter dem Fuße desselben liegen.

Dem Hippodromus, von dem sie nur durch eine lange Mauer getrennt ist, dreht sie eine breite Façade zu und in dieser Mauer zählt man drei große Thore und 72 Fenster. Über diesen großen Platz erhebt sich von ihr ein hoher Minaret, mit drei Gallerieen von durchbrochenen Steinen und mannigfaltigem Schnitzwerk nach morgenländischer Art geziert, der, von welcher Seite er auch betrachtet werden mag, den herrlichsten Effekt hervorbringt. Aber ein nicht minder reizendes Ansehn hat sie auch auf den andern Seiten der Stadt.

Da sie nebst der Sophiendschamie gleichsam im Mittelpunkt des vornehmsten Theils der Metropolis liegt; so werden wenige Gotteshäuser von den türkischen Großen und Reichen so stark besucht als sie und bei feierlichen Tagen ist das Zuströmen des Haufens, die Menge der Pferde, welche die Vornehmen nebst ihrem Gefolge mitbringen, so ungeheuer, daß alle Vorhöfe und zunächst an das Gebäude stoßende Gassen angefüllt sind.

Prächtig ist der große Dom, der den Haupttheil des schönen majestätischen Gebäudes ausmacht und im Mittelpunkt gleichsam über demselben zu schweben scheint. Der kolossalische Umfang desselben hat so viel Großes und Erhabenes, daß die Seele unmittelbar zur Bewunderung hingerissen wird und selbst im Kanal und im Hafen zeigt er sich schon als ein ehrwürdiges Monument der Baukunst. Je näher man ihm aber kommt, desto größer erscheint er und als unendlich stellt er sich dem entzückten Auge dar, weil man an keinem Orte seinen ganzen Umfang zu überschauen vermag.

Gleich einer Mutter unter ihren Kindern, so ist der herrliche Hauptdom von einer Menge kleinerer von derselben Gestalt und Form umgeben, welche auf vier Prachtsäulen von weißem Marmor ruhen und einen Prospekt ohne Gleichen gewähren. Wie kostbar diese Kolumnen sind, wird man schon aus ihrer Größe beurtheilen können: denn sechs Klaftern haben sie wenigstens im Umfange und die Höhe erstreckt sich wohl auf 12 Klaftern.

Von außen ruht das Gebäude auf vier festen Thürmen, die zur Abwechselung hier sehr gut die Stelle der Säulen vertreten, welche sich sonst in der That zusehr häufen und den edlen Styl der Bauart verletzen würden. Sechs hohe Minarets von dem schönsten morgenländischen Geschmack erheben sich von dem Scheitel des weitläuftigen Gebäudes und vollenden den Reiz der ganzen Ansicht.

Allein nicht minder schön als die Totalität fallen die einzelnen Theile des kaiserlichen Tempels in's Auge: denn zierlich und regelmäßig sind die Fenster und Thore gebauet, zwar kraus aber doch lieblich die Gallerieen und Balustraden, mannigfach und abwechselnd die in reichlicher Fülle angebrachten orientalischen und neugriechischen Schnörkel und Verzierungen.

Wir traten in den Vorhof der Dschamie ein und ein Gefühl von Ehrfurcht begleitete jeden unserer Schritte. Selbst die über alles sonst sich skandalisirenden und alles nichtenglische mit schnödem Selbstdünkel und Egoismus verachtenden Engländer fanden sich von einem

gewissen heiligen Schauer ergriffen, als sie den Weg betraten, der zu dem erhabenen der Gottheit geweiheten Tempel führte. Es war ein schöner geräumiger Platz, der aus einem langen Viereck bestand und überall an den Enden mit Mauern umgeben war. Reihen von schattigen Bäumen und Rasenplätze mit dem glänzendsten Grün bedeckt erinnerten uns zugleich an den Himmel, unter dem wir uns befanden und an die reine, milde Luft, die uns umgab.

Ehe wir bis zur Dschamie selbst vorgingen, traten wir in eine freie Säulenstellung (Peristyle), die eine Art von Kloster in verschiedenen schönen Bogenstellungen ist, welche kleine mit Blei bedeckte Kuppeln haben und auf marmornen Kolumnen gestützt erscheinen. Innerhalb dieses Säulenpallastes fanden wir einige muhamedanische Geistliche mit religiösen Waschungen beschäftigt.

Das Pflaster war hier von dem schönsten Marmor; wie man uns versicherte, hatte man es von der Küste von Kleinasien geholt und die einzelnen Stücke den Trümmern einer

zerfallenen alten griechischen Stadt entrissen. Eben dies schien auch in Ansehung mancher Säulenstücke und Piedestals der Fall zu seyn: denn einigen konnte man sehr gut ihren Ursprung ansehen.

In der Mitte stand ein prächtiger großer Springbrunnen, ebenfalls vom feinsten Marmor, aus dem das reinste Wasser in ein wohl verziertes Becken fiel. Seine Gestalt war ein regelmäßiges Hexagon und oben bedeckte ihn eine Kuppel, welche aus einem eisernen und vergoldeten Gitter bestand. In Deutschland würde ein solcher prächtiger Brunnen allein schon viele Tausende kosten.

In der Nähe betrachtete ich noch einmal mit Staunen die Größe und Festigkeit dieser Kaiserdschamie, an der alle Theile so maßiv sind, daß sie für die Ewigkeit bestimmt zu seyn scheinen. Und welche schöne und richtige Proportion haben nicht die glänzenden Helmdächer und die kegelförmigen, gleich unsern Glockenthürmen gestalteten, Minarets! Wie majestätisch und imposant stellt sich nicht

die Ganzheit des Pallastes und wie reizend und zierlich jeder seiner Theile dar!

Innerhalb des Hofraums des Tempels, sowie bei andern Dschamien, sind allezeit Wächter auf der Lauer, um zu verhüten, daß in der Nähe so heiliger Gebäude nichts Unanständiges vor sich gehe. Ein Franke, der vor einigen Jahren an einer Säule hier sein Wasser abgeschlagen haben soll, gerieth in so große Lebensgefahr, daß er nur durch das eifrigste Verwenden des kaiserlichen Internuntius vom Tode gerettet werden konnte.

Jetzt ward das Thor der Dschamie geöffnet und mit einem bangen Schritt traten wir in das innere dieses Heiligthums. Kaum vermag ich den Eindruck zu schildern, den die ganze unendliche Wölbung mit allen ihren mannigfaltigen Merkwürdigkeiten auf mich machte. Die kühn sich erhebenden Schwibbogen, die von Alter und Weihrauch geschwärzten Pfeiler, die majestätischen Marmorsäulen, die zahllosen Nischen, die prächtigen Teppiche, womit der Fußboden belegt ist und die Menge von Lichtern und Lampen, die nahe

einen umstrahlen und im fernen Dunkel wie Fünkchen leuchten ...... Alles das zusammen reißt das Gemüth in einem Moment mit sich hin.

Schauder und Ehrfurcht ergreifen einen, indem man in das zauberische Helldunkel des Tempels tritt und man glaubt sich plötzlich in einen unterirdischen Feenpallast versetzt. Dies ist kein Aufenthalt für Menschen, sagt einem das Herz, hier muß ein Gott thronen. Es ist, als wenn man hier alles Dunkele und Mystische einer vom Himmel herabgekommenen Religion aufbewahrte, als wenn die Geheimnisse einer andern Welt in dieser heiligen Stätte vor den Augen des Menschen verschleiert lägen, als wenn dies die unerforschliche, undurchdringliche Wohnung des unbegreiflichen, strengen Fatum's wäre, dessen Existenz der Moslemismus lehrt und vor dem sich alle Erdensöhne beugen müssen und ihm hier, zur Linderung ihrer Qualen, Opfer zu bringen hätten.

Die Lichter, die nur hin und wieder jetzt noch zerstreuet brennen, stehen theils in Kry-

stallenen Kugeln, runden silbernen und goldenen Gefäßen, Straußeneiern und andern Behältern, theils werfen sie ihre breiten Strahlen von den Nischen, Balustraden und Altären herab und bilden die mannigfaltigsten Brechungen und Zurückstrahlungen. Kronleuchter nach türkischer Art oder Sammlungen von symmetrisch durch Reife, Gefäße, Seile und Ketten mit einander verbundenen Lampen, unter denen nur verstohlen hier und dort ein Licht flimmert, hängen von den gewölbten Decken herab und erleuchten nur sparsam das unendliche Schiff, als hätten sie Mysterien zu bewahren.

Alles muß bei dieser Art von Beleuchtung fremder, ungemessener, seltsamer werden, Alles bekommt im Helldunkel ein feenartiges Ansehen. Der weite Raum in der Tiefe dehnt sich noch weiter aus und unermeßlich ahndet man den Umfang des ungeheuern Hohls, worin man sich befindet.

Eine Merkwürdigkeit aber war es, welche mir besonders auffiel; es waren zwei große Glaskugeln und unser Führer zeigte uns ihre

Bedeutung. In der einen sah man nämlich den Plan der Dschamie in Basrelief vorgestellt, wozu eine bewunderungswürdige Geduld erforderlich gewesen seyn muß. Die andere stellte eine Galeere vor, welche stückweise vermittelst eines kleinen Zängleins in das Glas gebracht und darin zusammengesetzt war.

Doch ganz konnten wir das Innere des Gebäudes nicht beschauen, weil wir Stiefeln trugen und man uns nicht über die Teppiche wegschreiten lassen wollte. Wir mußten uns damit begnügen, für unsere acht Piaster nur in den Tempel gleichsam hineingesehen zu haben, wobei wir in der Dunkelheit wenig oder gar nichts hatten genau beobachten können. Wir versparten dies darum auf eine andere Zeit, wobei wir uns zugleich vornahmen, uns alsdann auch das prächtige Turbe oder Grabmahl Sultan Achmed's, welches sich auf der Nordseite hinter der Dschamie befindet, zeigen zu lassen.

Sechzigstes Kapitel.

Lustparthie nach der Gegend der süßen Wasser. — Die Rheede und die Flüße, welche sich hier in den Hafen ergießen. — Fahrt auf dem Lykus. — Reize und Anmuth der Landschaft. — Aussicht auf den Hafen. — Der Kiosk des Sultans. — Schilderung der mannigfachen Kunstanlagen und Naturschönheiten dieses Orts. — Weiden für die Pferde des Serails und der türkischen Großen. — Exerzierplätze für die Artilleristen und Truppen. — Straßen und Wege von diesem Orte aus. —

Den folgenden schönen Sommertag ward eine Lustparthie nach den sogenannten süßen Wassern veranstaltet, eine der reizendsten und für den Fremden interessantesten Gegenden in den Environs von Konstantinopel. Häufig wird sie von Peraern besucht und der Euro-

päer befindet sich da so wohl, indem viele Umgebungen und Kunstanlagen ihn an sein Vaterland erinnern und er sich mitten in eine abendländische Aue versetzt zu seyn träumt. Aber nicht minder stark ist der Zufluß von Muselmännern, Griechen und Armeniern nach diesem angenehmen Orte und für das konstantinopolitanische Frauenzimmer ist er einer der vornehmsten Lieblingsplätze.

Nachdem wir drei Stunden uns von der Hauptstadt entfernt hatten und den Hafen in einer dreiruderigen Tschaike hinaufgefahren waren, wurde dieser, der bei der Einfuhr gegen 600 Schritte breit ist, immer schmäler und schmäler und endigte sich endlich in einer Krümmung gegen Nord-Nord-West bei der Rheede von Keaghid-Khaneh oder den eaux douces, wie die Franzosen diese Gegend nennen.

An diesem Orte ergießt sich der Fluß Lykus in den Hafen, nachdem er zwei andere Ströme in sich aufgenommen hat und ein hellschimmerndes Beet bildet, dessen Breite sich, unter mancherlei Abwechselungen und bald

mehr bald weniger, auf 50 Schritte erstreckt. Indem man den Hafen verläßt und diesen Fluß aufwärts fährt, hat man Konstantinopel im Rücken, das in dieser Entfernung so unendlich reizend erscheint, daß keine Beschreibung diesen Prospekt zu erschöpfen vermag; zur Linken erblickt man die schöne Vorstadt Ejub, die sich noch auf der Seite längs dem Meere ausbreitet, auf welcher die unermeßliche Metropolis thront und wo die Sultanin-Valida eben eine prächtige Dschamie und ein Grabmahl hat erbauen lassen, in welchem ihre Gebeine einst ruhen sollen. Auf der rechten Seite hingegen fällt das Auge auf ein morgenländisches Kaffeehaus, mit den herrlichsten Umgebungen geschmückt, das an diesem Orte unbeschreiblich viel romantisches hat.

Kaum könnte man in der ganzen prächtigen Gegend ein Plätzchen auffinden, das für die Sinne und besonders für's Auge so namenlose Reize darböte, als dieses. Wie anmuthig ist es nicht, ein Meer vor sich zu haben und doch zugleich neben einem Strome

zu sitzen, der seine schillernden süßen Gewässer ruhig dahintreibt, während die unruhigen Seewellen tosend an den Klippen der Gestade verhallen und sich in schwarz- und grünsilbernen Hügeln bis zu den Ufern hinaufthürmen. Und nun noch Rasenteppiche mit dem weichsten und lieblichsten Grün, in welchem eine Welt von bunten, schimmernden Blumen ihr Haupt erheben und alle Farben des Regenbogens und des Prismas im anmuthigsten Gemisch dem Auge entgegenwerfen.

Hierher verfügen sich oft die Harems der osmanischen Großen zu zwanzigen, dreißigen, vierzigen; lassen ihre schönen und kostbaren türkischen und persischen Teppiche von den Sklavinnen und Eunuken auf dem Fußboden ausbreiten, genießen da unter dem freien blauen Dach des Himmels, mitten im unendlichen Sallon der Natur ein erfrischendes Frühstück und laben sich an dem Anblick des unvergleichlichsten Schauspiels, das die Welt aufstellen kann. Hierher kommen alle diejenigen, die auf einige Zeit dem unseligen Gewühl einer übervölkerten Hauptstadt zu ent-

fliehen und in der Betrachtung der Natur Beruhigung für das Herz zu finden im Stande sind. Hierhin möchte ich jeden Kosmopoliten hinzaubern, der in den Schönheiten der kunstlosen Welt Trost für das Unglück sucht, das über das Menschengeschlecht ausgegossen ist.

Man sah die Diener und Dienerinnen beschäftigt, ihren Gebieterinnen Kaffee und Sorbet zu schenken und Süßigkeiten anzubieten. Das Innere des Kaffeepavillons war mit Muselmännern, Griechen und Armeniern angefüllt und auf einer Rasenbank neben einem hellaufsprudelnden Springbrunnen hatten sich ein paar Franken gelagert und blickten von ihrem einsamen Sitze nach jener Gegend hin, wo das Gedränge und der Lärm nie sein Ende erreicht.

Wir ließen die Tschaike eine Weile halten und schaueten hinter uns. Welch ein unbeschreiblicher Anblick! In der Nähe bezaubernd romantische Thäler und Hügel, Flüße und Bäche, Vorstädte und Dörfchen, Sommerpavillons und Bauernhütten. In der Ferne ein Blick ins Unendliche, den ganzen

Hafen entlang bis zum weißen Meere hin und auf der ungemessenen Strecke kein Plätzchen, das nicht der Aufmerksamkeit werth wäre, das nicht dem Auge mannigfachen Reiz darböte. Es kam mir vor, als sey ich in diesem Augenblick gewürdigt, von diesem Standpunkte aus in die elisäischen Gefilde der Unterwelt zu schauen und hätte ich nicht, statt schwebender Schatten, Menschengestalten um mich gehabt, vielleicht hätte mir meine lebhafte Phantasie auf einige Zeit glauben gemacht, ich sey wirklich in jenem wunderbaren unendlichen Reiche, aus dem nimmer Einer wieder zurückkehrt, der einmal einen Fuß in dasselbe gesetzt hat.

Ich kenne wenig Kaffeehäuser in der Gegend des Bosporus, die mir so wohl gefallen hätten als dieses. Haleb-Oglu soll der erste Erbauer heißen und die Anlage macht seinem Geschmack Ehre. Auch findet man für alle Bequemlichkeiten und Bedürfniße hinlänglich gesorgt, insofern man sie von einem Kaffetier erwarten kann. Längs dem Fluße und den Meeresgestaden hin sind schattige

Bäume gepflanzt, die den Spaziergänger gegen die feurigen Strahlen der Sommersonne sicher stellen und zwischen ihnen finden sich überall anmuthige und kühle Ruheplätzchen, die der ermüdete Wanderer selten verschmähen wird. Der Kaffee und Tabak ist gut an diesem Orte, Schachbrete stehen gleichfalls zu Dienst und der gegenwärtige Besitzer hält ein paar Tschaiken, womit sich jeder für einen billigen Preiß, in der ganzen Gegend herum, umherfahren lassen kann.

Indem wir weiter mit unserer Tschaike den Fluß hinauf fuhren, gelangten wir in ein fruchtbares Thal, worin die Vegetation in ihrer ganzen morgenländischen Fülle und Üppigkeit prangte und das von zweien, aus weißem Schiefer bestehenden, nackten und unbebauten, Hügeln umschlossen war. Auch von diesen müßte man die prachtvollste Aussicht auf die ganze Gegend haben; Schade daß nicht jemand daran gedacht hat, auf einem derselben eine Warte oder wenigstens eine Hütte anzulegen.

Der Fluß, der mit seinen fischreichen Ge-

wässern den anmuthigsten Thalweg bezeichnet, ist breit und doch tief, ruhig und doch schnellfließend in der Nähe seiner Mündung, und wenn auch bisweilen Stürme und Winde auf dem Hafen toben, so empfindet man doch hier in einiger Entfernung selten etwas davon. Je weiter man aber hinaufkommt, desto enger wird die Straße, die die Natur ihm gegraben hat, und da giebt es auch Stellen, die gefährlich für die Schiffenden werden können. Aber desto herrlicher werden die Gegenden, die uns umfangen, desto reizender seine Umgebungen an beiden Ufern.

Einsam sehen wir uns hier gleichsam: denn was sind die Menschenhaufen, die hin und wieder in's Auge fallen, gegen den unaufhörlichen Tumult, den wir nahe bei der Stadt um uns zu sehen gewohnt sind; aber eben diese Stille vermehrt noch die feierliche Pracht der Landschaft. Die Natur scheint so zu sagen diese herrliche Einsamkeit an der Seite eines unendlichen Lärms und Gewühls gestellt zu haben, um dem trunkenen Auge einige Erquickung liebevoll und freigebig dar-

zureichen, und es für so viele Eindrücke zu entschädigen, die ihm die Menschen an allen andern Orten gaben. Wir haben eben den weitläuftigsten, lebendigsten und gewühlvollsten Hafen verlassen, den man auf dem Erdenrunde finden kann; noch vor kurzem war unser schwaches Schiffchen ein Spiel unaufhörlich bewegter Meereswogen und von der Ferne hörten wir noch ein endloses Getöß unser Ohr umschallen. Auf einmal ist alles verschwunden und ruhig ist das Gemüth wie die Natur, die uns umgiebt.

Wir sehen jetzt keinen Schatten mehr von einer Stadt, alle Spuren von Pallästen und Schiffen sind dahin; mit dem Meere ist auch aller Stadttumult entflohen. Nirgends kann der Geist so schnell von der Bewegung zur Ruhe übergehen als hier. Und die Gegend, das Erdreich, die Produkte des Pflanzenreichs . . . . . alles hat hier eine andere Gestalt angenommen und sähe man nicht an manchen Orten zerstreute orientalische Menschengruppen, man würde kaum träumen, in

der Nähe des thrazischen Bosporus sich zu befinden.

Wir ließen bald unsere Tschaike zurück, um an den Ufern freier umherschauen zu können und wir gelangten bald zu dem Kiosk des Bujuck-Imbrohor (Oberstallmeisters), welches sich auf der linken Seite des Flußes befindet. Wenn man dann über eine leichte Brücke geht, welche sich hier über dem Strom befindet, um die Verbindung zu erleichtern; so kommt man auf einen Pfad, der zu dem kaiserlichen Sommerpallast in dieser Gegend führt.

Seine Lage ist eine der reizendsten, die man sich denken kann und hier ist der einzige Ort in den ganzen Environs von Konstantinopel, von dem man sagen kann, daß Natur und Kunst gleichsam gewetteifert haben, ihn zum Paradies der Erde zu erheben. Denn hier war es, wo Achmed der Dritte, außer diesem schönen Sommerschloß, weitläuftige Gärten und Wasseranlagen nach europäischem Geschmack bauen ließ. Die Muster dazu hatte ihm Ibrahim-Effendi in Zeich-

nungen von den Anlagen von Versailles und Fontainebleau aus Frankreich mitgebracht. Und in der That glaubt man kaum, sich in der Türkei zu befinden, wenn man hier spazieren geht und kein Ort kann für Franzosen insonderheit in der Nähe der türkischen Hauptstadt angenehmere Erinnerungen erwecken als dieser.

Die Gegend, welche so die Kunst und der Befehl eines Sultans zu einem Eden umgeschaffen hat und die von Natur, an und für sich schon, so reizend ist, ist von sehr weitem Umfang und wir hatten bald einen Standpunkt aufgesucht, von dem wir sie größtentheils zu überschauen vermochten. Die Leser mögen mir es vergönnen, daß ich noch einmal mein Herz ausschütte und die anmuthigste der Landschaften zu schildern mich unterfange: denn

Auen seh ich, schattenreiche Haine,
Silberström', auf jugendlicher Flur,
Und im lichten, milden Sonnenscheine
Glänzt verherrlicht die Natur.

Hier ist das Romantische mit der schönen Einfalt verbunden und in derselben herrscht doch zugleich die üppigste Verschiedenheit. Auf der einen Seite mächtige, hoch über den Horizont emporstrebende und ihn zuletzt begränzende Hügel und Berge, auf dessen Gipfeln das Auge sich nach schönen Landhäuschen sehnen möchte, an deren Grundfelsen aber Flüße und Bäche schäumend dahin rauschen. Auf der andern Prachtgebäude, Schlößer und Pavillons, zum Sommeraufenthalte des Großherrn und seines zahllosen Gefolges erkohren, neben friedlichen Hütten, die hie und da aus pittoresker Einsamkeit hervorblicken. Hier die Natur in ihrer vollsten Blüthe, dort die Kunst in ihrer schönsten Reife.

Nirgends am ganzen Bosporus sammeln sich so viele Ströme als hier, die alle ihren Lauf nach dem Hafen hin haben. Der Lykus, der bei der Rheede der süßen Wasser sanft und ruhig in's Meer stürzt, entspringt tiefer im Lande aus zweien Flüßen. Der größere von diesen, Barbyses genannt, kommt von der Vorstadt Belgrad und von diesem ward

sonst die Papiermühle (Kiat-ana) getrieben, die ein Franzos hier anlegte, die aber nach seinem Tode wieder eingegangen ist. Eben wegen dieser Papierfabrik wird auch die ganze Gegend Keaghid-Khaneh von den Türken genannt. Der andere Strom führt, vor seiner Vereinigung mit dem Barbyses, den Namen Zydarus Machleva und hat seine Quelle gegen Nordwesten.

Der Lykus ist, wie wir gesehen haben, durchgehends schiffbar; nur hat er hin und wieder seichte Flecken, von denen ich zwei durch Pfähle als Signale den Schiffern bemerkbar gemacht gefunden habe. Der Fluß, welcher von Nordwest kommt, ist lediglich bis an den Flecken Hali-Beikui schiffbar, der Barbyses hingegen noch vier Meilen weiter. Über beide Flüße sind Brücken geschlagen, über welche man von Pera nach Adrianopel geht. Außerdem aber giebt es noch mehrere andere Gewässer in der Nähe, welche, da sie insgesammt durch die ganze Länge des großen Hafens nach dem Mare di Marmora

hinfließen, nicht wenig zu der Reinigung desselben beitragen.

Zunächst um den schönen sultanischen Kiosk herum gleicht die Landschaft ganz besonders einem Garten, wo kein Plätzchen von der Kunst vernachläßigt, keins von der Natur unfruchtbar gelassen worden. Auf dem Strom, der hart an demselben vorbeifließt und über den mehrere zierliche Brücken führen, sind Wasserkünste angelegt, die sonst nirgends in dieser Gegend in solcher Vollkommenheit zu finden sind. Ein Kanal, der durch die reizendsten und üppigsten Wiesengründe strömt, bildet mancherlei anmuthige Kaskaden, und Springbrunnen rieseln überall empor. Unter seinen Füßen sieht der Wanderer auf den nahen Hügeln Wäldchen und Felsen, zwischen denen durch tiefe Gründe helle Gießbäche rauschen, und an den fruchtbaren Ufern derselben weiden, unschuldig und ländlich, Heerden von Kühen und Schafen.

Hier glänzen die Thäler, belebt von dem Gesange der Vögel, vom Überfluße orientalischer Gewächse; aber über sie erheben sich

Bäume von ganz anderer Art, als ich sonst am Bosporus zu sehen gewohnt bin und Eschen und Platanen geben einen weit minder melankolischen Schatten als die Zweige der Zypressen. Dort erblicke ich kleine morgenländische Pavillons mit vergoldeten Doms und schimmernden Dächern, von denen die fast senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen millionenfach zurückgeworfen werden und um sie herum Ebenen mit dem zartesten Grün bedeckt.

Hier wälzen sich in der Nähe auf den stolzen Baumwipfeln die goldenen Früchte, bewegt von der kühlen Seeluft, mit ihren Blätterkronen und Kränzen, wie die Wogen des Meeres, bald hierhin bald dorthin, und Wäldchen und Gartenbeete geben mit ihrem dunkeln und hellern Grün, mit ihren verschiedenen Farben und Bildern der Szene die seltenste Abwechselung. Dort in der Ferne werden eine Menge Barken und Schiffchen sichtbar, die neue Spaziergänger aus der Hauptstadt bringen.

Hier erblickt man Tamarinden und Akazien-

bäume, die ihre Wurzeln in die Spalten der Felsen hinabsenken; dort blühet der Weinstock. Hier umzingelt ein Flüßchen eine Pappelinsel — ein anderer stürzt aus einem dichten Zedernwäldchen hervor und scheint seinen silberhellen Strom über eine unendliche Ebene ergießen zu wollen. Dort hängen in der Ferne Dörfchen durch Straßen zusammen, die, von Wiesen umgeben und von Bäumen beschattet, künstlichen Spaziergängen gleichen. Hier sieht man buschige Schlangenwege sich mannigfaltig durchkreuzen, dort Alleen schattenreiche Spazierplätze bilden.

Alles kommt so hier zusammen, um dem Auge die anmuthigste, pittoreskeste Ansicht zu gewähren und die Seele des Beschauers verliert sich gleichsam in den Wundern der hier so wohlthätig und bezaubernd verschwenderischen Natur und Kunst. Bald denkt sie sich in der Schweiz, bald in Frankreich — bald ruft sie eine Gegend England's zurück, bald wandelt sie in einem europäischen öffentlichen Lustgarten. Und noch die mannigfaltigen Menschengruppen, die sich hier zu allen Ta-

gesstunden sammeln und bald zu dieser bald zu jener Nation gehören, die zahllosen bunten Szenen, welche dadurch veranlaßt werden, die Verschiedenheit der Trachten, Sitten und Gewohnheiten. Welch ein Stoff zu Betrachtungen für den denkenden Europäer, der zum erstenmal diese Gegend besucht!

Wäre diese Landschaft in der Nähe einer großen europäischen Stadt, wie würde man da nicht daran gedacht haben, manche Anstalten hier zu treffen, die den Spaziergängern noch mehr Bequemlichkeiten und Genüße gewähren könnten. Es giebt hier weder Hotels noch Gasthöfe, weder Säle, worin man sich versammeln, noch Wohnungen, die man für gewiße Jahreszeiten oder auch für beständig miethen könnte. Es ist nichts wie ein Pavillon da zu finden, worin man Kaffee und Tabak haben kann und selbst dieser soll erst neulich erbauet worden seyn und kann schon morgen wieder abgetragen werden, wenn es dem Eigenthümer gefällt, ihn an einen andern Ort zu verpflanzen.

Sultan Selim beehrt an manchen Som-

mertagen sein hiesiges Schloß nebst einem zahlreichen Gefolge mit seiner Gegenwart; doch pflegt er nie lange hier seine Residenz zu halten: er scheint für Dolma-Backtscheh eine besondere Vorliebe zu haben. Noch seltener kommen die Frauenzimmer aus dem Serail hierher, desto häufiger aber die Harems der türkischen Großen.

Die großen fetten Wiesen in der Nähe dieses kaiserlichen Sommeraufenthalts stehen unter der Oberinspektion des Bujuck-Imbrohor, der daher auch hier seinen eignen Pallast hat. Die Marställe des Serails und der vornehmsten Türken werden jedes Frühjahr nach diesen Wiesen geführt und auf denselben verweilen sie unter freiem Himmel bis zum Ende des Herbstes. Die Stallmeister wohnen alsdann ebenfalls hier in der Nähe ihrer Pferde unter Zelten.

In den hiesigen Ebenen üben sich auch häufig die jungen Artilleristen im Zielschießen mit Kanonen und Bomben. Die Truppen, welche der jetzige Sultan nach dem letzten russischen Krieg auf europäische Art bewaffnen

ließ, haben hier gleichfalls manche Manöuvres in Gegenwart des Kaisers machen müßen. Oft haben auch türkische Armeen, welche nach europäischen Provinzen versandt wurden, hier ihre Revüe gehalten, denn von den süßen Wassern führt eine Straße direkte nach Adrianopel, eine andere nach Varna und eine dritte nach der Donau. Von Pera kann man nicht anders als durch diese Gegend zu Lande nach der Hauptstadt kommen; auch führen von hier Wege nach mehrern Vorstädten am Kanal auf der europäischen Seite, welcher durch eine nicht sehr weite Landenge hier von dem Hafen getrennt ist.

Ein und sechzigstes Kapitel.

Konstantinopel einer der Hauptsitze der orientalischen Gelehrsamkeit. — Häufige Gelegenheit für den Europäer, sich Kenntniße in der Literatur der asiatischen Nationen zu verschaffen. — Die Bibliotheken des Serails, der Dschamien, Schulen und Stiftungen. — Die große Anzahl solcher Kitab-Khanehs und Institute für die Gelehrsamkeit in der Hauptstadt. — Die Hafiz-Kutub's oder Aufseher der öffentlichen Büchersammlungen. — Instruktionen derselben. — Mit was für Erwartungen der gelehrte Franke solche Anstalten besuchen müße.

Konstantinopel gilt mit Recht für einen der Hauptsitze der morgenländischen Gelehrsamkeit und in der That dürfte es wenige Örter geben, wo der Liebhaber der orientalischen Literatur seine Neigung und Wißgierde in glei-

chem Maaße befriedigen könnte. Eine ganze Straße des Basars ist voll von Büchern und Werken asiatischer Schriftsteller, eine noch weit größere Menge findet man bei Privatpersonen und man braucht nur einen dienstfertigen Gelehrten an der Hand zu haben oder einem Mäkler, der sich mit solchen Dingen befaßt, den Auftrag zu geben und man wird ohne Schwierigkeit fast jede Schrift zur Ansicht oder zum Verkauf bekommen können.

Nun nehme man noch die ungeheure Anzahl von muselmännischen Gelehrten, die sich hier in der Hauptstadt herumtreiben, und theils vom Unterrichte leben, theils Hausgenoßen in den Familien der Reichen und Großen sind; die vielen Lehrer auf den gelehrten Instituten, die ihre Unterhaltung sowohl der Freigebigkeit des Monarchen als ansehnlichen milden Stiftungen, woran diese Metropolis so reich ist, verdanken, Männer, die in ihrer Art allerdings auf tiefe Einsichten in den Wissenschaften des Orients und auf gelehrte Bildung Anspruch machen; die namenlose Menge von Geistlichen aller Grade vom

Mufti bis zum bettelarmen Derwisch, welche sich durch wissenschaftliche Kenntnisse vor dem Pöbel auszuzeichnen bestreben, die Beamten der Gerechtigkeit, die Richter vom Kadileskir bis zum Kadi, die meistentheils in den Schriftstellern des Morgenlandes bewandert scheinen wollen; endlich der Haufe von Dragomans und europäischen Gelehrten in Pera, die mehr oder weniger sich mit diesem Studium der asiatischen Literatur beschäftigen. Wer kann unter diesen Umständen nur einen Augenblick daran zweifeln, daß die türkische Hauptstadt eine unerschöpfliche Quelle seyn müße, über Alles Aufschlüße und Belehrung zu finden, was jene unermeßliche Erdstriche betrift, welche wir unter der allgemeinen Benennung des Ostens begreifen.

Mit jeder der großen prächtigen kaiserlichen Dschamien ist auch zugleich eine Art von Akademie, gelehrtem Institut oder morgenländischer Schule verbunden und fast jede hat auch ihre Büchersammlung, die mehr oder weniger öffentlich oder zum Gebrauch des Publikums geeignet ist. Bei allen diesen An-

stalten findet man auch Personen, die sich mit den vornehmsten Zweigen der Gelehrsamkeit der Osmanen, Perser, Araber und Tataren beschäftigt haben und einer in diesem Fache mehr, der andere in einem andern. Ich habe unter ihnen Männer angetroffen, die durch häufige Übung mit einer solchen Stärke des Gedächtnisses begabt worden waren, daß sie beinahe auf Alles, was man ihnen sagte, mit Stellen aus morgenländischen Schriftstellern zu antworten verstanden.

Die Anzahl öffentlicher Bibliotheken in Konstantinopel giebt man auf 35 an; aber man denke sich dabei keine großen Institute nach europäischer Art. Es würde wohl bei uns mit weniger Kosten und Mühe verbunden seyn, eine Büchersammlung von 100000 Bänden zusammenzubringen als in der Levante von tausend. Man erwäge, daß die gelehrten Werke hier zu Lande nur in Handschriften zu finden sind; die Anzahl derer, welche gedruckt worden sind, ist sehr gering und damit ist auch erst in den letzten Zeiten eigentlich angefangen worden, also lange

nach Stiftung dieser Institute, die sich fast alle von weit frühern Zeiten herschreiben. Außerdem stelle man sich nicht vor, daß die orientalischen Manuskripte so wenig Mühe und Sorgfalt foderten, als die größtentheils müßen gekostet haben, welche man in okzidentalischen Sprachen in unsern Bibliotheken antrifft. Die Orientaler sehen mehr noch als wir und unendlich mehr als unsere Vorfahren auf das schöne Äußere ihrer Bücher und sie verlangen von ihnen, daß nicht nur die Buchstaben in denselben rein und zierlich gemalt, sondern auch die Blätter und die Rände mit mannigfaltigen Zierrathen nnd Malereien mit goldener, rother, blauer und grüner Farbe geschmückt erscheinen. Diejenigen Exemplare, welche in öffentlichen Bibliotheken niedergelegt werden, sind daher oft von einer Kostbarkeit, daß schwerlich ein Privatmann bei uns sich entschließen dürfte, den Luxus in Büchern so weit zu treiben und so viel Geld auf eine Prachtausgabe eines oder des andern unserer besten Schriftsteller zu wenden.

Eine Bibliothek von 10000 Bänden in der Türkei kann an Werth und Kostspieligkeit daher immer der größten und ansehnlichsten Büchersammlung in Europa an die Seite gesetzt werden und nicht leicht werden bei uns Große und Reiche aufzufinden seyn, die so viel Geld auf Büchersammlungen verwendeten, als hier von Privatleuten geschehen ist. Auch giebt es vielleicht keinen Ort der Erde, selbst Paris, London, Wien, den Eskurial nicht ausgenommen, wo eine solche Menge von Handschriften existirte, als hier in allen muselmännischen Bibliotheken zusammengenommen.

Man muß sich darüber um so mehr verwundern, da die Anzahl der klassischen Schriftsteller bei den Orientalern so gering ist und die Zeiten längst vorbei sind, in denen Männer von Geist und Phantasie auf ihr Zeitalter durch Schriften wirkten und nach einem Namen in den Annalen der Wissenschaften und Gelehrsamkeit strebten. Die Bibliotheken der alten Griechen und Römer, die auch nur aus Handschriften bestanden, waren freilich in

Ansehung der Menge der Bände, die sie in sich faßten, weit größer als irgend eine jetzt im ganzen Orient existirende; aber wie groß war nicht auch die Anzahl der Schriftsteller von Werth und Bedeutung bei diesen Nationen, wie sehr waren sie nicht an Kultur und Bildung den heutigen Türken, Persern und Arabern überlegen und mit wie viel leichterer Mühe, besonders in den letztern Zeiten, wurden nicht die lateinischen und griechischen Manuskripte verfertigt als jetzt die morgenländischen?

Auch unter den Neugriechen findet man noch heut zu Tage sehr wenige gedruckte Schriften und diejenigen, welche man in Konstantinopel bei ihnen antrifft, kommen entweder aus Venedig, wo ehemals besonders häufig griechische Werke gedruckt wurden, oder aus Wien und Ofen, oder aus Rußland, vornehmlich Petersburg und Moskau, wo die Kaiserin Katharina die Zweite, den Griechen zu Gunsten viele bedeutende Bucher in neugriechischer Sprache hat drucken lassen, oder endlich aus Leipzig

aus der Breitkopfschen Offizin. Das, was in der patriarchalischen Druckerei zu Konstantinopel erscheint, sind meistens nur Gebetbücher, Legenden, Stücke aus der Bibel. Die meisten neugriechischen Gelehrten begnügen sich daher mit Handschriften, wenn sie auch ein oder das andere gedruckte Buch besitzen und selbst die Büchersammlungen in ihren Klöstern und Schulen bestehen nur aus Handschriften. Aber wie weit wohlfeiler sind nicht schon diese in Vergleich mit türkischen und ist nicht gerade diese Wohlfeilheit eben daran Schuld, daß die im Auslande gedruckten neugriechischen Werke, die freilich, da sie aus so weiter Ferne kommen, in den Preisen sehr steigen, bei den christlichen Einwohnern der Levante bei weitem nicht den Absatz finden, den sie zu erwarten berechtigt seyn dürften.

Wäre dieses nicht, so würden Unternehmungen der Art gewiß nicht schlecht berechnet seyn: die Anzahl der Metropoliten, Bischöfe, Archimandarits und reichen Kalugers ist nämlich so groß und diese wollen alle doch

mehr oder weniger als Gelehrte erscheinen; dazu kommt noch die Eitelkeit und der Nationalstolz de neugriechischen Großen, besonders in der Hauptstadt, welche gern Alles anwenden, ihre und ihrer edlen Vorfahren Literatur in Aufnahme zu bringen. Aber da die Klöster so voll von Müßiggängern, Diakonen, Vorsängern, jungen und alten Kalugern sind, diese alle meistens schreiben gelernt haben, und zum Abschreiben von Manuskripten gebraucht werden können; so können freilich die Handschriften bei den Griechen wohlfeiler zu stehen kommen als die gedruckten Werke aus fernen Gegenden. Die orientalischen Handschriften können freilich nicht von Schülern verfertigt werden: es werden dazu schon Gelehrte erfordert und selbst nicht Gelehrte vom gewöhnlichen Schlag; allein eben darum müßen die Preise derselben auch weit höher seyn.

Nur wundert es mich, daß die vielen vornehmen und reichen Griechen in Konstantinopel nie auf den Gedanken gekommen sind, ein typographisches Institut in der Haupt-

stadt zu errichten: mit den Produkten desselben würden die griechischen Werke des Auslandes keine Konkurrenz aushalten können, und da der Arbeitslohn in der Levante so wohlfeil ist, so würde die Liebhaberei mit Manuskripten bald ihr Ende erreichen. Da Sultan Selim eine neue türkische Druckerei errichtet hat, so hätte das wenigstens den eiteln Griechen ein neuer Antrieb zu einem so nützlichen Unternehmen seyn können. Die osmanische Regierung, welche sich überhaupt wenig oder gar nicht um die Zu= oder Abnahme der Kultur und Zivilisation der ihr unterwürfigen Länder bekümmert, würde schwerlich etwas dagegen gehabt haben und wie viel könnte nicht dadurch die wissenschaftliche Bildung unter den Neugriechen gewinnen? Aber theils haßt man zusehr alle Neuerungen, theils ist auch bei dem ausnehmenden Egoismus und der beständigen Eifersucht unter den vornehmen griechischen Familien eine Vereinigung in einer solchen Hinsicht so schwer, daß man vielleicht noch lange nicht an einen Plan dieser Art wird denken können.

Doch wir wollten ja von Konstantinopel als einem der Hauptsitze der morgenländischen Musen reden; von den gelehrten Anstalten und Kenntnissen der Neugriechen wird sich an einem andern Orte Gelegenheit darbieten, ausführlich zu handeln. Wir sagten vorhin, man gebe die Anzahl der öffentlichen Bibliotheken in der türkischen Hauptstadt auf 35 an; aber dazu gehören noch nicht die vielen Büchersammlungen, die man bei Privatleuten findet, die oft in der Familie als Vermächtniß bleiben und zu deren Genuß man ebenfalls gelangen kann, sobald man sich auf eine schickliche Art an diejenigen Personen zu wenden weiß, welche darüber die Aufsicht haben. Die kaiserlichen Bibliotheken im Serail gelten für die kostbarsten und reichsten; aber auch die literärischen Sammlungen der großen Dschamien bestehen nicht selten aus mehr als 2000 bis 5000 Bänden. Endlich haben auch die meisten Schulen bei den Muselmännern, deren man in Konstantinopel und in den Vorstädten 518 höhere und über 1250 niedere zählt, kleine Büchervorräthe, die man

benutzen kann, wenn man mit den Lehrern und Vorstehern dieser Institute bekannt zu werden Gelegenheit hat.

Die berühmtesten und vornehmsten Bibliotheken aber, zu denen der Franke ohne Schwierigkeit Zutritt haben kann, wenn er nur einigermaßen Bekanntschaften hat, sind wohl die von der Sophienkirche, von der Sultan-Selim-Dschamie, Sultan-Bajazed-Dschamie, Sultan-Soliman-Dschamie, Nur-Osmani-Dschamie, Sultan-Muhamed-Dschamie, Ejub-Dschamie und Schahzadeh-Dschamie; endlich derjenigen, die die Namen ihrer Stifter und Erbauer führen und in besondern Gebäuden zerstreuet in der Stadt sich befinden, besonders die des Großvezirs Kuperli, Achmed-Pascha's, des Großvezirs Raghib-Pascha's, des Ismael-Effendi's, Atif-Effendi's und Abdul-Hamed's, des letztverstorbenen Groß-Sultans.

So berühmt auch diese Kitab-Khanehs — so nennt man diese gelehrten Institute in

türkischer Sprache — unter den gelehrten Muselmännern selbst in entferntern Gegenden der Levante sind; so wenig kennt man sie in Pera. Hunderte, ja tausende von Menschen unter Franken, Juden und Griechen sind, die nie von diesen Anstalten für die Gelehrsamkeit in ihrer Nähe nur etwas gehört haben und kaum der zehnte Theil aller Bewohner dieser Vorstadt möchte wohl eine derselben wirklich besucht haben. Sie würden ohne Zweifel noch weit unbekannter seyn, wenn nicht manche Quartiere und Gassen in der Stadt von ihnen die Namen entlehnt hätten.

Die Türken selbst, unter denen lediglich ein sehr geringer Theil die Bildung erreicht hat, daß sie geschrieben lesen und noch weit weniger selbst schreiben können, bekümmern sich wenig um solche Institute der Gelehrsamkeit ihrer Nation. Nur die eigentlichen Gelehrten unter ihnen pflegen sie zu besuchen, und außer denen, die der Hang zu den Wissenschaften an diese Örter führt, kommen wenige dahin: denn die Neugierde scheint eben nicht der Fehler der Osmanen zu seyn. Auch

ist es überhaupt im Orient nicht so wie bei uns in Europa Gebrauch, daß ankommende Fremde sich die Merkwürdigkeiten einer Stadt zeigen lassen und also auch die Bibliotheken beschauen: der Türke kommt in seinem Han oder bei seinem Gastfreunde an und bekümmert sich wenig darum, wie die Stadt aussieht, in der er sich befindet, ob die Straßen schön und geräumig, die Palläste in denselben prächtig und groß sind; sein Streben geht nur dahin, seine Geschäfte zu vollbringen und sich dann auf dem Divan mit der Knasterpfeife der Ruhe zu überlassen; selbst zu Spaziergängen ist er nicht leicht zu bewegen.

Die Türken können daher nicht genug über den Neufang der Franken und ihre Sucht, Alles mit eignen Augen zu sehen und mit eignen Ohren zu hören, lächeln. „Was nutzt euch diese Unruhe, dieses rastlose Bemühen, alle Orte zu besuchen, Alles zu beschauen? — Wäre es nicht besser, daß ihr zu Hause bliebet und ruhig eures Lebens froh würdet? — hört man sie oft die Europäer fragen und wenn man ihnen dann antwortet: die Ver-

schiedenheit der Städte und Gegenden und ihre Merkwürdigkeiten hätten für unsere Wißbegierde einen großen Reiz, erwiedern sie: „man könnte Alles dies durch Hörensagen eben so gut kennen lernen ohne sich in der Ruhe stören zu lassen."

Bei diesen Grundsätzen ist es kein Wunder, daß der Pöbel bisweilen so verwunderungsvoll die Franken anstarrt, die entweder allein oder in Begleitung von Janitscharen, ohne eigentliche Geschäfte zu haben, von einer Ecke der Stadt zur andern laufen, bald von diesem zu jenem Quartier überspringen, bald von dieser Seite zu jener hineilen, bald diese bald jene Merkwürdigkeit aufmerksam beschauen, bald dieses oder jenes Gebäude mit unverwandten Blicken betrachten. Und eben so wenig darf man es befremdend finden, daß das Volk, das bei seiner Rohheit und Unwissenheit so leicht an Etwas Skandal findet, was dem mehr Gebildeten als ganz gleichgültig erscheinen würde, solchen neugierigen Fremden nicht selten so gern Avanien anthut und das Vergnügen verbittert.

Daß jemand blos in der Absicht nach dem Bosporus kommen könne, um zu reisen und Konstantinopel mit seinen Merkwürdigkeiten zu sehen, würde sich der Türk kaum einbilden können, wenn nicht sein Stolz so groß wäre, daß er überzeugt ist, außer der Hauptstadt seiner Nation und der Residenz seines Sultans gebe es nichts Schönes auf der Erde, und wenn ihm nicht Volkslieder gesagt hätten: alle Welt ströme herbei, um die unendliche Pracht der kaiserlichen Stadt zu bewundern. Indessen kann er sich doch kaum erklären, wie der Europäer die Geduld und Beharrlichkeit haben könne, alles Einzelne so genau zu besehen, so aufmerksam anzugaffen. Bei Komödien, Schatten- und Marionettenspielen ließen sie es wohl noch gelten: denn da zeigen sie sich selbst so neugierig; aber bei jeder andern Sache halten sie ein solches Benehmen für Thorheit.

Wer daher eine Bibliothek besuchen will, dem ist anzurathen, daß er nicht thue, als komme er aus Neugierde, sondern daß er erkläre, er sey ein Gelehrter und finde Inter-

esse an den Wissenschaften und der Literatur des Orients. Von Eingebornen kommen selten in die öffentlichen Büchersäle andere Personen als diejenigen, welche Nutzen aus den gelehrten Schätzen dieser Anstalten schöpfen können: blos den Sallon und die Bände neugierig zu beschauen kommt wenig mit den osmanischen Sitten überein.

Was die öffentliche Benutzung dieser Bibliotheken betrifft, so sind sie nur die Dienstage und Freitage geschlossen, alle übrige Wochentage stehen sie alle Jahreszeiten hindurch für jedermann offen. Die Einrichtung selbst aber ist insofern ungefähr in allen gleich, als alle europäische Bibliotheken einander insgesammt mehr oder weniger ähnlich sind und in den Hauptpunkten mit einander übereintreffen. Nur ist hier alles — wie sich von selbst versteht — orientalisch und wenn man mit diesem Gedanken in eins dieser öffentlichen Gebäude tritt, so wird man in demselben nicht mehr verlangen, als man zu erwarten berechtigt war.

Da jeder dieser morgenländischen Bücher-

schätze fast mit ansehnlichen Fonds versehen ist, so können durch dieselben in jeder Bibliothek drei bis vier Bibliothekare oder Kustoden erhalten werden; die Büchersammlung der Sophiendschamie hat bisweilen sechs Aufseher gehabt und die neueste, welche durch Sultan Abdul-Hamed gestiftet worden ist, hat gegenwärtig deren fünf, die alle besoldet werden. Man sagt, der jetzige bekannte Kapudän-Pascha, der Schwager Sultan-Selim's habe bisher ungeheure Geldsummen an die Sammlung merkwürdiger und seltener Werke des Morgenlandes gewendet und er habe die Absicht, in Tershana, der Hauptstadt gegenüber, ein neues Gebäude aufzuführen, worin seine Bibliothek aufgestellt werden und zum öffentlichen Gebrauch für die Nachkommenschaft bestimmt seyn soll. Dieses Institut soll mit so beträchtlichen Einkünften versehen werden, daß immer sechs besoldete Gelehrte die Aufsicht darüber führen können.

Man schmeichelt sich, daß diese Anstalt alle andere ähnliche an Gemeinnützigkeit übertreffen werde. Soviel ist mir aus sichern

Quellen bekannt, daß der Kapudân-Pascha mehrere Griechen ansehnlich belohnt hat, die nützliche Werke über Navigation, Geographie und Mathematik aus dem Französischen und Italiänischen für seine Bibliothek ins Türkische haben übersetzen müßen. Mehrere armenische Kaufleute haben auch von ihm den Auftrag erhalten, Manuskripte in Kleinasien, Syrien, Mesopotamien, Ägypten und selbst in der Barbarei, in Persien, Indien und der Tatarei aufzukaufen und Kaiser Selim soll ihm selbst dazu eine große Geldsumme, die einige auf funfzig Piasterbeutel angeben, geschenkt haben. Wenn man weiß, wie sehr die jetzige Regierung einsieht, daß europäische Kenntnisse und Wissenschaften zur Erhaltung des Reichs und des Throns immer nothwendiger werden, so darf man sich darüber nicht wundern. Nur ist es wohl allerdings zu vermuthen, daß jetzt die Zeit, Aufklärung unter der Nation zu verbreiten, fast zu spät sey und daß durch die Umstände der Untergang des Reichs wohl früher herbeigeführt werden dürfte, als jenes völlig gelingen könnte.

Die Bibliothekaren (Hafiz-Kutub's) haben die Pflicht, den ganzen Tag beinahe in den Büchersälen zuzubringen und das des Winters so gut wie des Sommers. Es sind meistens Personen, die in der That auf den Namen morgenländischer Gelehrten Anspruch machen können und in allen Fächern des orientalischen Wissens bewandert sind. Der häufige Umgang mit den vorzüglichsten Werken der Schriftsteller des Ostens giebt ihnen eine nicht geringe Bücherkenntniß und sie würden unsern orientalischen Geschichtsforschern und Hermeneutikern über manches Aufschluß geben können, worüber sich diese vergeblich den Kopf zerbrechen.

Sie haben in ihren Instruktionen, daß sie jedermann ohne Unterschied des Glaubens und der Nation mit Dienstfertigkeit und Bereitwilligkeit zuvorzukommen sich bestreben sollen, und man muß es ihnen zum Ruhm nachsagen, daß sie ihre Pflichten treu erfüllen. Nur muß man nicht erwarten, daß sie europäische Sprachen reden und man muß daher entweder selbst das türkische verstehen oder

doch einen Dragoman mit sich bringen, wenn man eine befriedigende Aufnahme bei ihnen hoffen will. Auch denke man nicht, daß sie auch nur das mindeste von unserer Literatur kennen: man findet wohl in den osmanischen Schulen und Bibliotheken arabische Übersezzungen von Aristoteles, Plato's, Sokrates, Hippokrates . . . . . . Schriften; aber von neuen europäischen Schriftstellern sind keine Übersetzungen in irgend einer morgenländischen Sprache vorhanden und ein Voltaire oder Rousseau sind hier eben so unbekannt als ein Newton oder Euler.

Um mit den Bibliothekairen und Gelehrten, welche man in den Büchersallons der Muselmänner zu Konstantinopel antrifft, umzugehen, muß man sich es daher zur Hauptregel dienen lassen, die morgenländische Literatur als einen für sich bestehenden und mit der neueuropäischen nicht in der mindesten Verknüpfung und Gemeinschaft befindlichen geschlossenen Kreis von Kenntnissen und Wissenschaften zu betrachten und nur innerhalb den engen Gränzen desselben Belehrung zu su-

chen. Schon die Delikatesse, welche der Fremde dem Einheimischen schuldig ist, wird dies erheischen und beobachtet man diesen Grundsatz, zeigt sich noch außerdem als ein Kenner und Liebhaber orientalischer Gelehrsamkeit; so kann man es kaum beschreiben, wie sehr oft die Bibliotheksbeamten sich bemühen, mit Rath und That einem zu Hülfe zu kommen und mit einer Unverdrossenheit ohne Gleichen sich bestreben, über Alles, was man wünscht, Aufklärung zu geben und in Recherchen in jeder Hinsicht unermüdet erscheinen.

Es ist dies leicht erklärbar und kommt mit der menschlichen Natur völlig überein. Bei jeder Nation stehen die Schriften ihrer Weisen in einer besondern Achtung und je gebildeter die Personen sind, desto mehr werden sie von ihnen geschätzt werden. Bei einem rohen Volke, in welchem die Zahl der Schriftsteller so gering ist, steigt diese Hochachtung bis zur Verehrung und die Gelehrten unter demselben finden sich selbst geachtet, indem man die Verstorbenen aus der nämlichen Kaste bis zum Himmel erhebt. Ihr

Stolz findet sich geschmeichelt, indem man mit Ruhm und Begeisterung von den Männern redet, deren hinterlassene Geistesprodukte hier auf den Bibliotheksälen ihren Händen anvertrauet sind und kommt dies Lob aus dem Munde eines Fremden, so ist dies für sie Motiv genug, ihn mit Höflichkeiten und Gefälligkeiten zu überhäufen und ihm in Allem zu dienen, wozu sie im Stande sind.

Zwei und sechzigstes Kapitel.

Einrichtung der öffentlichen Bibliotheken zu Konstantinopel. — Das Äußere und Innere der Gebäude und Säle. — Pracht und Eleganz. — Merkwürdigkeiten für den europäischen Gelehrten in denselben. — Die Art der Aufstellung der Bücher in den Sallons. — Sorgfalt, welche auf die Erhaltung derselben gewandt wird. — Verzierungen und Kostbarkeiten der Werke. — Die Literatur des Orients. —

Die Gebäude, worin die öffentlichen Büchersammlungen aufbewahrt werden, sind mit eben so viel Geschmack als Eleganz eingerichtet. Die Säle selbst prangen von Gold, Schnitzwerk und Inschriften und es sind keine Kosten gespart, sie durch äußern Glanz zu erheben. Fenster, Seitenwände, Thüren, Decke sind mannigfaltig dekorirt. Freilich findet

man in ihnen keine griechische und römische Alterthümer, keine Figuren, Basreliefs, Statüen, Köpfe berühmter Männer, wie oft in unsern Bibliotheksälen: denn die meisten Sachen dieser Art würden gegen die Gesetze der muhamedanischen Religion streiten, der jede Abbildung menschlicher und thierischer Körper als Abgötterei gilt; aber dagegen doch manche Seltenheit des Orients, manches Kunstwerk, manche merkwürdige Maschinerie von asiatischen Händen und zuweilen auch künstliche Uhren, Himmels- und Erdkugeln, ptolomäische Weltmaschinen. Das europäische Auge wird in jeder türkischen Bibliothek wenigstens auf Etwas stoßen, das seine Neugierde reizt und eine genauere Betrachtung verdient.

An einer oder mehrern der Seitenwände befindet sich gewöhnlich ein Schrank, mit Glasfenstern oder mit Gold und Zierrathen reichlich geschmückten Gittern, in welchem die gelehrten Schätze des Instituts aufbewahrt werden. In einigen Büchersallons sieht man diese Wandschränke auch nur in den vier Ek-

ken der Zimmer und dagegen sind die Zwischenräume meistens mit allerhand Schnörkeleien und arabischen Sprüchen, mit rothen oder goldenen großen Buchstaben, versehen. Auch haben einige Bibliotheksäle in der Mitte eine Art von Repositur, die entweder aus Dreiecken von Bronze zusammengesetzt ist oder irgend eine andere künstliche Verarbeitung hat, und in derselben sind dann ebenfalls die Bücher geordnet.

Da die orientalischen Literaturprodukte weit kostbarer und theurer sind als die unsrigen; so wendet man auch auf Erhaltung und Aufbewahrung derselben weit mehr Sorgfalt als in unsern Bibliotheken gewöhnlich ist. Jede Schrift befindet sich meistens in einem besondern Futteral von Leder, Pergament oder Maroquin, an welchem noch außerdem nicht selten ein messingenes oder silbernes Schloß angebracht ist. Dadurch werden die Werke vor Staub und Würmern bewahrt und die Bibliothekare tragen Sorge, von Zeit zu Zeit, den ganzen Bücherschatz durchzusehen, aufmerksam jedes einzelne Manuskript zu betrach-

ten, um zu sehen, ob es keinen Schaden gelitten habe, und mit einer Bürste und einem Schwamm zu reinigen. In einigen Instituten fand ich es auch Sitte, jährlich mehrmals die Einbände und Gehäuse der Bücher mit flüchtigen Öhlen und Spiritus, worin auch Kampfer aufgelößt war, zu salben.

Die Einbände der Bücher sind sehr verschieden, aber doch nach einerlei Geschmack, der von dem europäischen ganz abweicht. Die dicken Schalen, wie bei den Einbänden unserer Bücher, sind selten gebräuchlich, meistens ist der Umschlag nur etwas dicker als bei unsern Broschüren und dünnen Pappdeckeln. Er besteht bald aus Pergament, welches dann bisweilen angestrichen oder mit Schnörkeln und Malereien verziert ist, bald aus Seide und Sammet von karmoisin- oder scharlachrother, gelber, blauer, grüner und schwarzer Farbe, bald aus Leder, das bei den Türken eine gar mannigfache Verarbeitung erhält. Einige Bücher sah ich sogar in Baumwolle und Mußelin eingebunden, andere mit Stickereien versehen und bei noch

andern bestand der Einband aus seidenen mit Baumwolle ausgestopften Kissen, worauf allerlei Figuren gesteppt oder genähet waren.

Vorn an den Einbänden bemerkt man nicht selten metallene Schlößer und seidene Bänder, die über den Schnitt der Bücher reichen und die beiden Theile der Schalen fest zusammenhalten. Solche metallene Verzierungen sind auch bisweilen auf den breiten Seiten der Einbände angebracht. Der Schnitt ist entweder von Gold, oder von andern Farben, auch wohl nur gesprenkelt; manche hatten artige Malereien von verschiedenen Farben, besonders Sternchen und Blümchen. Gewöhnlich aber ist kurz der Name des Schriftstellers oder des Buchs mit großen Buchstaben auf dem Schnitt bemerkt, weit seltener pflegt dies auf der Aussenseite des Einbandes statt zu haben.

Auch die Art, wie die Bogen der Handschriften an einander geheftet und zu einem Ganzen verbunden sind, weicht viel von der ab, die bei unsern Buchbindern im Gebrauch ist. Die Fäden, deren man sich dazu bedient,

sind oft von Seide, die entweder verschiedene Farben hat oder mit einem goldenen oder silbernen Kolorit versehen ist. Werke, welche aus mehrern Theilen bestehen, haben gewöhnlich eben so viel Einbände, wovon jeder sich in einem besondern Futteral befindet. Auf dem letztern findet man den Namen des Autors oder Werks meistens gleichfalls mit großen Buchstaben bemerkt, mannichmal war er auch gestickt. Der Name des Herausgebers oder Abschreibers ist nur in seltenen Fällen angezeigt.

In den Glas- oder Gitterschränken stehen die Bücher, nicht so wie bei uns, neben einander, sondern eins liegt auf dem andern. Da die Bände selten von großer Dicke sind, so geht dies allerdings sehr gut an. Werke, worauf man entweder einen besondern Werth legte, oder die sehr selten und kostbar waren, sah ich auch verschiedenemal in besondern Schränkchen, Behältern oder Schiebladen verwahrt; einige waren sogar mit zierlichen Ketten umgeben. Ob dies blos Zierrath sey oder ob man die Bücher vor einer etwaigen

Entwendung sichern wollte, kann ich nicht wohl sagen, weil ich die Bibliothekare nicht darum zu fragen mir getrauete und niemand anderes mir darüber Auskunft zu geben wußte. Indessen scheint doch das erstere weit wahrscheinlicher zu seyn: denn aus einer türkischen öffentlichen Bibliothek kann nicht leicht etwas entwendet werden, da immer einer oder der andere der Bibliothekare gegenwärtig bleibt und die Anzahl derjenigen Personen, die den Bücherschatz zu benutzen kommen, ohne Vergleich geringer ist als bei ähnlichen Anstalten unter uns. Auch sind die Leute, die die Bibliothek besuchen, den Aufsehern mehr oder weniger meistens bekannt.

Das Format der morgenländischen Bücher ist zwar eben so verschieden als bei den unsrigen: bald sind sie in Folio, bald in Quart, bald in Oktav, bald in Duodezimo; aber ganz kommt es doch nicht mit dem bei den europäischen Büchern überein; meistens ist es entweder breiter oder länglichter, überhaupt nicht so geregelt wie bei uns: denn da die Wahl desselben ganz dem Geschmack des Ab-

schreibers überlassen bleibt; so kann dieser es einrichten, wie er es am schicklichsten und zierlichsten findet. In Royalfolio erinnere ich mir indessen kein Buch gesehen zu haben, und das vermuthlich aus der Ursache, weil ein solches Format dem Abschreiber oder Verfasser zu viel Mühe und Ungemächlichkeit würde verursacht haben.

Was nun die Bücher selbst betrifft, die in den vielen Bibliotheken Konstantinopel's aufgestellt sind; so wird man von selbst einsehen, daß der größte Theil derselben nur den Kenntnissen und Studien der Nation analog seyn können. Man suche daher in denselben keine europäische Werke, keine Schriften, die in einer ausserorientalischen Sprache verfaßt worden sind; was man da findet sind vornehmlich: Korane in allen Formaten und Ausgaben; eine namenlose Menge von Kommentarien und Gloßarien darüber; Sammlungen von Gesetzen des Propheten, ihren Erklärungen und Auslegungen; religiöse Werke voll morgenländischem Schwulst und Bombast; orientalische Gedichte und Volkslieder, beson-

ders eine Menge lyrischer Gesänge; phantasiereiche Tiraden über die Seligkeit der Himmel, die Macht der Engel, der Propheten und Heiligen; Werke aus dem Fache der Jurisprudenz, nach Grundsätzen des Korans, nebst Sammlungen von Verordnungen weiser Regenten des Orients; philosophische und methaphysische Schriften, wozu auch die Physik in ihrem ganzen Umfange gerechnet wird; Systeme der Astrologie, worunter meistens zugleich die Astronomie mit begriffen ist; Schriften über die Moral, deren Grundsätze, nach dem Gesetzbuche des Propheten eingerichtet, die christlichen noch weit an Strenge übertreffen; Lehrbücher der Medizin und Beobachtungen über die Wirksamkeit der Arzneimittel, wovon jedoch manche voll von Aberglauben sind; historische und geographische Schriften, enthaltend Annalen und Geschichten von vielen Beherrschern und Nationen Asiens, Beschreibungen von Ländern und Königreichen, ihren Merkwürdigkeiten und Produkten; Grammatiken und Lexika der arabischen, türkischen, persischen und tatarischen

Sprache, nach ihren zahllosen Dialekten .....

Über Mathematik findet man nur wenige Werke, die über die Elemente Euklid's hinausgingen; doch steigen auch einige bis zu den Kegelschnitten hinauf, wobei Apollonius Pergäus besonders der Führer gewesen zu seyn scheint. Von einigen Schriften von Archimedes sah ich gleichfalls arabische Übersetzungen; doch waren es meistens nur Bruchstücke aus denselben. Arithmetische und algebraische Werke, soweit darin die Araber unter den Kaliphen gekommen sind, sind viele vorhanden; aber man scheint sie mehr für Werke der Kuriosität zu halten, als daß man auf Anwendung der darin gelehrten Regeln aufs Leben bedacht wäre. Astronomische Tafeln und Beobachtungen sieht man auch häufig, nur ist die Sternkunde überall mit Sterndeuterei vermischt. Über praktische Mechanik ist mir kein einziges Werk zu Gesicht gekommen.

Die historischen Bücher enthalten besonders die alte Geschichte des Morgenlandes;

das Leben Muhamed's, seiner Schüler, Anverwandten und Freunde, der Kaliphen und ihrer Nachfolger; ihre Thaten, Feldzüge und Eroberungen; die Annalen aller muhamedanischen Dynastien in Asien, Afrika und Europa, in Ägypten, der Barbarei, Syrien, Mesopotamien, Kleinasien, Persien, Indien und der Tatarei; Biographien der berühmtesten morgenländischen Fürsten und Herrscher und der größten Männer des Orients. Das Leben und die Thaten mancher denkwürdigen Personen sind auch von Dichtern besungen worden. Die geographischen Schriften geben unter andern über den Handel und Verkehr der alten Araber mit andern Nationen viele schöne Notizen.

Die in den verschiedenen Zweigen der Literatur am meisten geschätzten Werke sind gewöhnlich in jeder Bibliothek in mehrern Ausgaben vorhanden und der Luxus und die Verschwendung, der an das Äußere, besonders an den Einband, die Malereien und Charaktere, verwendet ist, verdient nicht selten bewundert zu werden. Ich habe unter andern

einen Koran in Folio, in Silber- und Goldbrokat eingebunden und mit Perlen und mehrern Reihen von Edelsteinen eingefaßt gesehen, dessen Werth auf 20000 Piaster geschätzt wurde.

Die Bücher sind übrigens gemeiniglich weder nach den Sprachen noch nach den Wissenschaften geordnet, sondern meistens nach dem Format und Alphabet und oft auch das nicht einmal. Aber dagegen findet man in jeder Bibliothek ein Eßamihi-Kutub in einem Foliobande, d. h. einen ausführlichen und vollständigen Katalog, in welchem nicht nur die Titel und die Namen der Verfasser aller Bücher aufgezeichnet sind, sondern auch der Inhalt jedes Werks angedeutet ist. Dieses Verzeichniß steht jedem zu Dienste, der die Bibliothek benutzen will und die Aufseher sind immer bereitwillig, alle Fragen zu beantworten, die man an sie thut.

Da jede der Bibliotheken nur aus einigen tausend Bänden besteht, so können die Aufseher die gehörige Lokalkenntniß sich leicht erwerben und es wird selten einer unter ihnen

seyn, der nicht genau alle die Bücher im Gedächtniß hätte, die sich auf der ihm untergebenen Büchersammlung vorfinden. Es bedarf daher auch keiner bessern Ordnung in Ansehung der Aufstellung der verschiedenen Bücher und da die Schränke, worin sie befindlich sind, noch meistens mit Gefächern versehen sind, so kostet es den Kustoden keine große Mühe, jedes Werk sogleich zu finden, das verlangt wird.

Die Aufstellung der Bücher nach den Sprachen würde auch schon darum nicht leicht statt finden können, weil viele derselben von einer solchen Beschaffenheit sind, daß man eigentlich nicht einmal sagen kann, in welchem Dialekte sie geschrieben sind. Die drei vornehmsten Sprachen des Orients, die arabische, die persische und die türkische oder tatarische fliessen nämlich so unmerklich in einander über, daß selten ein Schriftsteller ist, der sich nicht Worte und Phrasen aus allen dreien bediente. Man kann uur in wenigen Fällen sagen: dieses Buch ist reintürkisch oder reinpersisch

geschrieben; höchstens: dieser oder jener Dialekt ist vorherrschend in demselben.

Eben darum hat auch das Studium der orientalischen Literatur, selbst an Ort und Stelle so unendliche Schwierigkeiten. Ist man auch so weit gekommen, daß man einen Schriftsteller wohl versteht, so versteht man darum noch nicht einen andern, sollte er auch von einer und derselben Sache schreiben: denn jeder hat seinen besondern Styl, seine eigenthümliche Schreibart; der eine braucht ganz andere Wörter als der andere, der eine hat diese, der andere jene Orthographie. Es ist nicht so wie bei unsern europäischen Sprachen, bei denen der Schriftsteller gewißen einmal festgesetzten und durch den Gebrauch geheiligten Regeln folgt und nur insofern auf Korrektheit Anspruch macht, als er diese nicht übertritt. Der morgenländische Schriftsteller, dem drei Sprachen mit ihren unendlichen Wendungen und Ausdrückungen zu Gebote stehen, kann gar zu sehr nach Willkühr schreiben.

Man denke nur daran, welch eine namen-

lose Menge von Synonymen, das in so vielen Ländern und Provinzen und zugleich durch so viele Jahrhunderte geredete und bereicherte Arabische hat, und das Persische und Türkische in wie vielen Dialekten wird es nicht geredet? Nun giebt es keinen türkischen Schriftsteller, der nicht, selbst wenn er in seiner Muttersprache schreiben will, entweder persisch oder arabisch mit einmischt und das Alles nach Belieben und Geschmack. Je mehr er diese beiden Sprachen zu Hülfe nimmt, desto mehr zeigt er sich als Gelehrter und Kenner der Literatur, sowie man ungefähr vor einigen funfzig Jahren in Deutschland kein Werk schrieb, das nicht von französischen und lateinischen Wörtern gewimmelt hätte. Reintürkisch zu schreiben wird eben so in der Türkei jetzt für ziemlich einfältig und ungelehrt gehalten, wie man damals in Deutschland nicht reindeutsch schreiben konnte, ohne für einen Unwissenden zu gelten.

Der persischen Sprache bedienen sich die Schriftsteller besonders zur Zierde, um der Diktion einen Schmuck zu geben, eben so wie

wir griechische und lateinische Wörter mit einzuflicken pflegen, der arabischen Sprache aber können sie nicht wohl entbehren, sobald sie über die gewöhnlichen Begriffe des gemeinen Lebens hinausgehen und Gegenstände wissenschaftlich behandeln wollen: denn die tatarisch-türkische Mundart hat bei weitem nicht die Bildung und Vollendung erreicht, daß man es wagen könnte, sich in derselben allein mit gehöriger Bestimmtheit und Allgemeinheit auszudrücken.

Will man also eine türkische Bibliothek gehörig benutzen; so ist eine — und zwar nicht geringe Kenntniß aller drei Sprachen zugleich erforderlich, sonst wird man in seinen Recherchen stets unüberwindliche Hindernisse und Schwierigkeiten vorfinden. Und selbst die ächtarabischen Werke aus dem Zeitalter des Kaliphats sind so verschieden verfaßt, daß fast jedes den Stempel des Landes an sich trägt, in welchem es geschrieben ward.

Überhaupt sind die arabische und persische Sprache mit der osmanischen jetzt dergestalt

verschwistert, daß jedermann, der nur einigermaßen Anspruch auf Bildung macht und sich über den gemeinen Pöbelhaufen zu erheben strebt, Kenntnisse in denselben haben muß. Doch ist die erstere, die Sprache der Araber, für den eigentlichen morgenländischen Gelehrten immer noch weit nothwendiger als die letztere, und derjenige, welcher Einsichten darin hat und sie zeigen kann, kann darauf rechnen, in allen Bibliotheken Konstantinopel's die beste Aufnahme zu finden.

Drei und sechzigstes Kapitel.

Bequemlichkeiten und Benutzung der öffentlichen Büchersammlungen. — Quellen, aus welchen denselben ein beständiger Zuwachs zufließt. — Die Fonds, die sie haben, die vielen Geschenke und Vermächtnisse, die ihnen zugetheilt werden. — Ganz verschiedene Motive der Muselmänner und Europäer bei Dotationen der Art. — Besichtigung der Bibliothek des Großvezirs Raghib-Pascha's. — Merkwürdigkeiten und Gesellschaft daselbst. —

Neben dem Bibliotheksaal befinden sich gewöhnlich einige kleinere Kabineter mit Divans, worin entweder die Aufseher des Instituts ihre Wohnung haben oder sich nach Belieben aufhalten können. Hier werden die Bibliothekare auch bisweilen von Gelehrten besucht, die sich bei ihnen Raths erholen wol-

len und ihnen Schriften von ihrer Hand zur Beurtheilung vorlegen. Ich fand da unter andern einmal das Werk eines griechischen Dragomans, der einen Theil von Euler's Lettres à une Princesse d'Allemagne ins Türkisch-arabische übersetzt hatte, und ein neues Gedicht von einem arabischen Derwisch über die Glückseligkeit der ächten Muselmänner in den Gefilden jenseits des Grabes.

Der Fußboden des Bibliothekssallons ist an den Orten, wo man sich niederzulassen pflegt, entweder mit Teppichen oder mit Stroh- und Binsenmatten belegt, auf denselben liegen vielerlei Polster und Kißen, worauf man sich mit untergeschlagenen Beinen setzt. Auch findet man da einige niedrige Bänke, worauf man die Bücher legt, in welchen man lesen will; aber weder Stühle noch Tische, statt der erstern sah ich zuweilen einige kleine hölzerne Sessel ohne Lehne.

Dem Europäer kostet es viele Mühe, sich an diese morgenländische Art zu lesen, zu schreiben und zu studieren zu gewöhnen; aber wenn er sich erst in orientalische Kleidungen ge-

steckt hat, wird er bald finden, daß es nichts bequemeres als dieses geben kann. Indessen muß man nicht lange und anhaltend zu arbeiten haben: denn sonst wird man es bald müde werden.

Wenn wir uns freilich mit unsern engen Beinkleidern, Westen und Röcken auf die Erde setzen, die Beine kreuzweise unterschlagen und ohne Tisch aus Büchern Exzerpte verfertigen sollten; so würden wir uns fast auf einer beständigen Folter befinden, und wenn es lange dauern müßte, so würden es unsere Beine kaum auszuhalten vermögen. Allein in den gemächlichen türkischen Gewändern wird diese Art zu sitzen leicht und hat man sie öfter ausgeübt, so wird man es unwillkührlich ferner thun. Sie erscheint alsdann so natürlich, daß man bisweilen nicht begreifen kann, wie man anders sitzen sollte.

Des Vormittags und gleich nach Tisch werden die Bibliotheken zu Konstantinopel am häufigsten frequentirt. Man findet da eine Anzahl junger und alter Türken, Araber und Griechen sitzen, und aufmerksam in den Bü-

chern lesen, welche sie auf dem Schoose liegen haben. Andere denken über das Gelesene nach oder exzerpiren sich Stellen aus einer Handschrift, die sie entweder neben sich auf der Erde oder auf einer Bank liegen haben. Tinte und Feder bringt jeder mit, welche beide Sachen jeder in einem besondern messingenen oder silbernen Gefäße im Gürtel stekken hat. Auch die Kustoden des Büchersallons tragen solche Tintenfässer und Pennale in einem Stück entweder im Busen oder an der Seite im Gürtel und sollte also auch jemand nicht damit versehen seyn und nicht wissen, daß man bei den Türken keine stehende Schreibzeuge und Büreaus antrifft, so werden diese gefälligen Leute gern damit aufwarten.

Man sieht in den Bibliotheken auch häufig Abschreiber, die ganze Tage und Wochen darin zubringen. Oft schreiben sie seltene Werke an diesen Orten schnell ab und zu Hause dann sauber aufs reine. Armenier und Juden habe ich nie in einem türkischen Bibliotheksaal angetroffen. Befinden sich in

Pera geschickte Dragomans von europäischen Nationen, die mit Eifer das Studium der orientalischen Sprachen und Wissenschaften betreiben; so pflegen sich diese auch oft an diesen Örtern einzufinden.

Die indolente Sitte der Türken: immer für sich zu seyn und sich um nichts zu bekümmern, was außerhalb ihnen vorgeht, findet übrigens hier im höchsten Grade statt. Kaum spricht einer mit dem andern; nie habe ich bemerkt, daß einer dem andern etwas von seinen Recherchen mittheilte und unverwandten Blicks sieht jeder auf sein Buch und auf sein Papier. Weder um die Kommenden noch um die Weggehenden nur anzusehen, hält er es der Mühe werth, den Kopf in die Höhe zu richten oder die Augen zu wenden und tritt auch ein Bekannter ein, der ihn grüßt, so beantwortet er das Kompliment stillschweigend, indem er sich begnügt, langsam und feierlich seine Rechte zu erheben, und den Turban oder die linke Seite zu berühren.

Von den Bibliotheken weg wird keine Schrift gegeben, das ist allgemeine Regel;

dagegen aber hat man auch die vollkommenste Freiheit, Alles zu benutzen, was man unter ihren Schätzen findet, nach Gutdünken und Willen. Kein Werk ist, das im Katalog befindlich wäre und im Besitz der Sammlung ist, das unter irgend einem Vorwande verweigert würde: es giebt hier weder gewiße heimliche Bücher, die nur geweiheten Augen ausgestellt werden können, noch libri prohibiti von irgend einer Art. Sogar die seltensten Bücher können ganz abgeschrieben werden, wenn jemand dazu Lust hat; in dieser Hinsicht beweist man hier weit mehr Liberalität als bei manchen europäischen Instituten ähnlicher Art, wo man mit Vorzeigung und Einhändigung von Manuskripten so schwierig ist und wenn sie sehr selten sind, oft sogar beim Hofe oder Fürsten um Erlaubnjß, sie zur Einsicht zu erhalten, bitten muß.

Weder Stand, noch Ansehen, noch Reichthum kann zum Deckmantel dienen, das unabänderliche Verbot, Bücher von der Sammlung zu entfernen und außerhalb des Hauses zu verleihen, zu übertreten. Man hat mir

versichert, daß es selbst den vornehmsten und mächtigsten Männern geradezu verweigert worden sey und die Türken achten auch zu sehr den Willen der Verstorbenen, als daß sie es wagten, etwas mit Gewalt durchzusezzen, was den Gesetzen der frommen und patriotischen Stiftung des Erblassers widerspräche.

Man denke übrigens nicht, daß die Bibliotheken immer unverändert so blieben, wie sie bei der anfänglichen Stiftung waren. Wenn auch nichts aus ihnen hinwegkommen und verloren gehen könnte; so erhalten sie doch von Zeit zu Zeit einen beträchtlichen Zuwachs, und man könnte sagen, daß jede Büchersammlung, die in Konstantinopel dem öffentlichen Gebrauch gewidmet ist, in einem beständigen Wachsthum begriffen ist. Außerdem befinden sich diese Institute gewöhnlich in ziemlich feuerfesten Gebäuden und man hat eben kein Beispiel, daß sie durch die häufigen Feuersbrünste, die oft in dieser großen Stadt wüthen und ganze Quartiere zerstören, beträchtlichen Schaden gelitten haben.

Wir wollen die Quellen untersuchen, aus denen fast allen Bibliotheken hier ein allmäliger nicht unbeträchtlicher Zuwachs an Bänden zufließen muß. Erstlich werden die meisten dieser Fundationen mit einer besondern Sparsamkeit und Ökonomie verwaltet und man ist sehr gewissenhaft, etwas auszugeben, was nicht das wahre Beste des Instituts befördert. Von den Interessen der niedergelegten Kapitalien und den Einkünften der für das Institut bestimmten und ihm allein gehörigen Gütern bleibt darum immer etwas zurück, was zur Verbesserung und Vervollkommnung der Anstalt dienen kann. Dieser Rest wird nun darauf verwandt, theils neue Handschriften für die Sammlung anzukaufen, theils neue geschmackvollere, korrektere und kostbarere Ausgaben für das Institut zu gewinnen.

Die Aufseher der Bibliotheken sind meistens selbst Gelehrte, die sich für die gelehrten Schätze, die ihrer Fürsorge und Obhut anvertrauet sind, aufs lebhafteste interessiren. Sie sparen daher auch weder Mühe noch

Sorgfalt, ihnen gute, seltene und kostbare Werke zuzuwenden, stehen mit Abschreibern, Kaufleuten und Bücherverkäufern in unabläßsiger Verbindung und geben reisenden Gelehrten, Derwischen und Armeniern immer Kommissionen, in Asien für sie Handschriften zusammenzubringen. Manche haben auch einen solchen Eifer, daß sie, wenn sie die Kunst, zierlich zu schreiben und zu malen verstehen, sich selbst damit in Stunden der Muße befassen, Handschriften aus ihrer Sammlung entweder mit einem bessern Kleide zu schmükken und durch prächtigere Exemplare zu vervielfältigen, oder geliehene Bücher für das Institut eigenhändig abzuschreiben. Sie rechnen dabei auf keine Belohnungen für ihre Mühe, sondern der Gedanke, etwas zum Besten und zur Vervollkommnung der Kitab-Khaneh beigetragen zu haben, ist ihnen Belohnung genug.

Vornehme und reiche Türken streben nach dem Verdienst, die Bibliotheken der Hauptstadt durch Beiträge und Geschenke zu bereichern. Die Büchersammlung der Sophien-

dschamie soll auf diese Weise einmal einen Zuwachs von 60 schätzbaren Manuskripten erhalten haben. Da es fast bei den angesehenen Muselmännern zur Mode geworden ist, Bücher zu sammeln und sie nachher entweder durch eine Schenkung beim Leben oder durch ein Vermächtniß nach dem Tode irgend einer öffentlichen Bibliothek zu überliefern; so kann man denken, daß diese Institute dadurch jährlich noch nicht wenig bereichert werden müßen. Man hat selbst Beispeile, daß geborne Konstantinopolitaner, die nachher ehrenvolle Posten in den Provinzen bekleideten, daß fremde Paschen, Mutschelims, Agas und Effendis aus weiter Ferne Bücher zum Geschenk für eine oder die andere Bibliothek der Metropolis einsandten.

Auch weniger begüterte Osmanen suchen eifrig die Ehre, ihr Scherflein zur Vervollkommnung eines oder des andern dieser Institute beizutragen, so viel in ihren Kräften und Vermögen steht. Man sieht Kommis in Handelshäusern, Schreiber und Sekretaire bei den Großen des Reichs, welche eine gute

Hand schreiben, häufig damit beschäftigt, den Koran oder irgend ein anderes Werk, das bei den Morgenländern in Achtung und Verehrung steht, sauber und zierlich abzukopiren und diese Abschrift dann in eine der Kitab-Khanehs zu geben. Gelehrte, Geistliche, Staatsbeamte, sogar Kaufleute, die gute Bücher zu sammeln Gelegenheit gehabt haben, halten es für ihre Pflicht, sie in eins oder das andere dieser nützlichen Institute zum öffentlichen Gebrauch zu geben, und man hat selbst arme Pilger gesehen, die von der Reise nach Mekka und zum Grabe des Propheten nichts mitbrachten, als eine schöne Handschrift und sie in einer öffentlichen Büchersammlung niederlegten.

Was aber diese Verdienste der Privatpersonen um das allgemeine Beste noch mehr erhebt, sind die Motive. Wenn bei uns ein großer Herr oder ein reicher Privatmann oder auch ein Gelehrter seine Büchersammlung einem öffentlichen nützlichen Institute vermacht oder bei Lebzeiten schenkt, so geschieht es meistens aus einer Art von Ostentation, sehr

selten in der Absicht, seinen Nebenmenschen dadurch wahrhaftig nützlich zu werden. Eitelkeit und das Bestreben, bei den Nachkommen als ein Mann von Verdienst, als ein Beförderer der Wissenschaften genannt zu werden, bei seinem Leben und auch nach dem Tode eine Art von Mäzen zu spielen, das sind gewöhnlich die Hauptbewegungsgründe solcher nützlichen Handlungen in Europa; dadurch muß dann freilich die Sache selbst an ihrem Werthe viel verlieren.

Ganz anders ist es bei den Türken: fast nie ist es eine Art von Prahlerei, wenn ein Muselmann Bücher in eine öffentliche Bibliothek schenkt; mit den Sitten und der Denkungsart der Osmanen käme dies wenig überein. Als Motive zu solchen Handlungen können bei ihnen nur Religion, Geschmack oder Neigung und Trieb zum Nützlichwerden gelten. Der fromme Muselmann denkt, daß, indem er ein solches Institut beschenkt, er dadurch den Segen und die Wünsche aller derjenigen auf sein Grab häufen werde, die Gebrauch von seiner Donation machen und

daraus Nutzen ziehen. Da die orientalische Literatur mit dem Glauben und der Religion in der genauesten Verbindung steht; so dient es ihm zur Beruhigung in der Sterbestunde, etwas dazu beigetragen zu haben, den Ruhm und die Glorie des großen Propheten zu befördern und seinen Namen zu verherrlichen.

Da ich wohl Gelegenheit haben dürfte, alle Bibliotheken zu Konstantinopel, der Reihe nach, zu besuchen und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen; so werde ich meinen Lesern mit der Zeit meine Bemerkungen über jede insbesondere mittheilen. Vielleicht geschieht alsdann auch wohl manchem ein Dienst, wenn ich ein Verzeichniß von den Werken mittheile, die da vorgefunden werden. Ich bin in dieser Absicht mit einem gelehrten Griechen übereingekommen, der die morgenländischen Sprachen sehr in seiner Gewalt hat und mannigfaltige Kenntniße in der Literatur des Orients besitzt. Dieser wird aus dem vollständigen in jedem Büchersaal befindlichen Index das Vorzügliche auszeichnen und mir es nachher überliefern.

Den heutigen Tag widmete ich besonders der Besichtigung der ansehnlichen Bibliothek, welche der Großvezier Raghib-Pascha vor etwa 40 Jahren gestiftet hat, die aber seitdem, von mehrern Seiten her, durch Vermächtnisse und Geschenke ansehnlich vermehrt worden ist. Ich ging mit meinem türkischen Freunde, Selim-Effendi dahin und dieser versprach mir im voraus bei den Aufsehern eine gute Aufnahme, da er mit einigen derselben genau bekannt war.

Ich besah zuerst das schöne Grabmahl von Marmor, das dem großen Stifter des gelehrten Instituts errichtet worden ist und sich vor dem Bibliotheksgebäude befand. Aus einem Springbrunnen, auf morgenländische Art dekorirt und mit einem artigen Baßin versehen, rieselte ein heller, klarer Wasserstrahl hoch empor und nicht weit davon streckte ein Halbkreis von Zypressenbäumen seine Kronen empor und verkündigte die Hoheit des Edlen, dessen Gebeine unter dem kostbaren Monument ruheten. Der Turban auf dem Grabe und mehrere Umgebungen zeigten dem

Wanderer die Würde an, die er bei seinem Leben bekleidete.

Eben waren ein paar Muselmänner und unter ihnen ein Mulah beschäftigt, am Grabe des großen Verblichenen die im Gesetze gebotene Waschung zu verrichten und ein paar andere saßen auf ihren Knieen und auf ihren Fersen, neigten den Kopf von Zeit zu Zeit bis zur Erde und beteten inbrünstig, ohne daß unser Eintritt sie störte.

In dem Bibliotheksaal, der ein artiges Äußere dem Auge entfaltet und kostbar verziert ist, fanden wir einige Araber, welche mit den Kustoden des Instituts in einem eifrigen Gespräche begriffen waren. Wir grüßten diese Gruppe durch eine stille morgenländische Verbeugung und ich hörte nun aufmerksam dem Dialog zu. Das Arabische im Munde der Türken und besonders der Konstantinopolitaner Türken gefällt mir ausnehmend. Zwar sprechen sie es auf eine ganz besondere Art aus; aber die harten arabischen Wörter werden nach der lieblichen türkischen Aussprache, sehr gemildert und die

Süßheit und Weichheit der Töne geht über alle Beschreibung. Das Unangenehme, das diese sonst so ehrwürdige Hauptsprache des Orients in den Sprachorganen der Eingebornen, der Bewohner Syrien's, Mesopotamien's, Ägypten's und Afrika's, hat, geht da fast ganz verloren und die Sylben werden mit einem Wohlklang und einer Reinheit prononzirt, das seltsam mit den widrigen Lauten aus der Kehle, aus dem Innersten des Halses der Araber kontrastirt. Ich habe wirklich manche Individuen dieses Volks, besonders wenn sie sich in eiuem Wortstreite oder Zanke befinden, sprechen gehört, bei denen ich mich kaum des Gedankens erwehren konnte: Bauchredner vor mir zu haben.

Der Gegenstand des Gesprächs betraf, so viel wir bemerken konnten, die verschiedene Auslegung einer Stelle im zweiten Buche des Korans. Einer der Araber wollte behaupten, ein paar Worte, welche ein Kommentator hinzugefügt hatte, rührten vom Propheten her, die andern wollten das Gegentheil erweisen. Ein Streit von der Art ist bei den

Türken immer äußerst selten; denn von Spitzfindigkeiten in der Exegese sind sie eben keine Freunde und die Hermeneutik hat nie den Rang einer Wissenschaft bei ihnen erhalten können.

Selim ließ mir darauf ein sehr kostbares Werk: Dschihhann-Numa betitelt zeigen, das eine geographisch-historische Beschreibung des ganzen Orients enthielt. Der Verfasser heißt Kehatib-Tschehlebhi, ein in der orientalischen Literatur berühmter Name. Die dabei befindlichen Zeichnungen und Malereien waren äußerst sauber und nett gearbeitet und die Landkarten mit goldenen Zierrathen versehen. Das Format des Buchs war Median Folio und der Einband bestand aus karmoisinenem Sammet, mit silbernen Stickereien, Sternchen und Streifen dekorirt. Das Futteral, worin es gehörte, war von schwarzem Saffian, auf welchem der Titel nebst dem Namen des Verfassers und einem kurzen Elogium desselben mit großen rothen Buchstaben gemalt war. Einfassungen von

goldenem Schnitzwerk strahlten an den Rändern überall.

Das Papier zu dem Buche war von dem zartesten aber dicksten, fast pergamentartigen, Velin und jede Seitenkolumne mit einer besondern mit allerlei Farben durchflochtenen Schnörkelei umgeben. Der Inhalt der Kapitel befand sich oben mit großen goldenen Buchstaben angemerkt. Auch von den arabischen Seitenzahlen mußte man gestehen, daß sie mit besonderer Zierlichkeit gezeichnet waren. Einer der Aufseher der Bibliothek versicherte uns, der Abschreiber habe ein ganzes volles Jahr mit dieser Ausgabe des merkwürdigen Werks zugebracht und es sey ein Geschenk von Mustapha-Aga, Erstem der Janitscharen unter Abdul-Hamed.

Es wurden mir darauf auch noch einige Korane vorgelegt, die für besonders kostbare Exemplare galten und man konnte es den Mienen der Aufseher ansehen, mit welchem Stolz sie uns diese ihre Schätze zeigten. Einer derselben, mit Perlemutter und Lasursteinen eingefaßt, sollte 12000 Piaster beim

Ankauf gekostet haben. Ein anderer war mit einem Einbande versehen, der von einem aus Gold- und Silberbändern geflochtenen und in einander verschlungenen Zeuge umgeben war. Ein dritter hatte ein massives goldenes Schloß und eine Aufschrift, deren Buchstaben aus Perlen zusammengesetzt waren.

Während wir noch da standen im Anschauen der prächtigen Werke versunken, hörten wir die Mazems von den Minarets der benachbarten Dschamien und Moscheen zum Gebet rufen und alle Anwesende in dem Saale machten sich sogleich fertig, ihre Tagesandacht zu vollbringen. Alle fielen auf die Kniee, alle verstopften sich die Ohren mit den Händen und murmelten unter mancherlei Grimassen, kleine Gebete, die aber an Inbrünstigkeit, dem Äußern nach, wenigstens denen der Katholiken und Griechen nichts nachgaben.

Einer der Bibliotheksaufseher zeigte uns nach verrichtetem Gebet ein kleines Buch, worin die Namen aller vorzüglichen Gönner der Büchersammlung aufgeschrieben waren,

nebst den Werken, die sie derselben verehrt hatten. Merkwürdig war es, darunter auch einen Kaufmann aus Mosul und einen Pascha, Kara-Ismael-Oglu von Kars zu finden.

In der Ecke des Sallons bemerkte ich zwei Türken, wovon der eine stehend auf ein Blatt Papier ohne Unterlage schrieb, was ihm ein anderer, der sich auf die platte Erde niedergesetzt hatte, aus einem großen, dicken Buche diktirte. Beide schienen übrigens so eifrig in ihrer Arbeit, daß sie kaum darauf merkten, was alle übrige Anwesende vornahmen. Ein dritter alter Muselmann mit einem schneeweißen Bart, der ihm fast bis zum Gürtel herunterreichte, verfertigte sich einen Auszug aus dem allgemeinen Katalog der Bibliothek.

Die Aufseher ladeten uns beim Abschied ein, die Anstalt öfter mit unserer Gegenwart zu beehren und versicherten uns, daß sie es gewiß nie an Bereitwilligkeit wollten feh-

len lassen, uns in Allem zu dienen, was in ihren Kräften stände.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Fahrt nach Bojuckdereh auf dem Marktschiffe. — Einrichtung, Preiß, Bequemlichkeit und Gesellschaft auf diesem Fahrzeuge. — Gedanken über den Einfluß einer schönen Natur aufs menschliche Gemüth. — Etwas über Religionsveränderung in der Türkei. — Unglück eines griechischen Kauffahrteischiffs in der Bay von Tarapia. — Ankunft in dem reizenden Golf der Frankenstadt Bojuckdereh. —

Von Bojuckdereh hörte ich täglich reden in den gesellschaftlichen Zirkeln von Pera und fast immer wenn mir ein Gesicht aufstieß, das ich vorher nicht gesehen zu haben mich erinnern konnte, hieß es: er kommt von Bojuckdereh. Nun ich muß doch auch einmal hin,

dachte ich, nach jenem reizenden Orte, von dessen Schönheiten aller Mund voll ist und wo die Franken ruhig weilen, fern von dem unendlichen wilden Getümmel einer kaiserlichen Hauptstadt. Ich war ja bereits in Tarapia gewesen, so nahe dabei; warum wollte ich nicht eine halbe Meile weiter fahren und das Ende des prächtigen Bosporus sehen, dessen Annehmlichkeiten ich hier am andern Ende so oft bewundert hatte?

Der Tag war so schön, die Luft wallte so wonniglich lau und das Meer erschien so einladend zu einer Lustfahrt. Ach und milde, erquickende Wohlgerüche wiegten sich so sanft auf den Fittigen des labenden Zephyrs und der prächtige Himmel war gleich einem blauen Gezelt um den schönen Erdbau gespannt. Wer hätte da in den Zimmergefängnissen bleiben wollen und nicht lieber in der freien lächelnden Natur sein Herz mit lieblichen Empfindungen füllen mögen! —

Ich hatte noch nie auf einem Konstantinopolitaner Marktschiff gefahren und ich wollte doch gern auch diese Erfahrung einmal

machen. Ich wünschte die Einrichtung desselben zu erfahren, die Preiße für die Paßagiere und Waaren und die Equipage auf demselben kennen zu lernen. Zwar wußte ich wohl, daß die Fahrt auf dem großen Fahrzeuge, das tagtäglich von Pera nach Bojuckdereh abgeht, sehr langwierig ist und daß man mit einer Tschaike fünfmal schneller dahin kommen kann; allein wenn das Glück mir hold und die Gesellschaft gut ist, so konnte ich ja vielleicht Gelegenheit finden, manches nützliche zu lernen und mir über manche Dinge Aufklärungen zu verschaffen. Ich erkundigte mich bei Herrn Bourlan: wann das Schiff abgehen würde? und er that mir den Vorschlag noch etwas zu warten: er wolle einen seiner Bulgaren nach Topana senden, und genau die Stunde erfragen lassen, wann man mit der Befrachtung des Fahrzeuges zu Ende seyn würde. Der Bulgar kam schon nach einer halben Stunde wieder zurück und brachte die Nachricht: daß ich eilen müßte, wenn ich mich noch einschiffen wollte: denn die Paßagiere

wären schon alle auf der Brücke an der Rheede.

Unverzüglich begab ich mich an Ort und Stelle der Einschiffung und nachdem ich noch am Ufer ein paar Wassermelonen gekauft hatte, um während der Fahrt doch etwas zum Imbiß zu haben, stieg ich sogleich in das Schiff, das so nahe an dem Gestade angebunden stand, daß ich keiner Tschaike bedurfte, um mich übersetzen zu lassen. Das Fahrzeug war im Ganzen von denen nicht verschieden, deren man sich auf großen Flüssen z. B. auf dem Rhein und auf der Donau zur Fracht von Stadt zu Stadt bedient und in der That ist das Meer im Bosporus auch nichts anders wie ein breiter Strom. Der größte Theil war mit einem Dache bedeckt und am Vordertheile sowohl als in der Nähe des Steuerruders konnte man im Freien sich aufhalten.

Die Ruder wurden von einer Anzahl Griechen geführt und mehrere Leute, welche zufällig auf dem Fahrzeuge sich befanden, nahmen gleichfalls Theil an dieser Arbeit. Der

Kapitain, ebenfalls der Nation nach ein Grieche, saß am Steuerruder. Das Schiff war besonders mit Meubeln, Viktualien, Wein, Liqueur und Kleidungsstücken geladen und jeder Paßagier hatte acht Parahs für die Überfahrt zu zahlen. Da wir keinen Wind hatten; so konnten die Segel auch nicht aufgesteckt werden und wir verdankten es lediglich den kräftigen Stößen unserer Schiffsequipage, daß wir von der Stelle kamen.

Auf einer Bank im Hintertheile unsers Fahrzeuges hatte sich neben mir ein Amerikaner Hr. Harington aus New-York gesetzt, ein feingebildeter Mann, der nicht wenig zu den Annehmlichkeiten der sonst langsamen Fahrt beitrug. Er war mit einem Schiffe, mit Hanf und Tauwerk beladen, nach Smyrna gekommen, hatte nachher dasselbe dort verkauft und war jetzt im Begriffe, durch Europa nach London zu reisen, um in dieser Hauptstadt einige Jahre den Studien zu widmen. Der junge Mann hatte sehr richtige Ideen und Kenntnisse von dem gegenwärtigen Zustande der europäischen Staa-

ten, ob es gleich zum erstenmal war, daß er den Boden unsers Welttheils betrat. Aber was mir ihn hier doppelt werth machte, war seine große Empfänglichkeit für das Schöne der Natur: wie sanft und doch so warm waren nicht die Regungen, denen sich seine Seele hingab, als der unermeßliche Golf sein schimmerndes Thal uns entgegenwarf und mit welchem Entzücken ergoß sich nicht sein Mund, als die Gestade Rechts und Links neben uns gleichsam mit einander wetteiferten, es einander an Pracht und Majestät zuvorzuthun.

„Wie wenig gehört doch dazu," rief er unter andern aus, „unterm Himmel glücklich zu seyn! Wessen Gemüth könnte trauern mitten unter den unvergleichbaren Umgebungen der ewigen, großen, schönen Natur. Es schmiege sich doch nur jeder mit kindlichem Sinn an ihre Mutterbrust. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiligt sie. Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schlägt ruhiger am Mutterherzen und die hundert hoffnungsvollen

Wünsche verduften in einem Seufzer des innern Glücks!"

Ach! dachte ich und erinnerte mich dabei an manche Stellen in den Schriften unserer Lebensphilosophen — es ist wohl nichts, wornach so allgemein gestrebt und dessen Wesen doch nicht minder allgemein verkannt wird, als eben das, was man Glück nennt. Es ist das Ziel alles Nachforschens, alles Bestrebens unter den Menschen; aber jeder bricht sich dabei seine eigene Bahn und hält sie für die beste, jeder schwebt in der Einbildung, er wandele auf der rechten Straße und winkt seinem Nachbar und will mit aller Gewalt ihm begreiflich machen, er sey auf unrechte Wege gerathen. — Die Intoleranz droht, der Fanatismus mordet, der übermüthige Stolze verachtet und belächelt alles, sogar die Dummheit reißt große Augen auf und lacht mit vollen Backen dem friedlichen Wanderer in's Gesicht, der ihr nicht nachstolpern will.

Indessen waren wir dem europäischen Gestade sehr nahe gekommen: denn schnell hatten wir einem großen kaiserlichen Verschnittenen aus-

weichen müßen, der von Übermuth gebläht in einer goldenen Gondel im stolzen Selbstgefühl vorüber flog und nur nachläßig alle jene Schaaren von Muselmännern und Nichtmuselmännern begrüßte, welche ehrerbietig ihre Stirn zur Erde neigten. Auf der Terrasse eines hart am Ufer sich erhebenden Pavillons erblickte ich einen magern, abgezehrten Türken, auf einem silberstoffenem Divan der Länge nach, ausgestreckt. Er schien mehr zu träumen als zu wachen und, indem er unser Schiff erblickte, sprang er plötzlich auf und redete mit stieren Blicken und unvernehmlichen Tönen von der Balustrade herab. Sein ganzes Äußere verrieth einen Menschen, in dessen Innerm der Sturm einer wilden Berauschung noch nicht ausgetobt hatte: es war sicher ein Teriaki. Und auch dieser Mensch strebte seinem Glücke nach und er hat es gefunden im — Opium, oder glaubt es wenigstens gefunden zu haben.

Aber auch der Teriaki ist nicht damit zufrieden, auf seine Weise den höchsten Gipfel des Glücks erstiegen zu haben: er will

auch andere auf die Bahn führen und er hält sie nicht für glücklich, so lange sie noch auf Seitenwegen herumschweifen. O du Thor! bist du denn wirklich so glücklich? oder bist du nicht vielmehr das ächte traurige Ebenbild jenes Marktschreiers, der, mit Lumpen bedeckt, und durch körperliche Gebrechen aller Art zur Erde gebeugt, froh und kühn den Stein der Weisen und Panaceen jeder Art euch zum Verkauf anbietet?

Lassen wir den Teriaki, nahm Harrington das Wort: es ist eine Ausnahme von der Regel. Nur das wollte ich behaupten: Wer an den göttlichen Gestaden Thrazien's und Kleinasien's wohnt, wer die Schönheiten des Bosporus mit seinen Blicken umspannen kann, und Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, der sollte wahrlich nicht klagen. Möge jeder Mensch sich selber die Welt seyn und kann er das nicht, sobald er aufhört, die Welt als seine Ruderbank anzusehen und sich daran zu binden, ohne Muth, ohne selbstständige Fliehkraft der kaltherzigen Tyrannei den Rücken zu kehren? Kein Mit-

leidsbettler soll die taube Menschheit um eine aberwitzige Theilnahme anschreien, so lange es noch Auswege giebt. Braucht der Mensch wohl etwas mehr, als in sich selbst zurückzukehren, um alles zu finden, was er in der ganzen Welt außer sich nicht suchen darf, nicht antreffen wird, und, sind ihm die andern Menschen zuwider, kann er da nicht hier nur mit fühlbarem Herzen in den heitern Klubsaal der freien Natur treten und sich mit seinen Träumen und Phantasieen unterhalten. Jeder hat so den Talisman in Händen, den Himmel in sich hineinzuzaubern und, gleich einem Gott, die Welt aus sich heraus zu einem Elysium zu erheben.

Inzwischen fing ein sanfter Wind an, die Wellen des Golfs zu kräuseln und unsere Schiffleute steckten schnell die Segel auf. Die Beleuchtung der See ließ nun nichts mehr zu wünschen übrig, Licht und Schatten flogen in langen Streifen über die schäumenden Wellen hin. Auf dem wogenden Spiegel schwankten Schiffe, Kähne, Tschaiken in ungemessenen Gruppen und, indem die arbeitenden See-

leute mit dumpfem Geschrei die Lüfte erfüllten, entschwanden sie bald pfeilschnell dem Auge, bald rückten sie uns so nahe, daß sie uns zu übersegeln droheten, bald schienen sie, wie auf einen und denselben Platz festgebannt, an den Gestaden zu verweilen, je nachdem die Buchten der Küste ihnen mehr oder weniger Schutz gewährten, gleichsam als wenn sie absichtlich zögerten, um die schöne Aussicht voll und ungestört zu genießen.

Vergnügt beobachtete das Auge des wandernden Seefahrers den so verschiedenartigen Schlangenweg der tausendfältigen Fahrzeuge, bis er sie auf dem Ozean des weißen Meeres aus dem Gesicht verlor und der Ozean selbst! welch ein herrlicher Anblick ins Unendliche, welch eine zahllose Menge von schimmernden, silber- und goldglänzenden Wasserhügeln auf seinem endlosen Thalbeete und wie reizend Alles dieses, wenn alle Umgebungen in weiter Ferne, Berge und Wäldchen, auf ruhige Stille hinzudeuten scheinen.

Ich habe meinen Lesern bereits eine kurze

Musterung der herrlichen Gestade gegeben, als ich die Fahrt nach Tarapia beschrieb und ich muß um so mehr fürchten, mich zu wiederholen, da dergleichen Fehler dem schildernden Schriftsteller nur gar zu häufig, auch gegen seinen Willen, mit unterlaufen. Ich will mich daher jetzt nicht dabei aufhalten und nur obenhin dasjenige erwähnen, was mir auf der fernern Fahrt aufstieß.

Schon kreuzten wir vor dem Serail von Bechik-Tasche, schon entfalteten sich die Häusergruppen von dem anmuthigen Dörfchen gleiches Namens, von Orta-Keui, Kuru-tschesmeh und Arnaut-Keui unsern Blicken. Alles scheint an dem europäischen Gestade hier nur eine zusammenhängende Stadt zu seyn, aus der sich schön gezierte Minarets und lachende Pavillons erheben, während auf der asiatischen Seite sich dem Auge wieder Landschaften von ganz anderer Art neben dem üppigsten Waldgrün und den fettesten Wiesengründen, die sich längs wohlbebaueten Hügeln hinziehen, darbieten.

Hier schienen sich Palläste, Terrassen und Thürme aus der See zu erheben, deren klare Oberfläche das zitternde Gemälde in allen seinen Farben zurückwarf; dort spielte lichtes ätherisches Meergrün mit azurnem Blau und glänzender Schaum bedeckte die im Entstehen verschwindenden Hügel mit flüchtigem Schnee. Hier ward das Auge vom Silberschimmer einer sich emporhebenden Wassersäule geblendet; dort ladeten weiche Rasenplätze, neben denen plätschernde Wellchen, die sich einen Felsen herabstürzten und dann murmelnd und traulich mit einander in das Meerthal hinuntereilten, zur Ruhe ein.

Hier steigt ein dunkles Gebüsch einen Hügel hinan, bis an den Fuß eines felsigen Berges, dessen Gipfel Weinreben bekränzen; dort bildet das Terrain eine Kette von Schieferhügeln, auf denen Zypressen, Myrthen, Geniste (genista, Spartium junceum, Lin.), Kastanien, Linden, Eichen, Zedern, Meerkirschen (arbutus unedo, Lin.), Wallnüße in der buntesten und lieblichsten Farbenmischung prangen. Hier ruhet das Auge auf den mar=

mornen Portikos und Säulenreihen, auf den Gallerien, Thürmchen und Kuppeln einer entfernten Dschamie, auf die das reiche Licht und der Schatten der in endloser Zahl aus der Feuergluth des Sonnenkörpers ausgegossenen Goldstrahlen fallen; dort tritt die Pracht einer neuen Stadt hervor und ihre mit luftigen und zugleich zierlichen Gebäuden gekrönten Terrassen, in den feuerglänzenden Äther getaucht, scheinen vielmehr von dem Stabe eines Zauberers aus dem Ozean hervorgerufen, als von menschlichen Händen erbaut zu seyn.

Hier zeigt sich ein fruchtbares Thal, mit den zartesten europäischen Gartenfrüchten bepflanzt, dort ein Obsthain. Hier führt ein enger Fußpfad an einem Berge durch wilde Rosen und Rosmarinbüsche vorbei, dort leitet ein Weg voll der lieblichsten Abwechselungen zu der Quelle eines klaren Wassers und zu einer Grotte, die die Natur selbst hier grub. Hier bemerke ich ganze Reihen von Blumen-Gärten, mit Baßins und Springbrunnen und mitten in diesem prachtvollen Flor hundertfäl-

tiger Gewächse des Ostens und Westens prunkvolle Kioske, die die reizendste Kühlung und die unvergleichlichste Aussicht auf den Kanal genießen müßen. Dort bietet ein langer, lebhafter Kay ein Gewimmel dar, das nur im Orient und in der Nähe von Konstantinopel so bunt seyn kann.

Wie wir bei Rumili-Hißar vorbeiruderten, erscholl ein Rufen von dem Kay und bald darauf sahen wir einen Haufen Griechen in einer Tschaike auf uns zukommen, die ebenfalls nach Bojuckdereh wollten und uns hier erwartet hatten. Sie stiegen sogleich bei uns ein und einige erzählten, daß sie Verwandte in Belgrad hätten, die sie besuchen wollten. Die Sonne behauptete indessen nachdrücklicher ihre Rechte auf die Köpfe der Menschen und wir ließen uns unter dem Verdeck nieder, um vor ihren Strahlen sicher zu seyn.

Hier hatten sich auch zwei von unsern neuen griechischen Paßagieren niedergesetzt. Sie schienen zwar rohe, ungebildete Leute zu seyn, aber ihre Physiognomieen einen beson-

dern Ausdruck von Kühnheit und Abentheuerlichkeit zu enthalten. Und wirklich trügte mich diesmal meine Menschenkenntniß nicht. Der eine hatte Gustav v. K — g eine lange Zeit bedient, war auch zugleich mit ihm auf der Rückreise von Ägypten nach Italien in englische Gefangenschaft gerathen und nach Konstantinopel gebracht worden; hier hatte er seinen vorigen Herrn verlassen und zum Andenken von ihm eine Dose mit seinem Namenszuge erhalten. Schon in Ägypten hatte er den jungen Wagehals aus mancher Gefahr gerettet und auf der Seereise durch Geschenke ein paar Muselmänner zu befriedigen gewußt, die der unbedachtsame, tollkühne Jüngling beleidigt hatte und die aus Rache ihm den Kopf abzuschneiden drohten.

Der andere war von Geburt ein muhamedanischer Albaneser, hatte lange unter dem Pascha von Skutari und Kara-Mehemet-Oglu gefochten und dort sich sehr ausgezeichnet. Nachher war er in die Dienste des Mutschelim von Smyrna getreten, bei einer Janitscharenempörung aber hatte er

wieder flüchten müßen. Nach mancherlei Schicksalen sah er sich endlich nach Georgien verschlagen, wo er endlich in die Leibwache eines tatarischen Khans kam und mit einem Gesandten desselben nach Konstantinopel reiste. Damals zog gerade Fürst Hanscherli nach der Wallachei und dieser gab ihm eine Stelle in seinem Arnautenkorps. Auf einem Streifzuge gegen die Räuber wurde er lahm geschossen und dadurch außer Stand gesetzt, länger als Soldat zu dienen. Er verließ deswegen den Moslemismus und ließ sich in Bukarest taufen, wo er darauf in den Sold des dortigen Metropoliten trat. Jetzt war er nach Konstantinopel gekommen, um manche Kostbarkeiten abzuholen, die er an einen verborgenen Orte vergraben hatte.

Wie verschieden und mannigfaltig waren also nicht die Schicksale dieses Menschen gewesen! Mir fiel es besonders auf: wie es in einem den Muselmännern unterworfenen Reiche erlaubt seyn könne, daß ein Muselmann seine Religion verändere und ein Christ

werde. Selbst in unsern aufgeklärtesten protestantischen deutschen Ländern würde es schwerlich gestattet werden, wenn einer unserer Glaubensgenoßen zum Katholizismus übergehen wollte, und doch ist der katholische Glaube ohne Vergleich weniger von dem reformirten oder evangelisch-lutherischen verschieden als der muhamedanische von dem christlichen. Ich forschte darum hierüber weiter nach und man sagte mir: daß in der eigentlichen Türkei freilich eine solche Glaubensänderung mit großer Gefahr verbunden sey, in der Wallachei und Moldau hingegen man dergleichen Beispiele mehrere habe. Die türkische Regierung bekümmert sich wenig darum, was jenseits der Donau vorgeht, wenn die christlichen Hospodars nur den Tribut richtig entrichten und in Ansehung der Religion findet da die größte Freiheit statt. Es hat sich selbst zuweilen ereignet, daß Renegaten, die eben die muselmännische Religion angenommen hatten, wenn sie in die transdanubischen Provinzen geflohen waren, dort von neuem sich dem christlichen Glauben un-

terwarfen und daselbst ein sicheres Asyl fanden.

Übrigens wird schwerlich ein ächter Muselmann zu einer solchen Religionsmetamorphose zu bringen seyn. Es wird immer zehn Christen oder Juden gegen Einen Muhamedaner geben, der seinen Glauben verleugnet hätte. Aber mit den Albanesern hat es eine andere Bewandniß. Diese Nation ist schon durch die Sprache, welche wahrscheinlich noch ein Überbleibsel der alten illyrischen ist, von der eigentlich türkischen verschieden und ohnerachtet ein großer Theil derselben bei den jetzigen Beherrschern Dienste nimmt und ihre Sprache lernt, so hängt sie doch noch immer gar sehr an dem Dialekt und den Gebräuchen ihrer Väter. Nirgends aber kann man unwissender in Ansehung der Religion, zu der man sich bekennt, seyn als eben in diesem Lande und darum leben auch die muhamedanischen und griechischen Albaneser verträglich neben einander. Der albanesische Grieche weiß von der Religion seines muhamedanischen Bruders fast eben so viel als von der

seinigen und der albanesische Muhamedaner ist nicht minder in dem Glauben seines griechischen Nachbars unterrichtet als dieser selbst in dem seinigen. Es giebt Orte in Albánien, wo beide Religionen als gleich heilig betrachtet werden und da kann es mithin nicht viel Bedenklichkeiten erheischen, von einer zur andern überzutreten. Wenn nun freilich der Muselmann in seinem eigenen Vaterlande durch die Gesetze und Statuten des Reichs und durch den Fanatismus der muhamedanischen Regierung daran verhindert wird; so wird er dadurch dennoch nicht abgehalten werden, es in einem fremden Lande zu thun. In Georgien, Zirkaßien, Mingrelien soll es besonders häufig der Fall seyn.

Immerhin wird dennoch die Toleranz der Osmanen zu loben seyn, daß sie jeden ungestört im Genuß seiner Religion und seines Glaubens lassen. Niemals hat ein der portugiesischen und spanischen Inquisition ähnliches Institut unter ihnen existirt und niemals hat sich die Regierung zu Konstantinopel mit Eifer und Beharrlichkeit angelegen seyn las-

sen, die Unterthanen eines andern Glaubens durch List oder Gewalt zur Landesreligion zu bekehren. Daß sie sorgfältig und streng darauf achtet, daß kein sogenannter Rechtglaubiger zum Irrglauben verleitet werde, oder auch wohl freiwillig zu demselben übergehe; daß sie den Übertreter dieses Gesetzes kriminell und mit aller Schärfe bestraft — wer wird ihr dies verargen. Was aber die Nichtmuselmänner betrifft, so können sie in der ganzen Türkei sich zu einer Religion bekennen, wozu sie Lust haben und ihren Glauben gegen einen andern vertauschen, sobald es ihnen beliebt. Niemand achtet darauf bei den Türken, ob ein Jude ein Jude bleibe oder ob er ein Christ werde, niemand zieht sich Verantwortlichkeit zu, wenn er von der katholischen Religion zur griechischen, oder umgekehrt von der griechischen Religion zur katholischen übertritt.

Meine Leser werden leicht urtheilen, daß mir unter solchen Fragen und Antworten, Erzählungen und Reflexionen die Zeit auf dem Schiffe nicht lang werden konnte und

wirklich hatten wir die Bucht von Tarapia eher erreicht, als ich daran dachte. Man hatte mir die Fahrt auf dem Marktschiffe als so langwierig geschildert, in der That ich fand sie sehr kurzweilig.

Auf der Rheede von Tarapia erwartete uns ein trauriger Anblick. In Bojuckdereh erfuhr ich die Geschichte und man wird mir erlauben, daß ich sie gleich hier erzähle. Ein griechisches Schiff, das vier eiserne Kanonen führte, hatte in der Bay Anker geworfen. Seit einiger Zeit war, wegen der häufigen Unglücksfälle, die sich ereignet hatten, der Befehl, daß jedes Fahrzeug, welches Pulver bei sich führe, dasselbe sogleich abliefern sollte, sobald es sich fest gemacht hätte und daß ihm dasselbe erst bei seiner Abreise wieder zugestellt werden könne. Das griechische Schiff war eben angelangt und der Kapitain im Begriff, seine Pulvertonne zu versiegeln, wie das, um Verwechselungen zu verhüten, gewöhnlich ist, und sie an's Land zu schicken. Schon hatten zu diesem Behuf die Matrosen die Schaluppe ausgesetzt,

schon waren alle bereit, die versiegelte Tonne zu empfangen, als sich das Unglück ereignete, dessen Größe meine Leser mit einem Beben erfüllen wird, sowie der Gedanke daran, so oft er sich in meinem Gedächtnisse erneuert, meine Seele in die fürchterlichste Bewegung setzt.

Die Tonne mußte oben eine kleine unmerkliche Öffnung oder Spalte haben. Indem der Schiffskapitain das brennende Siegelwachs fallen ließ, muß etwas davon in die Tonne gedrungen seyn: denn in eben dem Momente flog das ganze Hintertheil des Schiffs in die Luft, in tausend Stücken flogen die Theile desselben nach allen Seiten hin und der Kapitain, der Steuermann, der erste Matrose und zwei Schiffsjungen verloren ihr Leben. Ein anderer Matrose, der sich in der Mitte des Fahrzeuges, doch sehr nahe dem Hintertheile befand, wurde stark beschädigt.

Ein großes Glück war es noch, daß sich die übrigen Matrosen bereits in der Schaluppe, zum Abrudern bereit, befanden und

dadurch der Gefahr entgingen. Zufällig war es auch, daß die Pulvertonne auf dem Hintertheil des Schiffs versiegelt wurde; wäre dies in der Mitte geschehen, so würde das ganze Fahrzeug in die Luft geflogen seyn. Das Unglück hätte übrigens noch weit größer seyn können, wenn sich gerade einige andere Schiffe in der Nähe des Hintertheils des unglücklichen Fahrzeuges befunden hätten.

Die Rudera der Zerstörung waren noch deutlich zu sehen. Man war eben damit beschäftigt, das übriggebliebene Vordertheil, das sich, mit dem Anker befestigt, noch über dem Wasser hielt, an's Land zu ziehen und die traurigen Reste des Vordertheils, die noch etwa zu brauchen seyn dürften, und überall im Meere zerstreuet lagen, aus der Tiefe hervorzuholen. Ein Schrecken hatte seit diesem unseligen Vorfall alle Schiffer befallen, welche sich auf der Rheede befanden und jeder ging mit doppelter Vorsicht mit seinem Pulvervorrathe um.

Wir hatten nun noch eine Weile Tarapia mit seinen schönen Umgebungen zur Lin-

ken. Die dunkelrothen Häuser und reizenden Sommerpavillons am Kay und auf Hügeln längs der Küste bildeten eine überraschende Ansicht. Zwischen Anhöhen öffneten sich in der Ferne üppige Thäler, mit Gärten und Landhäusern gesprenkelt oder mit Zypressenwäldchen, Weinbergen, Maispflanzungen und Maulbeeren schattirt. Über diese ragten dann größere Erhöhungen hervor, die näher dem Auge ein dunkleres Grün entgegenwarfen und in größerer Ferne sich in einen matten bläulichen Flecken aufzulösen schienen.

Auf der andern Seite stellten die Gestade von Asien das prächtigste amphitheatralische Schauspiel dar. Die Gegend war da ringsum bald von sanft herablaufenden Hügeln umschlossen, bald ein Thal voll der mannigfaltigsten Abwechselungen. Der Boden schien überall mit Blumen besäet, deren reiches Farbenspiel die Strahlen der Sonne erhöheten, die sich in der Ferne in dünnen Nebeln brachen. Dazwischen erblickte man denn hin und wieder bunte Häusergruppen mit Terrassen geziert und mit lieblichen schattigen

Wäldchen und Obsthainen umgeben. Meine Seele füllte sich mit Entzücken, so oft ich das Perspektiv vor's Auge setzte und kaum hatte ich es abgesetzt; so fühlte ich in mir wieder einen Drang, meine Beobachtungen zu wiederholen.

Ich theilte meine Gedanken einigen andern Paßagieren mit und alle stimmten darin überein, daß das Auge nichts köstlicheres sehen könnte. Nachdem wir endlich Kirscheh-Burum vorübergerudert waren, eröffnete sich uns eine neue Aussicht. Die asiatischen Gestade schienen mit den europäischen in der Ferne zusammenzulaufen und es kam uns vor, als sey der Kanal hier zu Ende und schließe sich in einer großen Bucht. Links zeigte sich uns zugleich auf einmal der Golf von Bojuckdereh und die Stadt, die neben der großen Rheede hin in die Länge erbauet und von Bergen und Wiesengründen, von Wäldern und Gärten umgeben, eine der überraschendsten Ansichten gewährte.

Unser Fahrzeug ging bis zu einer etwas vorgebaueten Brücke hin, wo es mit Stricken

befestigt wurde. Die Paßagiere stiegen nun aus und bezahlten die Überfahrt. Sogleich versammelten sich eine Menge Leute aus den innern Theilen des Orts auf dem Kay, welche theils Freunde und Bekannte erwarteten, theils der Ankunft von Viktualien und Waaren entgegensahen, die sie in Pera und Galata bestellt hatten. Ich bekümmerte mich wenig um das Auspacken: denn ich hatte nichts mitgebracht als was ich bei mir trug und ließ mir durch einen griechischen Knaben, den ich auf dem Platze am Ufer antraf, das Haus der Madame Menard zeigen.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Schwierigkeiten des Unterkommens für den Fremden in Bojuckdereh. — Kurze Schilderung des Orts und der Gegend. — Straßen und europäische Gebäude. — Spazierplatz der Franken an der Meeresküste. — Unvermuthetes Zusammentreffen mit einem alten Bekannten. — Die Morgenfahrt nach einem Badeplatze. — Seichte Stellen im Golfe neben einigen Inselchen. — Rückkunft in der Stadt. —

Madame Menard war die Schwester Herrn Bourlan's, meines Hoteliers in Pera, eine Französin aber geborne Konstantinopolitanerin, die an den Oberkoch des Fürsten Ipsillanti verheirathet war, der sich jetzt zu Jaßy in der Moldau befand. Sie hatte zu Bojuckdereh ein Haus, das sie des Sommers über bewohnte und diejenigen

Herren, welche Zimmer bei ihr mietheten, auch zugleich bei sich in Kost nahm. Herr Bourlan hatte mir ein Billet an sie mitgegeben, mit dem Auftrage, mich wo möglich in ihrem Hause auf einige Tage unterzubringen.

Aber zum Unglück waren bei ihr schon alle Zimmer besetzt und mit der einnehmenden Höflichkeit und Artigkeit einer Französin gab sie mir ihr Bedauren zu erkennen, kein Logis für mich vorräthig zu haben. „Nicht einmal ein Plätzchen im ganzen Hause, sagte sie, habe ich mehr noch zu meiner Disposizion; ich selbst wohne mit allen meinen Kindern in einem einzigen Zimmer und selbst die Dachkammern befinden sich im Besitz von Fremden. Indessen will ich jemand Ihnen mitgeben, setzte sie freundlich hinzu, der Ihnen in der Nachbarschaft hier in irgend einem Hause ein Zimmer ausmachen kann. Wenn Sie übrigens zu Mittag und zu Abend während Ihres hiesigen Aufenthalts bei mir vorlieb nehmen wollen; so werde ich mit dem größten Vergnügen ein Gedeck für Sie auflegen.“ —

Ich eilte darauf mit einem jungen Menschen, den sie mir mitgab, hinweg, um mir ein Logis auszumachen. Aber das war schwerer, als ich mir anfangs vorgestellt hatte und selbst in der Gegend des Palais-Royal zu Paris oder des Grabens zu Wien können die Logis nicht seltener seyn als hier zu dieser Zeit. Wir gingen in mehr als zehn Häuser; nirgends war ein Unterkommen zu finden und wenn ich es selbst mit Geld hätte aufwiegen wollen; so wäre es unmöglich gewesen, mich unterzubringen. Ich bat zuletzt nur um ein Kämmerchen, um ein Ruheplätzchen für die Nacht; alles war umsonst: theils war alles schon besetzt, theils schon bestellt. Die Anzahl der Fremden und besonders der Engländer war größer als jemals und Lord Elgin wollte den andern Tag zu Bojuckdereh durch seine Italiäner ein großes Konzert aufführen lassen, wozu noch viele Personen aus Pera eingeladen waren und erwartet wurden.

Mißvergnügt kam ich endlich zu Madame Menard zurück und klagte ihr meinen Un-

stern. Sie wußte lange nicht, was sie für mich thun könnte und gab mir den Rath, bei irgend einem Gesandten eine Visite zu machen und mir ein Zimmer im Palais desselben zu verschaffen. Aber ich wollte durchaus noch Inkognito in Konstantinopel leben und darum alle Verbindung mit dem diplomatischen Korps vermeiden und auf eine andere Zeit verschieben. Darum, sagte ich ihr, könnte ich jetzt von ihrem gütigen Rathe keinen Gebrauch machen. Endlich schlug mir die dienstfertige Frau vor, ein paar Augenblicke zu verziehen: es sey ihr eben ein Gedanke in den Kopf gekommen, der mir vielleicht helfen könne. Sie fragte mich darauf, ob ich nichts dagegen hätte, mit einem jungen Franzosen, der in ihrem Hause wohne, ein gemeinschaftliches Zimmer zu beziehen: es sey Platz genug darin und auf dem Sopha könne man ja wohl ein Bett auf kurze Zeit zurecht machen.

Ich antwortete, daß mir dies um so erwünschter seyn würde, wenn der junge Mann, an dessen Zimmer ich Theil nehmen sollte,

vielleicht in der Stadt und hiesigen Gegend Bescheid wüßte und mir über manches Auskunft geben könnte, was ich zu wissen nöthig hätte. O, es ist ein sehr freundschaftlicher, interessanter Mann erwiederte sie, der schon mehrere Jahre sich in Konstantinopel aufhält und des Sommers stets ein paar Monate hier zubringt, und damit verließ sie mich, die Sache auszumachen. Bald darauf kam sie zurück und sagte: „Es ist richtig.“ Ein junger Franzos kam zugleich mit ihr und bat mich, das Zimmer zu besehen.

Herr R—s lebte hier schon zwei und einen halben Monat und er versicherte mich, die Gegend habe so viel Reiz für ihn, daß er auch vielleicht den ganzen kommenden Winter in Bojuckdereh zubringen wolle, ohne nach Pera zurückzukehren. Zugleich lud er mich ein, einen Spaziergang durch die Stadt und in die umliegende Gegend zu machen.

Bojuckdereh ist während der schönen Jahrszeit ein sehr lebhafter Ort, wo die Menschen so zusammengedrängt leben, wie

in einer großen Stadt. Der schöne Golf, an welchem diese fränkische Vorstadt erbauet ist, hat beinahe die Form eines Halbzirkels: auf der südwestlichen Seite sieht man Kefeli-keu liegen, mitten zwischen anmuthigen Gebüschen und Wäldchen und nicht weit davon erheben sich einige mit Schilf und Wassergewächsen bekrönte Inselchen aus dem Meere; die nordwestliche Seite aber wird ganz von Bojuckdereh eingenommen, welches von dem äußersten Punkt gegen Abend der Bucht anfängt und sich längs dem Gestade hin bis zu dem Kap fortzieht, der gegen Mitternacht hier auf der europäischen Seite des Kanals hervortritt und die nördlichste Spitze des Golfs von Bojuckdereh bildet.

Da auf der andern Seite in dieser Gegend auch die asiatischen Gestade sich zu einem breiten Vorgebürge ausdehnen; so wird dadurch für denjenigen der den Kanal herauf von Süden kommt, die Täuschung bewirkt, daß man sich einbildet, der Bosporus habe da sein Ende erreicht. Indem man nämlich von Tarapia weiter nördlich herauffährt,

giebt es mehrere Punkte, aus denen das Auge gerade auf die nordwestliche Küste von Europa fällt und wo es einem scheint, der Bosporus endige sich in einem Halbkreis, dessen nordwestliche Seite von der, sich dem Auge darstellenden Stadt, Bojuckdereh eingenommen werde.

Bojuckdereh hat eine ziemlich lange Hauptstraße, die durch den ganzen Ort hindurch führt und aus zwei Reihen von Häusern besteht, die großentheils nach europäischem Geschmack aufgeführt sind. Der Kay ist an wenigen Orten ganz frei. Gegen Westen stößt der Ort auf schöne Wiesengründe und Wäldchen, gegen Norden aber dehnt er sich bis zum äußersten Kap des Golfs aus. Im Ganzen hat, dem Äußern nach, Bojuckdereh viel Ähnlichkeit mit Pera, nur daß in ersterer Stadt alles weit ländlicher aussieht als in der letztern.

Die Hauptstraße von Bojuckdereh endigt sich gegen Norden mit dem Pallaste des kaiserlichen Internuntius, der eine der reizendsten Lagen hat, die man von einem länd-

lichen Aufenthalte wünschen kann. Es ist ein schönes Gebäude ganz nach italiänischer Art, und vor demselben befindet sich ein großer freier Platz, der sich mit einer Brücke endigt, die in das Meer gebauet ist; einige Baumgruppen geben demjenigen hinlänglichen Schatten, der sich an der anmuthigen Aussicht laben will.

Von dem Palais des kaiserlichen Internuntius erstreckt sich nun noch eine lange Reihe von schönen Gebäuden nach Norden hin, die alle ihre Hauptfaçaden auf dem offenen Kay und zum Meere hin haben und auf der Rückseite mit weitläuftigen, ganz europäisch eingerichteten, Gärten umgeben sind. Hier sind die prächtigen Gebäude des preußischen Ministers von Knobelsdorf, des ragusanischen Konsuls, des Barons Hübsch, des Rußisch-kaiserlichen Gesandten Tamara rc. deren Styl und Bauart dem europäischen Auge so wohl thun, nachdem es so lange nichts als morgenländische, griechische und türkische Gebäude zu betrachten Gelegenheit hatte.

Die Gärten sind meistens mit hohen massiven Mauern und Geländern eingefaßt und ich kann nicht sagen, mit welchem Vergnügen der Europäer hier in allen Anlagen den europäischen Geschmack wiederfindet, mit welcher Wonne er die vaterländische Baumzucht, die vaterländischen Gartenbeete betrachtet. Hier ist nichts, was ihn nicht an die von Jugend auf gewöhnten Umgebungen erinnerte, was sein Herz nicht mit inniger Freude erfüllte beim Andenken an verflossene Zeiten. Und auch die Menschen in den Häusern und Gärten sind ganz Europäer und kaum zeigt sich hin und wieder als Ausnahme von der Regel ein orientalisches Kostüme.

Um sich von der reizenden Aussicht, die diese Reihe von Gebäuden genießt, eine Vorstellung zu machen, braucht man nur zu erwägen, daß man von da aus eine große Strecke nach Süden, den Kanal hinunter, übersieht, währenddem die nahe Küste von Kleinasien mit einem nie verwelkenden Sommergrün prangt und die entferntern europäischen Gestade auf der Südseite des breiten

Golfs eine Mannigfaltigkeit von Prospekten gewährt, welche nicht größer seyn kann.

Hier ist der Ort, wo in dem dämmernden Lichte des kommenden Abends die Franken sich versammeln und die Annehmlichkeiten eines Spaziergangs an der Meeresküste genießen. Beide Geschlechter wandeln da Arm in Arm ungestört auf und ab nach abendländischer Sitte und die Elegants säumen nimmer, die schönen Frauenzimmer des Orts und die betagten Matronen der vornehmen Häuser in der duftenden Kühle herumzuführen. Will man einen großen Theil der beau-monde von Bojuckdereh kennen lernen, so komme man bei den Schatten des sinkenden Tages hierher und der Menschenbeobachter wird da Stoff genug zu Reflexionen über das Leben der Europäer in Konstantinopel sammeln können.

Ich hatte mich hier an den Gestaden gelagert, als schon die Abendröthe ihren schimmernden Feuerregen über das Himmelsgewölbe goß, und war im Anschauen der Pracht des Meeres verloren. Mich bezau-

berten, bei dem Rauschen der Gewässer die Umrisse der fernen Inseln und Gestade, besonders die reizenden Hügel der europäischen Küste; und es dämmerten in mir liebliche Ansichten von Begebenheiten, die ich nicht unterscheiden konnte: als ein wohlaussehender Mann an mir vorbeiging, und wie er mich im Gesicht erblickte plötzlich still stand, mich betrachtete und anredete. Bei den ersten Worten erkannte ich ihn sogleich wieder: es war ein junger Franzos Hr. G — d aus Bourdeaux, den ich in Bukarest hatte kennen lernen und der jetzt in sein Vaterland zurückzukehren gedachte.

Er war lange in russischen Diensten gewesen, hatte in der Kanzlei von Besborodko gearbeitet, nachher war er französischer Sprachmeister in Bukarest und bei den jungen Prinzen Murusi geworden und jetzt hatte er sich durch Fleiß und Sparsamkeit soviel Geld erworben, um die weite Rückreise nach Frankreich anzutreten. Er hatte es anfänglich zu Lande versucht; aber als er nach Hermannstadt in Siebenbürgen kam,

wollte ihm der dortige bekannte Kriegsgouverneur, Graf Mitrovski, keine Durchreise durch die östreichischen Erbstaaten verstatten und ob er gleich mit hinlänglichen Empfehlungsschreiben versehen war, so war doch schon der Umstand, daß er Franzos war, Bewegungsgrund genug, ihn zu nöthigen, wieder nach Bukarest zurückzukehren. Baron Deden, der holländische Gesandte bei der hohen Pforte, der sich jezt in der Hauptstadt der Wallachei aufhielt, hatte ihn mit Empfehlungsbriefen versehen und er war jezt in Bojuckdereh, um sich zur vorhabenden Seereise einen rußischen, preußischen und neapolitanischen Paß zu verschaffen, weil er allerdings mit Grunde fürchtete, irgendwo noch in Verlegenheit zu gerathen und Aufenthalt zu bekommen, ehe er Frankreich erreichte.

Er gab sich hier für einen Schweizer aus und war gesonnen, von Konstantinopel zu Schiff nach Smyrna sich zu begeben, wo er leicht Gelegenheit zu finden dachte, um nach Livorno zu kommen, von wo er dann entweder zu Wasser nach Marseille oder zu

Lande über Genua und Turin gehen wollte. Möge doch Fortuna den edlen jungen Mann unter ihre Flügel nehmen und ihn glücklich zu den vaterländischen Gestaden und bis zu den mütterlichen Fluren geleiten; dann wird er sich hinlänglich entschädigt fühlen für alles das Ungemach, das ihm böse Menschen bereiteten, für alle die Schicksale, die er unschuldig, blos darum weil er ein Franzos war, erdulden mußte. Auch Herr N — s fand in ihm einen alten Bekannten und wir setzten uns nun alle drei nieder an dem prächtigen Golf und traulicher und herzlicher ward noch mit jedem Augenblick das Gespräch und liebliche Szenen der Vergangenheit gingen vor dem Gedächtniß vorüber. Ach! unter allen Blumen im Thale des Lebens blüht doch am schönsten, duftet doch am würzigsten die Blume der Freundschaft, sie aus dem Himmel auf die Erde verpflanzt, für alle, die reines Herzens sind. Selig, wer mit heiligen Händen sie bricht! —

Und G — d verdiente es auch in der That, von jedem, dem Tugend und edler Menschen-

sinn am Herzen liegt, geschätzt, geliebt zu werden. Die einfachen, geraden Pflichten des Lebens erfüllt jeder leicht; aber mitten unter den Gefahren des Unglücks und der Verfolgung diesen Muth, diese Redlichkeit zu erhalten, ohne sich einen Fußbreit davon zu entfernen, das ist das Seltene, das ist es, was ich eine probehaltige Seelenmischung nenne. Gewiß wird ihn das Vaterland noch einst belohnen für Alles, was der brave Mann um seinetwillen erduldete und verdient es ein Franzos, so ist er es gewiß.

Schnell verflogen die Augenblicke unserm Kleeblatt und es war plötzlich spät geworden, ehe wir daran dachten. Eine Todtenstille herrschte über dem Weltmeer — kein Lüftchen bewegte sich — die dunkelgrünen Wellen stiegen und fielen nicht — hie und da nur glänzte ein kleiner Wirbel wie ein Edelstein in der Helle des Mondes, der die Thäler um uns her versilberte, und dessen zitterndes Bild die ausgedehnte Fläche wie ein Spiegel zurückwarf. Die Wolken, die vor seinem

Throne langsam vorbeizogen, schienen stolz zu seyn, sich in der Tiefe des Meeres zu sehen, wie sie ihrem Oberhaupte huldigen. Gleich einem romantischen Eilande streckte sich die Küste von Anatolien vor uns aus und zauberisch tönten die Glocken auf den vielen Fahrzeugen, die längs dem langen Kay vor Anker lagen, durch das dämmernde Helldunkel des Abends.

Wir traten unsern Rückweg in das Innere der Stadt an und begaben uns nach der westlichen Spitze des Orts, wo das Städtische sich allmälig in das Ländliche aufzulösen scheint. Horch! da tönt der Klang einer Guitarre, die ein Liebender mit seiner Stimme begleitet, dort hört man die Töne einer Zither aus einem Fenster herab. Hier rauscht der Trianon der Hirten und flötet die fröhliche Schalmei, dort steigt zum Himmel ein Chor von heiligen Gesängen aus dem Hause einer frommen Familie. Durch die ernsten hohen Eichen und Wallnußbäume zwitschern die Bewohner des Hains ihr kleines Abend-

lied und von den nahen Anhöhen herab weht ein frischer lebendiger Hauch. Alles weit umher athmet sichtbar im kräftigen Leben und die Brust des Wanderers wird weiter und freier. Auf den Wiesengründen schimmern alle Blumen und duften in dem noch nicht ganz verloschenen Abendrothe; an den dunkeln luftigen Büschen schweben leichte helle Nebel, die Grasplätze dämmern im Silberlichte Luna's, die Grillen zirpen auf ihnen und ein geistiges Wesen ging durch die stille, nur in wenigen Zwischenräumen bewegte, Atmosphäre vorüber und schien meine Wangen zu küssen, daß eine sanfte Sehnsucht nach Himmel und Liebe mir in's Herz sank.

Noch eine halbe Stunde verweilten wir in der so lieblichen Abendkühle, dann gingen wir zur Ruhe, nachdem wir eine Milchspeise zu uns genommen hatten: denn in diesem Klima ist die Begierde des Magens immer leicht gestillt und nimmer ist man hier vom Hunger so getrieben wie unter dem zehrenden Himmel von Wien. Das Zimmer, in dem

wir die Nacht zubrachten, ging nach Westen und als ich am andern Morgen, kaum daß es zu tagen begann, ein Fenster öffnete, da wurde ich abermals seltsam überrascht durch die Naturschönheiten, die Bojuckdereh auf der Abendseite umgaben. Mitten zwischen Wäldern und Gärten, die sich an einer Menge Anhöhen hinaufwanden, standen da Häuschen und Pavillons, und die Thäler, die durch die vielen Hügel und Erhöhungen, welche den Horizont von allen Seiten bekränzten, gebildet wurden, waren von so mannigfaltigem Reiz, daß das Auge sie stundenlang betrachten konnte, ohne ermüdet zu werden.

Herr R—s hatte mich schon den vorigen Abend eingeladen, in der Frühe des folgenden Morgens mich mit ihm an einer seichten Stelle, in der Nähe der Inseln des Golfs, im Meere zu baden und wir verloren darum keine Zeit, den Strand zu gewinnen und uns nach jenem Badeorte übersetzen zu lassen. Die Tschaikiers waren bereits den vorigen

Tag dazu bestellt, und schnell banden sie ihre Boote los, als wir uns am Kay zeigten und ruderten so frisch, daß die ganze Fahrt keine zehn Minuten dauerte.

Über die Fläche der See säuselte ein Wellen kräuselnder Wind und jenseits fing bereits der Morgenhimmel über den Gebürgen zu glühen an. Die fernen Gestade Asien's strahlten rosenroth und zwischen bläulichen Schatten zitterten Goldstreifen über die Meereswogen. Gegen Westen aber sah man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken. Nichts kann romantischer seyn als die Umgebungen des Golfs von Bojuckdereh in der Frühe des jungen Tages und keine Fahrt dürfte größere Genüße darbieten als zu dieser Zeit. Das Innere des Menschen entfaltet eine schöne Empfänglichkeit, der Genuß der Gegenwart gießt eine süße Wollust in sein Herz und er strebt nach Mittheilung: seine Wünsche, seine Hoffnungen begränzt das heimische Land der Wirklichkeit und das Fabelland der Zukunft verliert die Gewalt der Verborgenheit.

Unsere Tschaikiers banden die Gondel an einen Baumstamm und wir ließen unsere Kleider in derselben zurück. Das Wasser ist hier so seicht, daß es uns kaum bis über die Hüfte ging und man konnte sich an manchen Orten sogar auf den Boden niedersetzen. Nur selten dringen Winde bis zu dieser Gegend und wenn sie auch wehen, sind sie doch nie so heftig, daß sie die Badenden stören können. Auch unsere türkischen Ruderer hatten sich ihrer Kleider in einem Nu entledigt und nahmen an dem Vergnügen Antheil. Mich wunderte in der That nur, daß wir die einzigen Europäer waren, die diesen Badeort benutzten und warum die jungen Leute aus Bojuckdereh nicht mehr hierher kommen.

Indessen hatte sich bereits die zauberische Feuerröthe des östlichen Horizonts in eine goldene Feuergluth aufgelöst und mit jedem Moment konnte man den Hervortritt des majestätischen Sonnenkörpers erwarten. Das Aufsteigen der Morgenröthe und der Alles mit erneuter Kraft belebenden Heliossphäre

von der Meeresküste und aus oder in dem Meere selbst gesehen ist ein eben so prachtvolles Schauspiel als der Anblick eines Sonnenuntergangs an einem unbegränzten Horizont. Wenn aber an einer flachen Seeküste schon der unermeßliche Plan des Ozeans tiefen Eindruck macht, wie unendlich muß der Genuß an einem Ufer seyn, das selbst die Szene großer Naturerscheinungen ist? Ein Blick von diesem Standpunkte aus würde für manchen mehr werth seyn als mancher Tag schleichenden Lebensgenußes!

Doch muß man seine Füße beim Baden in dem Meerwasser etwas in Acht nehmen: denn es giebt hier auf dem Grunde der See eine Menge Kröten, Schlangen und andere Amphibien und Wassergeschöpfe, welche sich gern an Alles anhängen und auch wohl durch Stiche verwunden. Indessen da die Tiefe nicht groß und das Wasser so klar ist; so kann man ihnen schon ausweichen, wenn man den Meeresgrund nur etwas aufmerksam beobachtet und von Zeit zu Zeit Blicke um sich her-

wirft. Und auch bei dieser Beschäftigung wird das Auge des Naturforschers mit Entzücken erfüllt, wenn sich ihm die neue unter den Fluthen verborgene Schöpfung offenbart: denn welch eine zahllose Menge von Wassergewächsen, welch eine namenlose Zahl von nie vorher gesehenen Naturerzeugnissen bietet sich ihm da dar, welch eine bunte Farbenmischung, welche anmuthige Pflanzenbeete tief unter den Wasserwogen!

Inzwischen war schon Aurora in ihrem unnennbaren Strahlenglanze am blauen Himmelsdom erschienen; ihr gelber Lichtstrom ergoß sich über alle benachbarte Gestade und dankbar erröthete die reife Gabe der Zeres und grünende Auen, die ihren schönen Teppich von allen Seiten vor uns ausgebreitet hatten, mit sanftem Schmelz geschmückt und in den lieblichen Safranglanz der Himmelsstrahlen getaucht, tranken die herabschießende Feuchtigkeit des silbernen Thau's, welcher an den zarten Pflanzen nicht minder schön hieng, als die stille Zähre an der schönen Wimper

eines liebenden Mädchens. Gestärkt durch das anmuthige Frühbad bestiegen wir unsere Tschaike wieder und als wir an dem Kay von Bojuckdereh anlangten, fanden wir da schon alles in reger Lebendigkeit.

Die Damen der hohen Häuser der Gesandtschaften genoßen zwar noch größtentheils ruhig des Schlummers; aber eine desto größere Geschäftigkeit schien über alle Frauenzimmer des Mittelstandes ausgegossen zu seyn. Auch Madame Menard war bereits ausgegangen: sie genoß den Brunnen und machte schon einen Spaziergang. Auch wir tranken einige Gläser Selterserwasser mit Wein und Zucker vermischt: denn auch in Konstantinopel ist dieser liebliche und gesunde Trank zu haben, und begaben uns dann gleichfalls auf den Weg nach der schönen Gegend südwestwärts von Bojuckdereh. Mehrere europäische Fiakers und Karossen, mit zwei, vier und sechs Pferden bespannt, begegneten uns schon in der Hauptstraße des Orts, sie eilten nach Belgrad. Auch die Familie des Herrn von

Knobelsdorf sahen wir dahin fahren: er hat daselbst ein schönes Haus, worin er immer einen Theil des Sommers zubringt. Mehrere Franken zu Pferd schienen ebenfalls dahin einen Ritt machen zu wollen.

Ich sage am Schlusse dieses Bandes meiner Skizzen nichts von den Environs von Bojuckdereh: sie verdienen eine umständlichere Beschreibung, als hier noch Raum seyn dürfte. Aber wenn ich einst wieder die Feder zur Fortsetzung des Gemäldes von Konstantinopel ergreife, dann möge eine anschauliche Ansicht derselben die ersten Bogen füllen! —

(Ende des dritten Bandes.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des ersten Bandes.

1. Kapitel. Empfindungen beim Eintritt in Konstantinopel. — Bezaubernde Ansicht der Stadt. — Das Entzückende ihrer Lage. — Das Überraschende ihres Anblicks. — Unvergleichliche Reize des Bosporus. — Seite 1 — 20.

2. Kap. Ankunft in Pera. — Art des Unterkommens der europäischen Fremden. — Nachricht von einem französischen Hotel in der Frankenstadt. — Schwierigkeiten einer pragmatischen Darstellung eines Gemäldes der türkischen Hauptstadt. — Zweck des Verfassers. — S. 20 — 39.

3. Kap. Allmähliger Übergang zur Skizzirung von Konstantinopel. — Hindernisse, welche dabei der Fremde zu bekämpfen hat. — Fehler mancher Reisebeschreiber. — Prächtige und entzückende

Bayerische Staatsbibliothek München

Ansicht von einem Balkon in Pera herab. — Bekanntschaft mit mehrern Franzosen im Hotel. — S. 39 — 57.

4. Kap. Allgemeine Idee von Pera. — Lage und Umliegenheiten. — Palläste und Straßen. — Die letztere schreckliche Feuersbrunst. — Spaziergang durch einige Straßen von Pera. — Der Konfitürenhändler aus Zante. — Der portugiesische Schiffskapitain und der Tuneser. — Eine Weinschenke mit einem Schilde. — Der Basar der Frankenstadt. — S. 57 — 81.

5. Kap. Die französischen Gefangenen in Pera. — Ihre Wohnung und Behandlung. — Unglückliches Schicksal der Franzosen in der Levante beim Ausbruch des Kriegs mit der Pforte. — Traurige Geschichte eines vielversprechenden Jünglings. — Etwas über die Schlacht bei Aboukir, über Sir Sidney Smith und über Lord Elgin. — Unterhaltung und Pensionen der Gefangenen. — S. 81 — 102.

6. Kap. Der Traiteur Jacoba. — Ein paar Menschengruppen am Billard, an Spiel- und Eßtischen. — Etwas über die Päsße in der Türkei. — Urtheil eines Franken über den veränderten Ton in Pera. — Seiltänzer und Luftspringer. — Die Verirrung. — Bekanntschaft mit einem emigrirten polnischen Edelmann. — Baron Heidenstam. — S. 102 — 130.

7. Kap. Charakteristik der Bewohner von Pera. — Unwissenheit der Muselmänner in Ansehung der Franken. — Eine Anekdote aus dem vorletzten Kriege mit den Russen. — Eintheilung der Franken in Nationen. — Die Italiäner. — Die Franzosen. — Die Ragusäer. — Die Deutschen. — Die Engländer. — Die Russen. — Das Gemisch der übrigen europäischen und asiatischen Nationen. — S. 130 — 163.

8. Kap. Sitten und Lebensart der Peraer. — Unterschied der Stände. — Das diplomatische Korps und die eleganten Zirkel. — Der Kaufmanns- und der Mittelstand. — Gesellschaften, Kultur und Luxus. — Etwas Allgemeines über die Vorstadt Galata. — S. 163 — 192.

9. Kap. Ansicht von der Westseite von Pera. — Das Getümmel an den Kays der Gestade. — Die Tschaiken und Tschaikiers. — Prachtanblick des Hafens. — Unaufhörlich wechselnde Szenen auf und um denselben. — S. 192 — 112.

10. Kap. Noch einige Blicke längs dem Meerbusen hin. — Gewimmel und Hafenlärm. — Anblick der Rheede der Hauptstadt. — Schilderung einiger Figuren aus dem großen Gemälde. — Die Landung. — S. 112 — 227.

11. Kap. Das Menschengewühl in den Straßen. — Genüße für den Beobachter bei einem Spazier-

gange durch die Stadt. — Gefahren für den Fremden. — Häuser u. Terrassen. — S. 227 — 244.

12. Kap. Ein paar Beispiele von dem, was einem in den Straßen der Stadt aufstößt. — Beschreibung eines morgenländischen Hans. — Durchflüge durch den Basar. — Unermeßliche Größe und Pracht desselben. — Die Juweliers, Silber- und Goldarbeiter. — Die Wechselbuden und Gewölbe von Stoffen aller Art. — Die Pelzhändler und Zuckerbäcker. — S. 244 — 270.

13. Kap. Die Gewürzkrämer und Materialisten. — Der Fleisch- und Fischmarkt. — Das Quartier der Schuster und Schneider. — Die Seiden- und Baumwollenspinnereien. — Unterschied der morgenländischen Handwerksleute von den deutschen. — Die Lederarbeiter und Färbereien. — Die türkischen Kleinigkeitskrämer und die Buchhändler. — S. 270 — 289.

14. Kap. Noch einige allgemeine Betrachtungen über den Basar. — Erleuchtung und Spaziergänge auf demselben am Abende. — Einrichtung der Buden und Gewölbe. — Gute Polizei und Sicherheitsmaasregeln. — Schließung der Basarsstraßen. — Verlegenheit, worin sich die christlichen Kaufleute bei einem Volksaufruhre befinden. — Konstantinopel im weitläuftigen Sinne ein allgemeiner Basar. — Die Judenstadt innerhalb der Ringmauern. — S. 289 — 305.

15. Kap. Die Ausflucht nach Skutari. — Blicke auf die Gestade Europa's und Asien's. — Leander's Thurm. — Etwas zur Skizze der asiatischen Vorstadt Skutari. — Ihre Lage und Wichtigkeit. — Prächtige Aussicht auf den Höhen hinter Skutari. — S. 305 — 324.

16. Kap. Rückkunft ins Hotel. — Tragisches Schauspiel zwischen einem Araber und einem Östreichischen Offiziere. — Enträthselung. — Geschichte des Muselmanns. — S. 324 — 335.

Inhalt des zweiten Bandes.

17. Kap. Bemerkungen über die Begleitung durch einen Janitscharen. — Scheinbare verschiedene Wirkung des Kaffees in Europa und in der Levante. — Die arabischen Plauderer in den Kaffeehäusern. — Menagerie des Großherrn. — S. 1 — 22.

18. Kap. Öffentliche Spazierplätze der Franken in der Nähe von Pera. — Beschreibung des Wegs zum größten derselben. — Schlechter Zustand des Akkerbaues in den Environs der Hauptstadt. — Der Hunde Marstall des Großherrn. — Avanien, denen die fränkischen Frauenzimmer ausgesetzt

sind. — Art der Belustigung auf den Leichenfeldern. — S. 22 — 40.

19. Kap. Besuch in einem italiänischen Hause zu Pera. — Neue Bekanntschaft. — Abentheuer eines jungen unerfahrnen Deutschen in Konstantinopel. — S. 40 — 55.

20. Kap. Die Fahrt nach den Prinzeninseln. — Empfindungen bei einem Meersturme. — Verhältniß der Prinzeninseln zur Hauptstadt. — Vergleichung derselben mit den europäischen Badeorten. — Treffliches und der Gesundheit heilsames Klima dieser Inseln. — S. 55 — 71.

21. Kap. Einige nähere Notizen von den Prinzeninseln und ihren Bewohnern. — Das Städtchen längs dem Kay. — Von den Eingebornen und Fremden. — Das griechische Kloster. — Reizende Fluren u. Büen. — Die Rückfahrt. — S. 71 — 86.

22. Kap. Die gemischte Abendgesellschaft. — Schwedische Offiziere in Pera. — Anekdoten einiger Schiffkapitains. — Etwas vom Fürsten Hanscherli. — Motive seiner Hinrichtung. — Schreckliches Schauspiel, das dem Volke gegeben ward. — S. 86 — 101.

23. Kap. Neue Überfahrt zur Stadt. — Abentheuer eines Engländers mit einer Türkin. — Hunde Unfug in den Straßen. — Avanien der Muselmänner gegen die Franken ohne Unterschied der Nation. — S. 101 — 124.

24. Kap. Rückweg zum Hafen. — Der Sultan Inkognito. — Schnelle türkische Justiz. — Interessante Bekanntschaft mit einem Renegaten. — Motive zu seinem Übergang zum Moslemismus. — S. 124 — 139.

25. Kap. Das Mittagsmahl bei einem muselmännischen Freunde. — Ein paar Worte über türkische Literatur. — Unwissenheit der Peraer in allem, was die Gelehrsamkeit der Muselmänner betrifft. — Schwierigkeiten an Ort und Stelle selbst etwas von ihr zu erfahren. — Türkische Gerechtigkeitspflege in einem Beispiele. — Rettung eines Franken aus den Händen der Türken. — S. 140 — 153.

26. Kap. Der Weg nach Dolma-Backdscheh. — Über das Tabacksrauchen durch Wasser. — Die Zigeuner als Musikanten. — Die einfache Mahlzeit. — Der Sommerpallast des Großherrn und seine Gärten. — Allgemeine Spazierplätze der Türken. — S. 154 — 170.

27. Kap. Der Sonntag im Hotel de Bourlan. — Die Korfuer in Konstantinopel. — Grausame Politik der türkischen Regierung. — Die entdeckte Hinterlist eines Kapidschi-Baschi. — S. 171 — 188.

28. Kap. Besichtigung der Nordseite des Hafens. — Lison, ein französischer Juwelirer. — Etwas über den Schatz von Edelsteinen im Serail. — Eine neue Art von Schauspielern und Improvisatoren. — Die Araber in den großen Städten der

Türkei. — Unterschied der Physiognomien der Süd- und Nordländer. — S. 188 — 203.

29. Kap. Blick auf Tershana. — Kaßim-Pascha und das Ayna-Serai. — Beschreibung der Schiffsarsenale und Magazine. — Topana oder die Zeughäuser und Stückgießereien. — Pallast des Topdschi'-Baschi. — Kaserne für die Artilleristen. — Batterien an den Gestaden. — S. 204 — 220.

30. Kap. Schrecken beim Erwachen. — Gewaltsames Matrosenpressen. — Beobachtung des Sonnenaufgangs auf dem Thurme zu Galata. — Eine türkische Vermählungsfeierlichkeit. — Ermordung eines Griechen. — Die Muselmänner in den Kaffeehäusern. — Hang zum Schachspiele. — S. 221 — 239.

31. Kap. Die Karavane von Brusa. — Prächtiges Schauspiel eines vom Stapel laufenden türkischen Schiffs. — Zufällige Bekanntschaft mit einem Arzte aus Widdin. — Charakteristik Paßwan-Oglu's. — Anekdoten von diesem merkwürdigen Manne. — S. 240 — 258.

32. Kap. Charakterschilderung der Bewohner der jonischen Inseln. — Politische Blicke auf die Wichtigkeit dieser Länder. — Die englischen Offiziere in türkischem Dienste. — Noch einige Züge aus dem Leben des berühmten Widdiners. — Schreckliches Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe. — Listiges Be-

nehmen eines fränkischen Arztes in einer großen Verlegenheit. — S. 258 — 279.

33. Kap. Abfertigung der Klagen der Reisebeschreiber über die Enge und den Unflat in den Straßen der Stadt. — Skizzirte Beschreibung eines morgenländischen Bades. — Üppigkeit und raffinirter Lebensgenuß. — Seelige Wollust der Muselmänner in den Schwitzbädern. — S. 280 — 310.

34. Kap. Enormer Luxus, der mit den Bädern in Konstantinopel getrieben wird. — Einrichtung und Preise derselben. — Öde Plätze und Ruinen innerhalb den Mauern der Stadt. — Aas in den Straßen. — Ein paar belustigende Thierszenen. — Wiederum ein Beispiel von morgenländischer Eifersucht. — Die siegreiche Brigantine. — S. 311 — 328.

35 Kap. Einige allgemeine Betrachtungen über Konstantinopel. — Etwas von der Reise des Verfassers nach dieser Hauptstadt. — Physiognomie des Ganzen. — Das Leben und Weben in der türkischen Metropolis. — Schilderung der verschiedenen Tageszeiten. — Der Morgen. — S. 328 — 357.

36. Kap. Spaziergänge und Belustigungen der Konstantinopolitaner in der Frühe des Tages. — Ein paar Worte über die Türkinnen. — Unterschied der orientalischen Frauenzimmer von den europäischen. — Guter Rath an die Fremden. — Die Griechinnen und Armenierinnen. — Wallfahrten der Konstantinopolitanerinnen nach den

vielen Lustörtern in den Environs der Hauptstadt. — Allgemeiner Wirrwarr und allgemeine Thätigkeit in allen Straßen. — Die Gerichte und Büreaus; — Kriegerische Übungen und Kampfspiele. — Manövres der Artillerie- und Seekorps. — S. 357 — 374.

37. Kap. Der Mittag in Konstantinopel. — Verschiedene Tischzeit der Einwohner. — Die Hundefütterer. — Die Teriakis. — Die Siesta. — Große Unsittlichkeit der Janitscharen. — Schlechtes Beispiel Sultan Selim's. — Freuden- und Trauerfeste, fröhliche und niederschlagende Szenen. — Allgemeine Volksbelustigungen. — S. 375 — 395.

38. Kap. Die Stunden des Gebets. — Ansehn der Narren in der Türkei. — Über Zusammenrottirungen. — Allgemeine Veränderung der Szenen beim Anbruch der Nacht. — Wenige Sicherheit auf den Straßen zu dieser Zeit. — Ende des Tages. — S. 395 — 414.

39. Kap. Die verschiedenen Bewohner und Nationen in Konstantinopel. — Charakteristik der Türken insonderheit. — Ihre Mäßigkeit. — Opium, Kaffee, Tabak. — Einfache Sitten und Lebensart. — Verachtung anderer Nationen. — Feierlichkeit und Gravität im äußern Benehmen. — Physiognomie. — Maaßstab des Volksglücks unter den Türken. — S. 415 — 440.

40. Kap. Vergleichung der Türken mit den Europä-

ern. — Beide sind einander Antipoden in jeder Hinsicht. — Statur und Embonpoint. — Anzug und Kostüm. — Der Turban und Bart. — Das Fess und der Kauk. — Der nackte Hals. — S. 441 — 459.

Inhalt des dritten Bandes.

41. Kap. Die türkischen Hemder und Beinkleider. — Die morgenländischen Fußbekleidungen. — Die Oberkleider, Pelze und Benische. — Noch ein paar Beispiele von der Verschiedenheit der abendländischen und morgenländischen Sitten und Gewohnheiten. — S. 3 — 24.

42. Kap. Die Konstantinopolitaner-Griechen. — Eigenschaften und Verderbtheit. — Schilderung der hiesigen Armenier. — Etwas von den Juden am Bosporus. — Andere Nationen in Konstantinopel. — S. 25 — 51.

43. Kap. Charakter der Morgenländerinnen. — Unterschied der Frauenzimmer des Orients von denen des Okzidents. — Was man in der Türkei von weiblicher Schönheit erheischt. — Etwas

über die Kleidung der Türkinnen. — Schlußanmerkung. — S. 51 — 73.

44. Kap. Die Morgenfahrt nach Tarapia. — Reizende Ansichten auf der Meerreise. — Entzückende Gegenstände an den europäischen und asiatischen Gestaden. — Ankunft in der Griechenstadt. — Das Pittoreske ihrer Lage. — Die Neugriechen und ihre Fürsten. — S. 73 — 88.

45. Kap. Das Fest bei einem Großen in Tarapia. — Luxus und Verschwendung der vornehmen Griechen. — Morgenländische Sitten vor und bei der Tafel. — Köstliche Besetzung des Tisches nach orientalischem Geschmack. — S. 89 — 103.

46. Kap. Einige Notizen von Ali-Pascha. — Seine Macht und die Größe seiner Paschalik. — Beschreibung der Montenegriner und ihres Vaterlandes. — Streitigkeiten dieser Nation mit den Muselmännern. S. 104 — 124.

47. Kap. Empörung der Montenegriner gegen Ali-Pascha. — Der Metropolit zu Montenegro als Held und Staatsmann. — Völlige Niederlage der Türken. — Entstehung eines neuen Staats unter Rußland's Garantie. — S. 125 — 141.

48. Kap. Heldenmuth der Neugriechen. — Noch einige Fehden Ali-Vezir's mit einigen seine Paschalik umgebenden Nationen. — Unerschrockene That zweier griechischen Jünglinge. — Theilung

des Reichs von Ali unter seine Söhne. — Ehrsüchtige Pläne des Oberpascha's. — S. 142 — 160.

49. Kap. Die umliegende Gegend von Tarapia. — Fürst Kalimachi. — Trauriges Schicksal eines reich gewordenen Griechen. — Der junge Van-Hanscherli. — Nachtlager in der Stadt. — Rückreise. — Beschaffenheit der Fahrt auf dem Kanal. — Die Frauenzimmer des Großherrn in ihren Barken. — S. 160 — 178.

50. Kap. Merkwürdiges, aber schreckliches Beispiel einer Feuersbrunst in Konstantinopel. — Türkische Polizei und Löschungsanstalten. — Allgemeine Furcht bei dieser Gefahr, aber Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit der Einwohner, wenn sie vorüber ist. — Ein paar Anekdoten zum Schluß dieser Szene. — S. 178 — 197.

51. Kap. Bevölkerung von Konstantinopel. — Ursachen von der großen Anhäufung von Menschen in den Städten der Türkei. — Beständiger Zuwachs an Einwohnern, den die Hauptstadt erhält. — Zusammenfluß alles in der Türkei zirkulirenden Geldes in der Residenz. — Die Menge jährlich eingeführter Sklaven und Sklavinnen. — S. 198 — 221.

52. Kap. Zusammenfluß aller Umstände und Einrichtungen zur Erhaltung einer beständigen ungeheuren Volksmenge in der Hauptstadt. — Unmöglichkeit, genaue Data von dem eigentlichen Etat

der Bevölkerung von Konstantinopel zu bekommen. — Unsichere Kalküls. — S. 221—237.

53. Kap. Ein Blick auf die türkische Staatsverfassung. — Daraus entstehende Hindernisse für den Wohlstand der Türkei und der Hauptstadt. — Einige Betrachtungen über den Despotismus überhaupt und den osmanischen insonderheit. — Folgen der Unkultur. — S. 238—253.

54. Kap. Besuch des großen Pferdemarkts zu Skutari. — Die morgenländischen Pferde. — Ihre Eigenschaften und Zurichtung. — Behandlung und Futter. — Theure Preise und starke Konkurrenz. — Noch Etwas über die Gegend zunächst um die asiatische Vorstadt. — Einige merkwürdige Menschengruppen. — Eine Naturseltenheit. — Weinberge und Todtenäcker nebst Betrachtungen über beide. — Wohnhäuser für die Arbeiter der Gräber. — Die Störche in der Levante. — S. 254—278.

55. Kap. Blicke auf die Vorzeit Asiens und des Bosporus insonderheit. — Europa und das Morgenland. — Kurze Übersicht der Geschichte von Konstantinopel von der Zeit, worin sie Konstantin der Große zur Metropolis der Welt erhub bis zu der emporwachsendeu Macht der osmanischen Sultane. — Erste Niederlassungen der Türken auf europäischem Grund und Boden. — Eroberung von Gallipoli und Adrianopel durch die Musel-

männer. — Abwendung der Gefahr, worin schon damals das griechische Kaiserthum schwebte, durch den Angriff des Weltstürmers Timur auf das osmanische Reich. — S. 278 — 298.

56. Kap. Begebenheiten, welche der muselmännischen Eroberung von Konstantinopel zunächst vorhergingen. — Über die Lage und Politik Europa's im damaligen Zeitalter. — Versuche der Päbste und Kaiser, eine Vereinigung der abend- und morgenländischen Kirche zu Stande zu bringen. — Das Unternehmen Königs Ladislaus, die Muselmänner aus Europa zurückzutreiben. — Blutige aber für die Christen unglückliche Schlacht mit Amurath. — Anlegung von festen Schlössern durch die Türken an den Mündungen des Bosporus. — Immer näher und furchtbarer zieht sich das Gewitter über Konstantinopel zusammen. — S. 299 — 320.

57. Kap. Rüstungen Sultan Muhameds zur Belagerung von Konstantinopel. — Seine Heeresmacht und Vertheidigungsanstalten der Griechen. — Mehrere glücklich abgeschlagene Stürme der Muselmänner. — Sieg einer griechischen Flotille über eine türkische. — Neuer Plan Muhameds die Stadt durch ein unerhörtes Manöuvre zur Übergabe zu zwingen. — Angst und Schrecken in der Metropolis. — Großer allgemeiner Sturm der Türken und Einnahme der Stadt mit dem

Säbel in der Faust. — Schreckliches Blutbad, furchtbarer Muth der Belagerer und verzweifelte Gegenwehr der Belagerten. — Triumphirender Einzug des Siegers und allgemeine Plünderung. — S. 321 — 343.

58. Kap. Rückkehr nach Skutari. — Unterschied der asiatischen und europäischen Türken. — Verderbtheit der Konstantinopolitaner und Tugenden der Asiaten. — Bevölkerung und Reichthum von Skutari. — Spaziergang auf der linken Seite der Stadt. — Kalzedon, der Leuchtthurm und Fanari-Kiosk. — S. 344 — 363.

59. Kap. Ein Gang zur Dschamie des Sultan-Achmed's. — Prachtvolle Erscheinung dieses Gebäudes auf dem Hippodromus. — Das Kolossalische und Majestätische seiner Doms, Säulen und Minarets. — Der Vorhof des Tempels. — Ein Blick in das Innere desselben. — S. 364 — 378.

60. Kap. Lustparthie nach der Gegend der süßen Wasser. — Die Rheede und die Flüsse, welche sich hier in den Hafen ergießen. — Fahrt auf dem Lykus. — Reize und Anmuth der Landschaft. — Aussicht auf den Hafen. — Der Kiosk des Sultans. — Schilderung der mannigfachen Kunstanlagen und Naturschönheiten dieses Orts. — Weiden für die Pferde des Serails und der türkischen Großen. — Exerzierplätze für die Artilleristen und

Truppen. — Wege und Straßen von diesem Orte nach andern Gegenden. — S. 379 — 397.

61. Kap. Konstantinopel einer der Hauptsitze der orientalischen Gelehrsamkeit. — Häufige Gelegenheit für den Europäer, sich Kenntnisse in der Literatur der asiatischen Nationen zu verschaffen. — Die Bibliotheken des Serails, der Dschamien, Schulen und Stiftungen. — Die große Anzahl solcher Kitab-Khanehs und Institute für die Gelehrsamkeit in der Hauptstadt. — Die Hafiz-Kutubs oder Aufseher der öffentlichen Büchersammlungen. — Instruktionen derselben. — Mit was für Erwartungen der gelehrte Franke solche Anstalten besuchen müße. — S. 398 — 420.

62. Kap. Einrichtung der öffentlichen Bibliotheken zu Konstantinpoel. — Das Äußere und Innere der Gebäude und Säle. — Pracht und Eleganz. — Merkwürdigkeiten für den europäischen Gelehrten in denselben. — Die Art der Aufstellung der Bücher in den Sallons. — Sorgfalt, welche auf die Erhaltung derselben gewandt wird. — Verzierungen und Kostbarkeiten der Werke. — Die Literatur des Orients. — S. 421 — 437.

63. Kap. Bequemlichkeiten und Benutzung der öffentlichen Büchersammlungen. — Quellen, aus welchen denselben ein beständiger Zuwachs zufließt. — Die Fonds, die sie haben, die vielen Geschenke und Vermächtnisse, die ihnen zugetheilt

werden. — Ganz verschiedene Motive der Muselmänner und Europäer bei Dotationen der Art. — Besichtigung der Bibliothek des Großvezirs Raghib-Pascha's. — Merkwürdigkeiten und Gesellschaft daselbst. — S. 438 — 453.

64. Kap. Fahrt nach Bojuckdereh auf dem Marktschiffe. — Einrichtung, Preiß, Bequemlichkeit und Gesellschaft auf diesem Fahrzeuge. — Gedanken über den Einfluß einer schönen Natur aufs menschliche Gemüth. — Etwas über Religionsveränderung in der Türkei. — Unglück eines griechischen Kauffahrteischiffs in der Bay von Tarapia. — Ankunft in dem reizenden Golf der Frankenstadt Bojuckdereh. S. 453 — 484.

65. Kap. Schwierigkeiten des Unterkommens für den Fremden in Bojuckdereh. — Kurze Schilderung des Orts und der Gegend. — Straßen und europäische Gebäude. — Spazierplatz der Franken an der Meeresküste. — Unvermuthetes Zusammentreffen mit einem alten Bekannten. — Die Morgenfahrt nach einem Badeplatze. — Seichte Stellen im Golf neben einigen Inselchen. — Rückkunft in der Stadt. — S. 485 — 507.

Chemnitz,
gedruckt bei C. G. Kretschmar.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Murhard, Friedrich Wilhelm August,

Gemälde von Konstantinopel

Bd.: 3

Penig [u.a.] (1804)

Turc. 96 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10787054-4